Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erster Band.

Aus dem

Leben eines Volkskämpfers.

Erinnerungen

von

Corvin. Wierzbitzki, Otto

> Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat.

Erster Band.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Amsterdam,

Gebrüder Binger.

1861.

Druck von Gebrüder Binger in Amsterdam.

Dem

besten und edelsten deutschen Weibe,

der treuen und muthigen Helferin in Noth und Gefahr,

seiner

vielgeprüften, herrlichen Gattin

Helena von Corvin-Wiersbitzka

widmet dieses Buch

in

Verehrung, Liebe und Dankbarkeit

Der Verfasser.

Meine Helene!

Wenn ich Deine Erlaubniß erbeten hätte, Dir dieses Buch widmen zu dürfen, würde Deine Bescheidenheit sie mir verweigert haben. Du hast im Leben mir so viel Schweres zu verzeihen gehabt, verzeih mir auch diese kleine Sünde, die aus dem dringenden Wunsche entspringt, Dir öffentlich ein Zeichen meiner Liebe und Dankbarkeit zu geben. Treuer, muthiger und liebevoller hat nie eine Gattin ihre Pflichten erfüllt, als Du es während der nun hinter uns liegenden dreizehn Jahre voll Kummer, Sorgen und Noth gethan; die Würde, mit welcher Du sie getragen, ist über jedes Lob erhaben. Möchten Dein eigenes Bewußtsein, meine bewundernde Anerkennung und die Achtung der Menschen Dir ein kleiner Ersatz sein für die Leiden, welche Dir meine Handlungen bereiteten!

London, im Frühjahr 1861.

Corvin.

Vorwort.

„Es ist eine schwierige und kitzliche Sache für einen Mann, von sich selbst zu reden; es beleidigt sein eigenes Herz, etwas Nachtheiliges zu sagen und das Ohr des Lesers, etwas Lobendes von ihm zu hören."

Cowley.

Da Niemand gezwungen ist, die nachfolgenden Blätter zu lesen, so halte ich es auch für überflüssig, die Veröffentlichung derselben durch den Druck zu rechtfertigen; aber für Diejenigen, welche sie freiwillig, aus Freundschaft, Feindschaft, oder bloßer Neugierde lesen werden, will ich einige Erklärungen über den Ursprung und Zweck meines Buches geben.

Dasselbe wurde größtentheils im Zellengefängniß in Bruchsal geschrieben, in welchem ich volle sechs Jahre in fast absoluter Einsamkeit zubrachte. Das Werk entstand nicht in der Reihenfolge, in welcher es hier erscheint; auch war nur die letzte Hälfte für die Oeffentlichkeit bestimmt; ich schrieb die erste nur allein zu meiner eigenen Unterhaltung und um die Zeit zu tödten. Schon in den Kasematten von Rastatt hatte ich einige die Revolution betreffende Erinnerungen aufgezeichnet; ich vervollständigte sie im Zuchthause und machte es möglich, die Blätter an die Redaction des Morgenblattes gelangen zu lassen, welches sie abdruckte, wie es schon früher

die Beschreibung des abenteuerlichen Zuges gebracht hatte, den die deutsche Legion, deren Chef des Generalstabes ich war, im Frühjahr achtzehnhundert und achtundvierzig von Paris nach Baden machte und der mit dem Gefecht bei Nieder-Dossenbach endete. — Als ich das Gefängniß endlich im Oktober achtzehnhundert und fünfundfünfzig verließ, machte ich den Theil meiner Erinnerungen druckfertig, welcher mit der Februar-Revolution in Paris beginnt und mit meiner Freilassung endet. Es gelang mir, eine der bedeutendsten Verlagshandlungen Deutschlands dafür zu gewinnen und ich ging, um das Erscheinen zu befördern, nach Hamburg. Meine Anwesenheit in dieser freien Stadt und das beabsichtigte Erscheinen meiner Erinnerungen wurden in Berlin bekannt und die Hamburger Polizei erhielt den Befehl, mich — einen sächsischen Bürger — zu arretiren und meine Papiere in Beschlag zu nehmen. Der Befehl wurde ausgeführt, während ich gefährlich krank daniederlag. Glücklicherweise war das Manuscript, welches man suchte, bereits in sichern Händen und wie es mir gelang, in Kleidern meiner Frau nach dem Holstein'schen zu entkommen, werde ich an einem andern Orte erzählen.

Diese längst niedergeschriebenen Erinnerungen, deren Druck durch Umstände, deren Beseitigung nicht in meiner Macht lag, verzögert wurde, haben sich seitdem erweitert, so daß das vorliegende Werk, anstatt nur fragmentarische Erinnerungen zu bringen, nun auch zugleich meine Autobiographie enthält. — Mangel an Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit in Bezug auf meine eigene Person wird mir gewiß Niemand vorwerfen können; ja Freunde tadeln mich wegen Uebertreibung in dieser Hinsicht. Eine alte würdige Freundin, die Gräfin Mensdorf, pflegte mir häufig zu sagen: „Sie haben einen bösen Fehler; es macht

Ihnen Spaß, sich stets noch leichtsinniger hinzustellen, als Sie wirklich sind. Nehmen Sie sich in Acht, daß Ihnen die Menschen nicht glauben." —

Der Zweck der zweiten Hälfte meines Werkes ist ein mehrfacher.

Zunächst beabsichtigen diese Darstellungen der revolutionären Ereignisse von achtzehnhundert achtundvierzig und neunundvierzig dem spätern Geschichtsschreiber in der Schilderung dieser Zeiten zu nützen. Ich selbst bin Geschichtsschreiber, — wenn die Herausgabe einiger umfassender historischer Originalwerke mir einen Anspruch auf diesen Namen giebt, — und ich weiß mich sehr gut der Begierde zu entsinnen, mit welcher ich bei meiner Geschichte der großen niederländischen Revolution, nach solchen gleichzeitigen Memoiren forschte und wie häufig meine Bemühungen dadurch belohnt wurden, daß ich in ihnen den Schlüssel zu gänzlich widersinnig erscheinenden historischen oder politischen Thatsachen fand. Am werthvollsten waren mir aber immer die Berichte verständiger Theilnehmer und Augenzeugen von Begebenheiten, die trotz Verworrenheit und Parteilichkeit für den verständigen Geschichtsschreiber am allernützlichsten sind. Wenn ich nun auch in den wichtigen Ereignissen jener Jahre keine sehr hervorragende Rolle spielte, so hat es sich doch so gefügt, daß ich nicht allein Zuschauer, sondern auch Haupttheilnehmer an einigen Katastrophen dieser Zeit wurde, und was ich that, sah, erlebte, erzähle ich einfach und der Wahrheit treu, die Reflexionen meistens dem Leser überlassend. Ist auch die historische Wichtigkeit meines Buches von nicht großer Erheblichkeit, so ist doch das Zeugniß eines Augenzeugen und Mitspielers nicht werthlos.

Ein anderer Zweck meines Buches ist ein rein persönlicher. Die stolzeste Erinnerung meines Lebens ist es, daß

ich zu Denjenigen gehörte, die von der siegenden Gewalt ausgesucht wurden, um an ihnen die „Verbrechen“ der für ihre Verfassung aufstehenden Deutschen zu rächen. Ich bezahlte diese Ehre mit dem Verlust von fast Allem, was dem Menschen das Leben lieb macht. Zum Tode verurtheilt, erlitt ich, wenn die Sentenz auch nicht vollzogen wurde, Alles, was diese Strafe furchtbar macht; dann erduldete ich in der einsamen Zelle eines Zuchthauses die höchste gesetzliche Einzelhaft, und endlich ward ich durch die Verfolgungen der Gewalthaber von Ort zu Ort gehetzt und zuletzt in die Verbannung getrieben, in welcher ich nun schon seit beinahe sechs Jahren lebe. Ich erduldete also alle die Uebel, welche die meisten meiner Leidensgefährten nur einzeln trafen, und die Folgen dieser vereinigten Uebel waren in diesem Verhältniß härter. Als ich nach sechs Jahren die Zelle verließ, war ich geistig und körperlich in einer solchen Weise erschöpft und erregt, daß geistige und körperliche Ruhe Lebensbedingungen waren. Beide wurden mir nicht vergönnt. Von allen Familienbanden durch meine Theilnahme an der Revolution getrennt, durch die lange Gefangenschaft der Welt und selbst meinen persönlichen Freunden entfremdet, arm und hülflos, war ich vom ersten Augenblicke an gezwungen, um meine Existenz zu ringen. Belebt durch die wiedererlangte Freiheit fand ich Kraft dazu. Aber ach, die Menschen waren zahm geworden und furchtsam. Was ich schrieb, klang wie ein Trompetenton in der Nacht. Die Schläfer entsetzten sich und die zur „gesetzlichen Ordnung“ zurückgekehrten Deutschen betrachteten mich wie ein Gespenst, dessen Nähe Leib und Seele gefährden könne.

Noch in den nächsten Jahren nach der Revolution fanden ihre Märtyrer Sympathie und Hülfe; ich war aber zu lange im Gefängniß gewesen; die Sympathie war gestorben

und allgemeine Furcht herrschte. Mir reichte Niemand die Hand zur Hülfe, und darum zu betteln, wollte ich ebensowenig, wie es meine unvergleichliche Gattin gethan. — Wir gingen in die Verbannung, in ein Land, dessen Sitten und Sprache uns unbekannt waren und dessen Volk den Fremden ungern sieht und verachtet, obwohl es ihn an den Segnungen Theil nehmen läßt, die dort auch dem geringsten Bettler die freie Verfassung gewährt. — Die Leiden des Exils sind oft genug geschildert worden; sie trafen mich härter als Andere. Der Grund war wieder der, daß ich zu lange im Gefängniß geblieben. England war überfluthet mit Tausenden von politischen Flüchtlingen aller Nationen; die Sympathie der Engländer hatte sich erschöpft, oder war von näherliegenden Dingen und Ereignissen in Anspruch genommen. Diejenigen Flüchtlinge, die Glück und Geschick hatten, fanden Stellen, oder nach harten Entbehrungen und harter Arbeit lohnende Beschäftigungen; sie Alle hatten sechs volle Jahre vor mir voraus und kamen hierher mit frischem Muth und ungebrochener Kraft, — ich war schwach und todmatt; jede Stelle, die ich hätte einnehmen können, war schon von einem früher gekommenen Leidensgefährten besetzt und alle Zweige, in denen ich Beschäftigung hätte finden können, waren überfüllt. Die deutsche Presse war mir beinahe verschlossen; ich konnte mich in den Ton der Zeit nicht finden und die Verleger fürchteten Unannehmlichkeiten. Ich beschloß also, mir den Weg in die englische Presse zu bahnen. Das ist ein schwieriges Unternehmen; allein es gelang mir. Ich wurde Mitarbeiter an den von Charles Dickens redigirten Household-Words und an All the Year Round; ich schrieb gelegentlich für Chamber's Journal und für andere. Ich will schweigen von dem Elend dieser letzten sechs Jahre; sie waren fast härter, wie die in der einsamen Zelle. — „Es

ist süß, für das Vaterland zu sterben," sagt Horaz, obwohl natürlich nicht nach eigener Wahrnehmung; aber ich sage aus eigener Erfahrung: „Es ist nicht eben süß, für das Volk zu leben."

Ich zähle meine Leiden hier nicht auf, um nun mit dem Klingelbeutel herumzugehen und Sympathie einzusammeln; noch weniger verlange ich Mitleid. Spart es für die armen, schwachen Menschen, welche vor Angst ihre politische Farbe chamäleonartig wechselten, welche von allerlei Vortheilen verlockt, von Familienjammer bedrängt, vor den Gewalthabern sich zusammenkrümmten und zu irgend einem warmen Plätzchen, zu irgend einem fürstlichen Futtertrog schlängelten; spart es für die armen politischen Sünder, die nur mit Zittern die Posaune des politischen Weltgerichtes erwarten; spart es endlich für die schwächern Brüder und Leidensgefährten, deren Körper und Geist der Reactionssturm knickte; — ich brauche dieses Mitleid nicht. Mein Stolz und die mir vom Himmel gegebene Kraft hielten mich aufrecht. Wie ein erschöpfter Kämpfer frisch und gekräftigt aus einem Wasserbade steigt, so steige ich an Geist und Körper gestählt aus diesem Leidensbade. Mein Haar ist nicht ergraut, mein Körper nicht gebeugt und mein Geist frischer, kräftiger und — übermüthiger als je.

Ich bilde mir auch nicht ein, besondern Dank verdient zu haben. Ich handelte meiner Natur und Ueberzeugung gemäß; ich that, was ich nicht lassen konnte, was mir Freude machte zu thun und wozu ich zum Theil auch durch die Umstände veranlaßt wurde. Das Volk hat mich nicht zu seinem Dienst gedungen; was ich that, geschah freiwillig und ich bedaure nur, daß ich nicht Gelegenheit hatte, mehr zu thun; — es fehlte mir weder an Willen, noch an Kraft. Wenn ich nun aber auch weder Mitleid, noch Dank von

dem Volke beanspruche, so verlange ich doch mit allem Ernst Gerechtigkeit.

Während ich im Gefängniß war, haben Ausreißer sowohl als hirnverbrannte, ehrliche Fanatiker, die nichts thaten, was sie zur Flucht zwang, meine Ehre angegriffen und mich elender Handlungen beschuldigt. Ich hielt es nie der Mühe werth, mich dagegen im Detail zu vertheidigen; mein künftig erscheinendes Buch sollte es im Ganzen thun.

Manchem wird es vielleicht thöricht erscheinen, daß ich nach so vielen Jahren noch Werth auf Beschuldigungen setze, welche so lange her und durch Thatsachen längst widerlegt sind; allein nur Wenige kennen diese Thatsachen und Viele schenkten jenen Beschuldigungen Glauben; in ihnen erwacht bei Nennung meines Namens wenigstens noch eine dunkle Erinnerung an Schande, die damit in Verbindung gebracht wurde. Ich bin mir aber bewußt, die Achtung des Volkes verdient zu haben; sie ist der einzige Lohn und Ersatz, den ich für mein Wirken und Handeln, für meine Leiden in Anspruch nehme, sie ist mir im Interesse des Volkes selbst nöthig, und um diesen Lohn will ich daher kämpfen in diesen Blättern. Mögen Leute, deren Gewissen nicht rein ist, froh sein, wenn das Moos der Jahre ihre unklaren Handlungen verdeckt; ich liebe Klarheit und Wahrheit; ich brauche meine Handlungen und meine Person nicht vor dem Volke zu verbergen; im Gegentheil, es ist mir sehr viel daran gelegen, daß es mich und meine Adresse ebenso gut kenne wie die Polizei, über deren Mangel an Berücksichtigung ich mich niemals zu beschweren Ursache hatte.

Die meistens von anonymen Personen in demokratischen Journalen gegen mich ausgesprochenen Anklagen lassen sich in folgende Beschuldigungen kurz zusammenfassen: Ich sei

ein Verräther und habe an dem badischen Aufstande nur im Interesse und Solde der preußischen Regierung Theil genommen, habe mich deshalb zu Stellen gedrängt, die man mir verweigert und habe endlich auf verrätherische Weise die Uebergabe der Festung Rastatt bewirkt.

Aus den in nachfolgenden Memoiren erzählten, historischen Thatsachen und mitgetheilten Documenten wird bis zur Evidenz hervorgehen, daß alle diese Beschuldigungen nicht allein falsch, sondern völlig aus der Luft gegriffen sind und der Leser wird sich überrascht fragen: Was veranlaßte einige Stimmführer der demokratischen Partei zu Beschuldigungen, von deren Wahrheit sie nicht überzeugt waren, nicht überzeugt sein konnten? Welche Thatsachen liegen vor, durch die sie ihren Beschuldigungen in den Augen des Volkes einen solchen Schein von Wahrheit geben konnten, daß sie von einem großen Theil desselben geglaubt wurden?

Die Beantwortung dieser Fragen und die kurze Angabe der Thatsachen, durch welche das Widersinnige und Unwahre jener Behauptungen erwiesen wird, ist die Haupttendenz dieses Vorworts; sie ist lehrreich und von allgemeinem Interesse.

Es ist leider außer allem Zweifel, daß diejenigen Personen, welche sich zu Führern der demokratischen Partei in Deutschland aufwarfen, neben andern Mängeln auch den der vollendetsten politischen Unfähigkeit besaßen, die sich besonders dadurch beurkundete, daß sie zu ihren Zwecken die rechten Mittel theils nicht zu finden, theils nicht in Anwendung zu bringen wußten. Vor allen Dingen fehlte es ihnen an politischer Wissenschaft, an wirklichem Aufopferungsmuth, an Entschlossenheit und an — Geld.

Indem sie nun unter solchen Umständen alle ihre Zwecke auf ganz natürlichem Wege scheitern sahen, sich aber wie begreiflich schämten, die Schuld davon ihrer eigenen Unfähigkeit beizumessen, oder zu eitel waren, dieselbe sich selbst einzugestehen, verfielen sie auf den naheliegenden Ausweg, ihre Mißgeschicke stets für die Folge eines Verraths Einzelner auszugeben. Die Demokraten erlagen keinem Staatsstreich, verloren keine Schlacht, übergaben keine Festung, traten keinen Rückzug an, ohne daß sie Jemand wußten, der im Solde der Gegenpartei stand und durch seinen Verrath die alleinige Ursache des gelungenen Staatsstreiches, der verlorenen Schlacht, der übergebenen Festung, des angetretenen Rückzuges gewesen war, und mit dessen frech verletzter Ehre sie daher in den Augen des kurzsichtigen Volkes die Blöße ihrer schmachvollen Unfähigkeit verdecken konnten!

Mit diesem Verrathgeschrei machten die demokratischen Stimmführer bei dem deutschen Volke um so mehr Glück, als es in der Natur des Unterdrückten liegt, Alles, was ihn umgiebt und berührt, mit Mißtrauen und Argwohn zu betrachten. Aber eben in diesem sclavisch-scheuen Beargwöhnen liegt auch wieder die vorzüglichste Ursache, daß das Volk vielleicht noch lange bleiben wird, was es ist; denn jenem Mißtrauen fallen die edelsten Volkskämpfer zum Opfer. Revolutionen werden freilich nicht gemacht, sie machen sich; allein durchgeführt werden sie von Einzelnen, denen das Volk vertraut.

Zu den Verläumdungen gegen mich hatten jedoch die demokratischen Stimmführer auch rein persönliche Motive. Diese lagen zum Theil in meinen Beziehungen zu dem gleichfalls als Verräther bezeichneten Held, zum Theil in meinem eigenthümlichen Charakter und Wesen. Ueber die Natur

meines Verhältnisses zu Held, der als junger Officier vor dreißig Jahren mein Regimentskamerad gewesen war, mit dem ich mich später an der ihrer Zeit berühmten „Locomotive“ betheiligte und die „Illustrirte Weltgeschichte“ schrieb, wird in den nachfolgenden Blättern weitläufiger die Rede sein. Was meine Persönlichkeit anbetrifft, so begreife ich es vollkommen, daß meine Art und Weise nicht geeignet war, einer gewissen Klasse von lächerlich-fürchterlichen Demokratenführern zu gefallen, welche damals en vogue waren und bemerke nur, daß ich Männer wie Hecker, Mögling, Trützschler, Heinrich Simon, Löwe, Fröbel und andere eben so gute Männer zu meinen persönlichen Freunden zählen durfte; daß keiner der Officiere, welche in Rastatt unter mir standen, selbst diejenigen nicht, denen ich gelegentlich mit äußerster Strenge entgegentreten mußte, in dieses Verrathsgeschrei mit einstimmten, und daß der gemeine Mann und die Soldaten mir durchweg mehr Liebe und Vertrauen gezeigt haben, als irgend einem jener schleppsäbelnden, dünkelhaften und gemeinhochmüthigen Fortschrittshasen mit Löwenmähnen.

Ich habe unter sehr rauher und schmutziger Schaale manche vortreffliche Auster gefunden und weiß mich auch über ein abstoßendes Aeußere bei Menschen hinwegzusetzen, wenn der Kern ein tüchtiger ist; allein eine Auster, die auswendig schmutzig und inwendig faul ist, verachte ich nicht allein gründlich, sondern zeige es ihr auch, indem ich sie mit Entsetzen und um so größerem Aerger wegwerfe, als ich mir durch ihre Berührung die Finger beschmutzt habe. Das nimmt denn solche eitle demokratische Auster übel und schimpft mich Aristokrat und Verräther.

Obwohl ich schon ein Demokrat meiner Gesinnung nach war und für die Freiheit des Volkes wirkte zu einer Zeit, als meine Gegner unter den Demokraten kaum die Bedeu-

tung dieses Wortes kannten, und ich diejenigen anerzogenen und angeeigneten aristokratischen Eigenschaften weggeworfen hatte, die es mir wesentlich schien wegzuwerfen, so behielt ich doch die mich ansprechenden Gewohnheiten und gesellschaftlichen Formen, welche manche schlechterzogene Demokraten wohl nur deshalb verachten, weil sich dieselben nicht so plötzlich erlernen lassen und die, wenn so erlernt, unbequem sitzen. Sich in natürlicher Wildheit gehen zu lassen, ist ihnen bei weitem bequemer. — Da ich nun außerdem mir noch nicht genugsam bekannte Personen gern in einer bestimmten Entfernung halte, was dem brüderlichen Gefühl mancher Demokraten widerstrebt, welche sich küssen und dutzen, wenn sie einmal zusammen bekneipt waren; da ich ferner ziemlich scharf beobachte und leicht durch die Löwenhaut guckende Eselsohren entdecke, auch gar nicht blöde im Aussprechen meiner Meinung bin und dabei ein pikantes Wort, oder einen „schlechten Witz" nicht wohl zurückhalten kann, — so ist es leicht begreiflich, daß ich unzählige Eitelkeiten verletzte und mir grade unter denjenigen Personen viele Feinde erwarb, die trotz aller Eitelkeit doch immer die unheimliche Ahnung ihrer ungeheuern Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit mit sich herumtragen; solche Leute kann man sich mit einem Zucken des Mundes zu Todfeinden machen.

Ja, ich will mich noch härterer Fehler schuldig bekennen. Im Feuereifer für das, was ich für recht, ehrenvoll und gut erkannte, war ich oft heftig und rücksichtslos, ja ich fürchte grob — was ich beiläufig gesagt sehr nützlich fand — und hatte eine ganz besonders verletzende Art, mit geistigen Lumpen umzugehen. Schließlich stand ich in dem leidigen Ruf, Muth zu haben und „you may be sure, your true coward hates no man for anything so much as for his courage."

Höchst komisch ist der mir gemachte Vorwurf, daß ich mich zudringlicher Weise zur Theilnahme an der badischen Revolution gedrängt habe! Durch meine Theilnahme an dem Zuge im Frühjahr achtzehnhundert und achtundvierzig und durch meinen Aufenthalt in Straßburg war ich mit den badischen Angelegenheiten sehr gut bekannt geworden; ferner hielt ich Baden für Deutschland, meinte, daß man dort für die deutsche Verfassung kämpfen wolle und folgte endlich nur der in öffentlichen Blättern erlassenen Aufforderung des badischen Regierungs-Ausschusses an alle Officiere, sich bei der Revolution zu betheiligen.

Die Demokraten haben endlich, um mich zu verdächtigen, dem Volke die schlechten Bedingungen der von mir unterhandelten Uebergabe Rastatts insinuirt, welche Festung sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte; allein sie haben davon geschwiegen, auf welche Weise und durch welche Mittel sie selbst unter den obwaltenden Umständen im Stande gewesen wären, bessere Bedingungen zu erzielen; sie haben ferner davon geschwiegen, daß ich zum Abschluß der Capitulation auf Gnade und Ungnade — und zwar um jeden Preis noch vor Abend! — durch den Kriegsrath und die Besatzung von Rastatt ausdrücklich beauftragt war; sie haben davon geschwiegen, daß ein Theil der Rastatter Besatzung bereits auf dem Punkte war, den Belagerern verrätherisch die Thore zu öffnen und sie als Eroberer einzulassen, was gerichtlich erwiesen ist; sie haben davon geschwiegen, daß Rastatt auch ohne Capitulation verloren gehen mußte, da nicht allein die Lebensmittel zu Ende waren, sondern auch die revolutionaire Armee schon seit Wochen aufgehört hatte zu existiren und ihre Führer sich in die Schweiz gerettet hatten.

Noch vor nicht gar langer Zeit hörte ein Freund von mir in einem Kaffeehause in London, wo viel Deutsche zusammen zu kommen pflegen, Jemand laut sagen: „Ja mit solchen Führern wie Corvin mußte ja die Revolution scheitern!“ — Als mein Freund fragte, ob er mich kenne, was verneint wurde, und was er denn meine, das ich gethan haben solle, antwortete er: „Er hätte sich mit der Besatzung in die Luft sprengen sollen!“ — Um also den Beifall dieses und ähnlicher Helden zu gewinnen, welche sich schleunigst nach London hinübergesprengt hatten, sollte ich sechstausend Mann, ohne den allergeringsten Nutzen für die Sache der Freiheit, opfern! —

Würde ich heute nochmals genau in dieselbe Lage versetzt, als am Tage der Uebergabe, ich würde selbst mit vollkommener und klarer Kenntniß der Folgen, genau ebenso handeln, wie es mir damals von Ehre, Pflicht, Klugheit und Menschlichkeit geboten wurde. —

Indem ich mich jetzt zu den Thatsachen wende, durch welche das Widersinnige und Unwahre der gegen mich erhobenen Beschuldigungen erwiesen wird, kann ich mich sehr kurz fassen, da ich meinen Verläumdern nur einfach folgende Fragen vorzulegen brauche:

Wenn ich — nehmen wir an seit der Pariser Revolution — im Solde und Interesse der preußischen Regierung, also als Verräther am Volke handelte, wie will man es alsdann erklären:

Erstens, daß ich nach Unterdrückung des Hecker'schen Aufstandes von Seiten der badischen Regierung mit Steckbriefen verfolgt wurde?

Zweitens, daß ich durch den Chef der französischen Polizei, die ja bekanntlich den deutschen Regierungen sehr gefällig war, aus ganz Frankreich ausgewiesen wurde, wo ich doch durch mein Zusammenleben mit den Flüchtlingen und meine Stellung zu ihnen, als Verräther die ersprießlichsten Dienste hätte leisten können?

Drittens, daß ich aus Berlin zwei Mal streng verwiesen worden bin?

Viertens, daß die in Berlin wiedererstandene „Locomotive", die ich in Gemeinschaft mit Held schrieb, zwei Mal verboten wurde?

Fünftens, daß ich, der sogenannte verrätherische Ueberlieferer Rastatts, der also Baden und Preußen einen so großen Dienst geleistet haben soll, von dem Standgerichte zum Tode verurtheilt worden bin, welches Urtheil nur darum in zehnjährige Zuchthausstrafe umgewandelt wurde, weil sich eine Stimme dagegen ausgesprochen und weil es außerdem der Staatsanwalt „auf ungehörige Weise provocirt hatte," wie der Kriegsminister von Roggenbach sich gegen meine Frau ausdrückte und von allen Anwesenden bestätigt werden kann.

Sechstens, daß ich, abgesehen von der Haft in den Kasematten Rastatts und im gemeinschaftlichen Zuchthaus, die höchste gesetzlich erlaubte Frist der einsamen Zellengefangenschaft — sechs volle Jahre, bis auf den Tag, erdulden mußte?

Siebentens, daß ich, der im Solde der Regierung stehen, ja eine Million (!) Gulden für die Uebergabe Rastatts erhalten haben sollte, meine Frau in so bedrängten Umständen zurücklassen mußte, daß sie, um nur ihre bescheidenen Subsistenz-Ansprüche zu befriedigen, genöthigt war, zum Unterrichtgeben ihre Zuflucht zu nehmen?

Achtens, daß der Polizeipräsident von Hinckeldey, der mich einige Tage vor meiner Freilassung in der Zelle besuchte, gegen einige Personen Drohungen gegen mich äußerte, im Fall ich nach Preußen käme?

Neuntens, daß ich auf Verlangen des preußischen Gesandten gezwungen wurde, Frankfurt zu verlassen, wo ich mich nach der langen Gefangenschaft im Kreise der Familie meiner Frau einige Wochen erholen wollte?

Zehntens, daß ich auf besondern Befehl der Berliner Polizei in Hamburg arretirt wurde und man alle meine Papiere in Beschlag nahm?

Elftens, daß meine Frau, als sie in Berlin zu Besuch war, von der Polizei ausgewiesen, und daß diese Ausweisung ausdrücklich durch den Minister von Westphalen gutgeheißen und bestätigt wurde?

Zwölftens endlich, daß meine Frau unter einem Vorwande in Hamburg arretirt und acht Tage in einem gemeinen Gefängnisse eingesperrt wurde?

Dieses Alles mögen meine Verläumder mit meiner „Verrätherei" in Einklang bringen und ich will kein Wort mehr dagegen sagen.

Wem diese Darlegung der obwaltenden Verhältnisse nicht zu meiner Rechtfertigung genügt, wird sie hoffentlich in dem nachfolgenden Buche finden, und wem meine Auseinandersetzungen in dieser Vorrede zu weitschweifig erscheinen sollten, der möge bedenken, daß es sich hier um Etwas handelt, das mir noch lieber ist als mein Leben, meine Ehre; daß ich noch nie ein Wort zu meiner Vertheidigung schrieb; daß ich nicht wie Andere, die weniger gethan und gelitten, beständig meine Person und Wunden vor dem Publikum

zur Schau getragen habe, sondern schweigend duldete und wartete; daß ich endlich noch hoffe, meinem Vaterlande und Volke zu dienen und noch eben so freudig bereit bin wie sonst, für deren Größe, Einheit und vernünftige Freiheit, mit Aufopferung aller persönlichen Abneigungen, zu wirken, zu kämpfen und wenn es sein muß, zu sterben.

London, im Frühjahr 1861.

Corvin.

Inhalt.

I. Das elterliche Haus.

Seite

Erstes Capitel. Ursprung der Familie. — Marcus Valerius Corvinus. — Messala Corvin. — Die Corviner in Croatien. — Schloß Hunyad erbaut. — Butho Corvin heirathet Elisabeth Paleologa. — Johann Corvin Hunyad. — Seine Kinder Ladislaus, Mathias und Beatrice. — König Mathias Corvin. — Herzog Johann Corvin. — Die Grafen Corvin Krasinski in Polen. — Mein Urgroßvater kauft sich in Ostpreußen an. — Herr von Wierzbitzki. — Mein Großvater, preußischer General. . 3

Zweites Capitel. Mein Vater. — Meine Mutter. — Gumbinnen. — Das elterliche Haus. — Erste Eindrücke. — Merkwürdige Träume. — Ein großer Verlust 8

Drittes Capitel. Unser Hauswesen. — Stall und Hof. — Erste Spielkameraden. — Des Vaters Erziehungsgrundsätze. — Jähzorn. — Portrait des Vaters. — Die Schule. — Conrector Prange und seine Ochsenziemer. — Herr Wedekind. — Das Factotum. — Seltsame häusliche Unruhen . 19

Viertes Capitel. Jugendfreuden. — Meine Amme. — Ein neues Strafmittel, nützlich für Ehemänner. — Der „Onkel General." — Gehlweiden. — Die wilden Vettern. — Besuch bei der Mutter. — Besuch des „Herrn Doctors" und der Mutter in Gumbinnen. — Seltsame Situation. — Meine Reise nach Lyk 34

Fünftes Capitel. Aufenthalt in Lyk. — Der Stiefvater. — Die erste Feuersbrunst. — Seeabenteuer. — Eine neue Welt. — Ein lebendiger Dichter. — Zweite und dritte Feuersbrunst. — Besuch auf einem Landgute. — Rückkehr nach Gumbinnen. — Der Empfang. — Bruder Louis gefährlich auf der Jagd verwundet. — Eigenthümlicher Schlaganfall — Der Vater geht zum Abendmahl. — Sensation. — Er wird krank und stirbt. 44

Sechstes Capitel. Reise nach Halberstadt. — Berlin. — General von Brause. — Halberstadt. — Neue Eindrücke. — Die Spiegelsberge. — Umgegend. — Die Domschule. — Komische Stadtfiguren 62

II. Das Cadettenhaus.

Seite

Erstes Capitel. Hindernisse. — Der Commandeur sämmtlicher Cadettenanstalten. — Brief der Mutter an den König. — Cabinetsordre. — Abreise nach Potsdam. — Aufnahme. — Das Cadettenhaus. — Innere Einrichtung. — Hausordnung. — Schnappsäcke. — Examen. — Monsieur Accary. — Schulunterricht. — Herr Halsmann. — Das Melden. — Strafe. — Jähzorn. — Compagniebibliotheken. — Homerische Spiele. — Die beiden von Sch. und der Gouverneur Sprengbibl. — Der Regimentsarzt Baumann. — Spartanische Uebungen. — Das erste Duell. — Die Gärten der Cadetten. — Spaziergänge. — Theater. — Tragikomische Geschichte. — Kirchenbesuch. — Unser Prediger 73

Zweites Capitel. Oberst von Steinwehr. — Seine Zerstreutheit. — Seine Güte. — Major von Eberhardt. — Hauptmann von Rebenstock. — Der Regimentsarzt Baumann. — Krieg mit ihm. — Oelmalerei. — Gouverneur Buchholz. — Tieks dramatische Märchen. — Mein Trauerspiel Jugurtha. — Klägliches Ende desselben. — Pensionäre im Cadettencorps. — Zarte Freundschaftsbündnisse. — Friedrich von Sallet. — Ausurlaubgehen. — Besuch in Berlin. — Ferienreisen nach Hause. — Tod des Obersten. — Der neue Compagniechef. — Besuch sämmtlicher königlicher Schlösser. — Versetzung in die Cadettenanstalt nach Berlin . 101

Drittes Capitel. Das Berliner Cadettenhaus. — Der Feldmarschallsaal. — Der Degen des Kaisers Napoleon. — Uniform. — Waffen. — Der Unterricht. — Mein Hauptmann. — Die andern Officiere. — Herr Dunkel. — Kulmer und Potsdamer. — Herr Kämpf. — Cadettenstreiche. — Die Pagen. — Scene zwischen dem General und einem Cadetten, der Prügel erhalten soll. — Die Linsenverschwörung 115

Viertes Capitel. Der Unterricht. — Unsere Lehrer. — Monsieur L. — Der Mathematiker, Lieutenant G. — Professor Ziesemer. — Dr. Löbell. — Prediger Deibel. — Unterricht in der deutschen Sprache. — Prediger S. — Körperliche Uebungen. — Voltigiren, Turnen, Fechten. — Das Aufnehmen. — Versetzung. — Großer Kummer. — Professor Ritter. — Major von Brandt. — Lieutenant von Forstner. — Das Officierexamen. — Meine Familie in Berlin. — Der Major. — Der kleine Geheime und seine Juno. — Tante Arnim. — Valerie. — Meine Brüder. — Ein friedlich Abenteuer in Tivoli. — Das Zeugniß der Reife. — Oberst von Brünnow. — Das Patent. — Abreise 136

III. Lieutenants-Leben.

Erstes Capitel. **Lieutenantsglück. — Versuchung. — Reisenoth. — Mainz. — Der jute Obé. — Lieutenantsrevenüen. — Der Herzog Ferdinand von Würtemberg. — Die Herzogin. — Graf Mensdorf. — Die Fürstin. — Mesdemoiselles Helene und Finette. — Der alte Muff. — General von Schütz. — Mein Oberst. — Des Obersten Oberst. — Mein Major. — Im Dienst und außer Dienst. — Mein erster Hauptmann. — Der Knubbel. — Se. Majestät vom Rhein** 171

Seite

Zweites Capitel. Die Bundesfestung. — Der Dienst. — Der General. — Manövers. — Das Officiercorps. — Heirathen. — Geselliges Leben. — Oesterreicher. — Die Cadettenclique. — Friedrich von Sallet. — Kriegsgericht 209

Drittes Capitel. Militärische Strafen. — Standgericht. — Kriegsgericht. — Latten. — Prügel. — Schulden. — Der lange W. — Lieutenant von Z. — Eine tragische Scene. — Wein und Spiel. — Wiesbaden. — Der Quax. — Der schöne Fritz und Nochnichtdagewesenes. — Vergnügungen. — Theater. — Bälle. — Maskenbälle. — Theodors Abenteuer. — Die lustigen Mainzerinnen von damals 236

Viertes Capitel. Therese, oder erste Liebe. 263

Fünftes Capitel. Leichtes Leben. — Der confuse H. — Jagd. — Wilddieberei. — Ein naßkaltes Abenteuer. — Moritz L. der Corpsjude. — Ein Blitz aus heiterer Bläue. — Hauptmann Toll. — Exercier-Geheimnisse. — Parademarsch. — „Zurück die ganze Schweine-Bagage!" — Die Muster-Compagnie. — Mir reißt die Geduld. — Mein neuer Major. 299

Sechstes Capitel. Politische Aufregung. — Polenfieber. — Besoffene Helden. — Das schwarz-roth-goldene Fieber. — Das Hambacher Fest. — Germain Metternich. — Meine politischen Ansichten. — Schuldennoth. — Schusters Rache. — Mein Stubengenoß. — Der Korb Champagner und seine Folgen. — Eine Orgie. — Bemerkungen über Tanzen. — Ein Maskenball und seine Folgen. — Ein Pistolenduell 325

Siebentes Capitel. Ein wichtiger Brief. — Der Oberst von Schulze-Hofahrthsheim. — Seine Familie. — Rheinreise. — Bekanntschaft mit Jocko — Se. Majestät vom Rhein. — Der Oberst in meiner Wohnung. — Beschämende Entdeckung. — Erlösungsreise durch Mainz. — Die adamitischen Handschuh. — Einladung nach Hofahrtsheim. — Zwei merkwürdige Träume. — Ein Commando nach Berlin. — Noch ein Duell. — Nach Düsseldorf. — Der kleine Lehne. — Die Garderecruten. — Marsch. — Die Marketenderinnen. — Recrutenübermuth. — Lieutenantsübermuth. — Westfälische Gastfreundschaft. — Hameln. — Wolfenbüttel. — Potsdam. — Der grobe Schornsteinfeger 352

I.

Das elterliche Haus.

Erstes Capitel.

Ursprung der Familie. — Marcus Valerius Corvinus. — Messala Corvin. — Die Corviner in Croatien. — Schloß Hunyad erbaut. — Butho Corvin heirathet Elisabeth Paleologa. — Johann Corvin Hunyad. — Seine Kinder Ladislaus, Mathias und Beatrice. — König Mathias Corvin. — Herzog Johann Corvin. — Die Grafen Corvin Krasinski in Polen. — Mein Urgroßvater kauft sich in Ostpreußen an. — Herr von Wierzbicki. — Mein Großvater, preußischer General.

Meine Familie leitet ihren Ursprung von dem altrömischen Patriziergeschlechte der Valerier ab, und namentlich von Marcus Valerius, der sich den Beinamen Corvinus erwarb. Während er — 349 v. Chr. — mit einem gallischen Goliath kämpfte, welcher den tapfersten Römer zum Zweikampf herausgefordert hatte, setzte sich ein Rabe (corvus) auf den Helm meines Ahnherrn und half ihm mit Schnabel und Krallen. Von diesem Vorfall stammen unser Namen und unser Wappen, ein Rabe mit einem Ring im Schnabel. Die Thaten des Valerius Corvinus erzählt die Geschichte. Einer seiner Nachkommen war der berühmte Messala Corvinus unter Kaiser Augustus, der Publicola (der Volksfreundliche) genannt wurde. Die 21. Ode im dritten Buche des Horaz ist eine Einladung an seinen berühmten Mitbürger, „dessen Mund von sokratischen Gesprächen überfließt."

Im Mittelalter finden wir Valerier und Corviner zwischen der Huna und Corona in Croatien, welches Land

nach ihnen Crovatia und Valeria genannt wurde. Sie herrschten hier um 1273. Von dort wegziehend ließen sie sich mitten unter den Römern in Siebenbürgen nieder und erbauten zwischen Warden und Clausenburg Schloß Hunyad, welches noch heute wohlerhalten da steht. Graf Butho Corvin heirathete Elisabeth Paleologa, eine Prinzeß aus dem letzten griechischen Kaiserhause. Der aus dieser Ehe entsprossene Sohn war der berühmte Johann Corvin Hunyad, der größte Held Ungarns. Schon als junger Mann erwarb er sich großen Ruhm in Italien unter dem nom de guerre „der weiße Ritter." Später wurde er Statthalter Ungarns und schlug die Türken in sechszig Schlachten. Von seiner Frau, Elisa Szilagy, hatte er zwei Söhne, Ladislaus und Mathias und eine Tochter Beatrice, welche in zweiter Ehe einen Markgrafen von Brandenburg heirathete.

Die Söhne des großen Helden erregten den Neid des Grafen Ulrich von Cilly, eines Oheims des jungen Königs Ladislaus Posthumus, der ihnen nach dem Leben trachtete. Im Begriff Ladislaus Corvin zu ermorden, verlor er selbst das Leben. Sein Tod wurde, gegen des Königs Versprechen, gerächt. Ladislaus Corvin wurde in Ofen hingerichtet und Mathias ins Gefängniß gesetzt. Nachdem Ladislaus Posthumus von seiner Geliebten ermordet worden war, wurde der fünfzehnjährige Mathias Corvin (1458) von den Ungarn zum König erwählt.

Die Feinde der Corviner hatten die Sage verbreitet, daß Johann Corvin der Sohn des Kaisers Sigismund und einer edlen Wallachin sei; allein neuere Forschungen haben die Unwahrheit dieser Behauptung erwiesen.

Mathias Corvin hatte von seinen beiden Gemahlinnen keine Kinder; allein die Tochter eines Bürgermeisters von Breslau gebar ihm einen natürlichen Sohn Johannes Corvin,

Herzog von Troppau, Graf von Liptau und Fürst von Slavonien. Ehe Mathias noch seine Absicht ausführen konnte, ihm die Nachfolge zu sichern, starb er in Wien und Herzog Johann fiel später im Kampf für seine behaupteten Ansprüche.

Unsere Familie siedelte dann nach Polen über, wo sie schon unter König Uladislaus, der 1444 bei Varna fiel, Verbindungen angeknüpft hatte. Die Familie der Grafen Corvin Krasinski war eine der angesehensten in Polen. Die englischen Household Words brachten vor einigen Jahren die Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten einer Gräfin Barbara Corvin. Die Familie lebte damals auf dem größten Fuß; sie hielt ihre Haus-Dragoner, und einen Hof-Narren und Hofzwerg. Bei dem Hochzeitsmahl nahm der alte Graf aus einem Etui einen reich mit Edelsteinen besetzten goldenen Becher, in der Form eines Raben, eine alte Familien-Reliquie, welcher nur gebraucht wurde, um die Gesundheit einer Braut in der Familie zu trinken. Der Vater der Braut füllte den Wappenbecher mit anderthalb Flaschen Ungarwein und nachdem er ihn ohne abzusetzen geleert hatte, verschloß er ihn wieder bis zur nächsten Hochzeit. Am Ende des vorigen Jahrhunderts heirathete eine Gräfin Corvin Krasinski, welche vom Kaiser zur Prinzessin erhoben wurde, einen Prinzen Cardignan, wodurch die Familie mit dem sardinischen Königshause verwandt wurde.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kaufte sich mein Urgroßvater in Ostpreußen an, wahrscheinlich durch Religionswechsel veranlaßt Polen zu verlassen, denn er war Protestant und die Corvins in Polen sind Katholiken. Er erwarb sehr große und zahlreiche Güter und baute ein Schloß in Gehlweiden, einige Meilen von Goldapp. Er nannte sich nach diesem Sitze, von wierzba, Weide, Herr von Wierz-

bicki und weder Graf noch Corvin, und scheint ein Sonderling gewesen zu sein. Er heirathete ein Fräulein von Krahne.

Mein Großvater trat in die Dienste Friedrichs des Großen und war im siebenjährigen Kriege Rittmeister in einem Kürassierregiment, den gelben Reitern. Unter alten Papieren fand ich eine Erzählung von seiner Hand, die ich aus der Erinnerung niederschreibe.

In einer Schlacht — ich weiß nicht ob bei Kollin oder Kunnersdorf — that eine feindliche Batterie großen Schaden. „Rittmeister“, redete der alte Fritz meinen Großvater an, „nehm Er die Batterie.“ — „Zu Befehl Ew. Majestät,“ — und die Kürassiere sprengten zum Angriff. Sie wurden von einem Bataillon Panduren überrascht; aber nicht erschreckt. Die Panduren wurden zusammengehauen und die Batterie genommen. „Ew. Majestät, die Batterie ist genommen“, meldete der brave Rittmeister. Der alte Fritz nahm seinen Orden pour le mérite vom Halse, der damals noch an einem längeren Bande getragen wurde, und reichte ihn meinem Großvater, der ihn einstecken wollte; allein der König sagte: „Häng' Er nur um, mein lieber Oberstlieutenant.“

Als General war mein Großvater später Commandeur der gelben Reiter, und lag mit dem Stabe für mehrere Jahre in Pasewalk. Später wohnte er in Berlin. Er hatte ein Fräulein von Grävenitz geheirathet, die ihm vierundzwanzig Kinder gebar, wovon zu einer Zeit siebenzehn am Leben waren. Einige davon fielen in dem französischen, sogenannten Freiheitskriege, andere waren Generäle.

Wegen der Güter in Ostpreußen fand sich mein Großvater mit seinem Bruder ab, der dieselben behielt. Von den Geschwistern meines Vaters kannte ich persönlich nur die jüngste Schwester, welche den Lehnsherrn der von Arnimschen Familie heirathete, nachdem dessen Frau, ihre ältere

Schwester gestorben war. Ich habe natürlich eine Menge Cousins und Cousinen, welche in Pommern, Preußen und Schlesien verbreitet sind. Einer meiner Vettern ist General-Lieutenant und war eine zeitlang Commandant von Küstrin. Damit schließe ich diese Familien-Nachrichten, damit der Leser nicht ungeduldig sage:

'Tis most asinine employ on earth,
To hear him tell of parentage and birth.

Zweites Capitel.

Mein Vater. — Meine Mutter. — Gumbinnen. — Das elterliche Haus. — Erste Eindrücke. — Merkwürdige Träume. — Ein großer Verlust.

Mein Vater war der jüngste Sohn meines Großvaters; sein Vorname war Heinrich. Nachdem er eine zeitlang im Pagenhause gewesen war, wurde er Officier und stand vor Ausbruch des Krieges mit Napoleon als Rittmeister bei dem Regiment Königin Dragoner in Treptow, einem kleinen Städtchen Pommerns. Als er dort einst ein Kind über die Taufe hielt, sagte er: „Dies Mädchen soll meine Frau werden." Das Worthalten wurde dem Vater nicht eben schwer, denn sie wuchs zu einer wunderschönen Jungfrau heran. Als sie sechszehn Jahre alt war, heirathete sie meinen Vater, der bereits die Vierzig passirt hatte. Der Familienname meiner Mutter ist Mandel.

Mein Vater galt für einen schönen Mann; allein mehr als doppelt so alt als seine Frau, war es kein Wunder, wenn er eifersüchtig war. Als nach der Schlacht bei Jena, die er mitmachte, das Ausreißen anging, setzte er sich mit meiner Mutter, die meine damals zweijährige Schwester, Friederike, auf dem Schooß hatte, in einen leichten offenen Wagen und fuhr, so schnell die vier Postpferde laufen wollten, fast ohne Aufenthalt bis nach Stralsund; ja erst auf der

Insel Rügen glaubte er meine Mutter vor den Galanterien der französischen Officiere sicher. Dann folgte er mit leichterem Herzen dem Könige nach Ostpreußen. Dort nahm er seinen Abschied und erhielt den Posten als Postdirector des Regierungsbezirks Gumbinnen.

Meine Schwester und mein ältester Bruder, Eduard, waren noch in Pommern geboren; 1810 erschien mein Bruder Louis, und ich, der jüngste, am 12. October 1812 — der Taufschein sagt zwar am 16., aber ich folge der Angabe meiner Mutter. Man taufte mich Otto Julius Bernhard, und Pathenstelle vertrat ein Major von Brünnow.

Schon vor meiner Geburt hatte mein Vater in Gumbinnen, in der Stallupöhner Straße, ein am Ufer des Pregels liegendes Haus und Grundstück gekauft. Der Fluß heißt eigentlich, mit Respect zu melden, die Pissa und erst nach dem Einfluß der Inster, Pregel; allein die anständigen Gumbinner kehrten sich nicht an die unanständigen Geographen.

Unser Haus war an den Uferrand gebaut, so daß es nach der Straße zu nur ein, aber nach dem Wasser zu zwei Stockwerk hatte, von denen das untere, weil es gegen den Berg lag, das Sousterrain hieß. Das lange Haus bestand aus einem höheren Mittelbau, der mit dem Giebel nach der Straße zu stand, und zwei Flügeln in gleicher Front, mit einem Thorweg an jedem Ende. Im Mittelbau war das Postbüreau; der rechte Flügel war vermiethet und den linken bewohnten wir. Hinter dem rechten Flügel und Mittelbau erstreckte sich ein großer Hof, geschlossen nach der Flußseite durch Wagenremisen, Pferde- und andere Ställe. Hinter dem rechten Flügel lag, abgesperrt von dem großen Hof, ein kleinerer und ein hübscher, mit einer Terrasse versehener Garten, der sich bis an das Ufer des Flusses zog. Hinter dem Stallgebäude lag der Obstgarten. Zwischen beiden

führte ein Gang nach dem Pregel auf ein an Ketten liegendes Floß, welches für uns Kinder ein höchst wichtiger und anziehender Gegenstand war.

Aus den Flügeln führten freie hölzerne Treppen in die Höfe, deren bedeckte Anfänge mit dem Namen Balkon beehrt wurden. Der Thorweg an unserm Flügel war zugemauert und in dem dadurch gewonnenen Raum, noch etwas um das Haus herum greifend, befand sich der Hundezwinger, in welchem der Vater außer den Hühnerhunden und einigen Solofängern (Windhunden) eine kleine Meute von Bracken hielt. Nach der Straße zu war vor unserm Flügel des Hauses ein von Stacketen eingefaßter schmaler Garten, in dem Lauben standen und viele hochstämmige Malven wuchsen, die den Einblick in die Fenster verhinderten. Es war ein großer Kummer, als dieses Gärtchen, wahrscheinlich auf polizeiliche Anordnung, weggeräumt werden mußte.

Meiner Gefühle am Taufstein weiß ich mich freilich nicht mehr zu erinnern; allein mein Gedächtniß reicht in eine sehr frühe Zeit hinauf und hängt besonders an meiner Amme. Bald nach meiner Geburt wurde ich so krank, daß man an meinem Leben zweifelte. Der Grund dieses Zustandes war die Amme, welche am Nervenfieber erkrankte und deshalb entfernt wurde. Als eine andere gesucht wurde, meldete sich ein hübsches, kaum sechszehnjähriges Mädchen, welches ihr Kind verloren hatte und gesund war wie ein Fisch im Wasser. Sie wurde sogleich angenommen und von dem Augenblicke an erholte ich mich zusehends und ward kräftig und gesund. Meine gute Caroline heirathete unsern Jäger und blieb zu meinem Glück im Hause, denn sie mußte später gewissermaßen Mutterstelle an mir vertreten, was sie auch mit um so größerer Liebe that, als sie selbst weiter keine Kinder bekam.

Von 1812 bis 1817 marschirten fortwährend Truppen durch meinen Geburtsort und so sind denn auch die frühesten Gestalten, deren ich mich erinnern kann, Soldaten. Grünröckige Officiere, langbärtige Kosacken, die mich liebkosen und küssen wollten und entsetzlich nach Schnaps, Häring und Zwiebeln rochen, ziehen in nebelhaften Bildern vor meinem Geist vorüber und vermischen sich mit vornehmen Personen aller Art, die mit Extrapost reisten und oftmals in unserem Hause für mehrere Tage zu Besuch blieben. Ein polnischer Graf Werschinski, der aus Paris kam, ist mir noch sehr lebhaft im Gedächtniß, weil er mir ein goldenes Petschaft schenkte, das einige Arien spielte, und ebenso drei sehr reiche, freigebige, bucklige Gräfinnen, Polinnen, die mit Ducaten um sich warfen, mit mir ausfuhren und mich halb todt küßten. Auch Kaiser Alexander nahm ein Frühstück in unserm Hause an. Als er sich vor einem Spiegel betrachtend Erdbeeren mit Milch aß, wurde ich ihm auf sein Verlangen gebracht; er nahm mich auf den Arm und küßte mich. Die Gumbinner Damen, die zu den Fenstern herein sahen, waren nicht wenig erstaunt und neidisch, als der Kaiser beim Abschied meiner Mutter zuerst die Hand und dann nach russischer Sitte die Stirn küßte. Meine Mutter sah in ihrer Jugend der Königin Louise von Preußen auffallend ähnlich. Als sie einst an einem Saal in Charlottenburg vorüber ging, in welchem der König speiste, fiel demselben diese Aehnlichkeit so auf, daß er, die Serviette in der Hand, hinaus in den Garten kam.

Unter die frühesten Erinnerungen meines Lebens gehören zwei Träume, wovon der eine deshalb besonders merkwürdig ist, weil ich in ihm Dinge sah, von denen ich damals noch gar keine Vorstellung haben konnte, denn dieser Traum fällt noch vor mein viertes Jahr.

Es träumte mir, meine Mutter, ungewöhnlich kostbar gekleidet, trage mich auf dem Arm und gehe mit mir in ein dunkeles Zimmer, welches mit einer langen und schmalen Gallerie durch eine offenstehende Flügelthür verbunden war. In dieser Gallerie herrschte ein eigenthümliches Licht, ungefähr wie Mondschein, oder Blitzlicht, welches eine Reihe von kostbar, aber seltsam gekleideten Männern und Frauen beleuchtete, die paarweise neben einander standen. Die Reihe dehnte sich nach rechts vom Eingange außerordentlich weit aus, wuchs bald zu Gruppen an, deren Kleidungen immer kostbarer wurden und verlor sich endlich in einem blendenden Lichte. Die Mutter trug mich nach der linken Seite, wo die Reihe begann und wo es am dunkelsten war. Sie reichte mich schweigend dem ersten der Reihe, einem blassen, schwarzbärtigen Manne von mittlerer Größe, der mich ebenso schweigend an seine Brust drückte, küßte und dann der neben ihm stehenden, in weite weiße Gewänder gekleideten Frau reichte, die mich ebenfalls küßte. Ich fürchtete mich nicht, sondern betrachtete die Personen mit einem neugierigen Erstaunen. Die Brust des Mannes war Metall und was mir besonders auffiel, waren seine nackten Arme. Jeder der Reihe reichte mich, nachdem er mich geküßt hatte, schweigend seinem Nachbar. Der Ausdruck der Gesichter war ernstfreundlich. Die Trachten waren meist kostbar, aber sehr seltsam, wie ich sie nie gesehen hatte. Auf diese Weise mochte ich bis zum sechsten oder siebenten Paar gelangt sein, während nach rechts hin noch eine Menge immer prachtvoller gekleideter Personen sich in hellerem Lichte zeigten, als ich erwachte, oder der Traum ein Ende hatte; wenigstens hört da meine Erinnerung auf.

Es war, als stelle mich meine Mutter all meinen Vorfahren vor und doch hatte ich damals weder eine Idee von

Ahnen, noch von alterthümlichen Kleidungen, wie sie mir der Traum zeigte. Die bloßen Arme, die ich an dem ersten Manne bemerkte, und die Gewänder der Frauen haben mich später darauf gebracht, daß ich Römer sah. Bemerken will ich nur noch, daß ich meinen Vater, oder überhaupt so lange ich in Gumbinnen war, niemals von meinen Vorfahren, ja nicht einmal von meinem Großvater habe reden hören.

Meine Mutter war nach Berlin gereist. Meine Amme brachte mich zu Bett in einem Zimmer, welches neben dem Schlafzimmer meines Vaters gelegen war. Zwei unserer Mädchen waren noch mit einer Näharbeit im Zimmer beschäftigt. Ich erwachte in der Nacht und wunderte mich, daß die beiden Mädchen nicht mehr da waren. Der Mond erleuchtete hell jeden Winkel des Zimmers, und da das Kopfende meines Bettes in der Nähe eines Fensters war, so richtete ich mich auf und sah ganz deutlich unsern Garten und den Fluß und dann jeden einzelnen Gegenstand im Zimmer. Ich führe dies an, weil es mich glauben machte, daß ich vollkommen wach sei.

Plötzlich öffnete sich die dem Fenster gegenüberliegende Thür, welche zum Schlafzimmer meines Vaters führte und ich sah meine Mutter, ganz hell vom Monde beleuchtet, in das Zimmer treten. Sie trug ein weißes Atlaskleid, eben solche Schuhe und hinter einem breiten, goldenen Diadem war ein weißer Spitzenschleier zurückgeschlagen, so daß ich ihr in das schöne, freundlich lächelnde Gesicht sehen konnte. Sie näherte sich meinem Bette auf den Fußspitzen gehend, die eine Hand nach dem Mund erhoben, kurz in der Haltung von Jemand, der kein Geräusch machen will. Da die Gestalt nicht redete, überkam mich ein Grauen und ich rief mit unsicherer Stimme zweimal: „Wer ist da?“ Als ich keine Antwort erhielt, rief ich: „Vater! Vater!“ und verbarg mich

unter der Bettdecke, sah aber durch eine Oeffnung, wie meine Mutter näher kam. Dicht vor meinem Bette blieb sie einige Augenblicke stehen, freundlich zu mir niedersehend, und verschwand dann hinter meinem Kopfende.

Die Tracht, in der mir meine Mutter erschien, war damals Mode, und das goldene Diadem, welches sie von Berlin mitbrachte, habe ich später oftmals gesehen. Der Vater hatte mein Rufen nicht gehört und meinte, ich hätte geträumt. Möglich, daß meine Mutter, in Berlin aus einer Gesellschaft spät nach Hause kommend, ganz besonders lebhaft an mich dachte.

In spätern Perioden meines Lebens hatte ich andere, weit wunderbarere Träume und werde Gelegenheit finden, einige derselben an ihrer Stelle zu erzählen.

Dergleichen Träume trugen noch dazu bei, den Eindruck zu verstärken, welchen die Erzählungen einfältiger Dienstboten und der Ruf des Spukens, in welchem unser Haus stand, auf mich machten. Dasselbe hatte eine sehr große Länge und ungeheuere Räume unter dem Dache, die ich eigentlich niemals so recht untersucht habe, weil es dort durchaus nicht geheuer sein sollte. Man hörte hier allerlei befremdliches Geräusch und entsetzliche Töne; ja Einige wollten schreckliche Gestalten gesehen haben, und Maurer, die dort oben arbeiteten, ergriffen einst am hellen Mittag entsetzt die Flucht.

Unsere Kinderstube lag — doch das fällt vor meine Erinnerungen — in einem Giebelzimmer in gleicher Flur mit dem Speicher, oder „Boden“ wie es dort heißt, von welchem eine Treppe nach dem des Mittelbaues führte, auf dem sich die „Räucherkammer“ befand. In einer Nacht hörten meine älteren Geschwister und die Kinderfrau von jener Gegend herkommend ein Gebrüll wie von einem

Ochsen, nur schauerlicher. Es stellte sich am andern Tage heraus, daß ein Mann aus dem Hause — sich in der Räucherkammer erhängt hatte und jenes Brüllen rührte von ihm her. Daß dieser Vorfall den Spukruf des Hauses noch vermehrte läßt sich wohl denken.

Auch mein Vater sah in einer Nacht, als er erwachte, einen Knaben in griechischer Kleidung im Zimmer, der geräuschlos die Stühle stellte und allerlei seltsame Dinge vornahm. Unser Jäger erklärte die Gespenster auf dem Boden für Ratten und machte Anstalten, diese vierfüßigen Poltergeister zu bannen. Er fing eine derselben, nahm sie grausamer Weise zwischen die Feuerzange, sengte das arme Geschöpf über einem Flammenfeuer ab, und ließ es in diesem Zustand wieder auf den Boden laufen, indem er behauptete, daß die andern Ratten dadurch verscheucht würden. Allein es waren nicht nur „Wiesel mit im Spiel", sondern auch Iltisse und Marder, welche nach und nach alle Tauben meines Bruders erwürgten und einst in einer einzigen Nacht dreißig. Diese Aufklärungen erschütterten aber keineswegs den Spukglauben unserer Leute, welche meinten, daß neben Ratten und Iltissen noch eine Menge Gespenster auf dem Boden Platz hätten.

Der Vater gab sich alle Mühe, uns Kindern das Grauen zu benehmen und ließ uns oft aus entfernten, dunkeln Zimmern irgend welche Gegenstände holen. Mir gab er jedoch niemals solche Aufträge, da ich noch zu klein und sehr reizbar war und er besorgen mochte, daß irgend ein zufälliges Geräusch mich tödtlich erschrecken könne.

Diese Eindrücke aus der frühesten Kinderzeit waren so mächtig, daß ihr Einfluß bis in das Mannesalter hinüber reichte. Noch heute, wenn ich in der Nacht irgend ein geheimnißvolles Geräusch höre, klopft mein Herz stärker. Abends

stört es mich sehr, wenn hinter meinem Rücken die Thür eines dunkeln Zimmers offen ist. Seh' ich des Nachts, besonders in einem großen Zimmer, in einen schwach erleuchteten Spiegel, so wende ich mich oft schnell um, weil es mir ist, als sehe mir ein anderes Gesicht über die Schulter, oder als befinde sich Etwas nicht der Körperwelt Angehöriges hinter mir. Im Freien dagegen, selbst im dunkelsten Walde, oder in den wildesten Felsenschluchten, bin ich zu allen Stunden der Nacht ohne das geringste Grauen umhergestrichen, — wenn ich nämlich das Gewehr unter dem Arm hatte.

Noch sehr jung traf mich, wie überhaupt alle meine Geschwister, ein hartes Unglück, ein unersetzlicher Verlust, welcher fast die Blüthe vom Kinderleben streift und auf die ganze Richtung eines Menschen den entschiedensten Einfluß hat. Meine Mutter ließ sich von meinem Vater scheiden und verließ nicht allein unser Haus, sondern bald auch die Stadt.

Mein Vater hatte meiner Mutter gerechte Ursache zur Klage gegeben; denn aufgewachsen in den lockern Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts und seines Standes, dabei egoistisch, tyrannisch und sinnlich, legte er sich in seinen ungeordneten Neigungen keinen Zwang an und beleidigte die Mutter fortwährend durch seine Intriguen mit lockern Frauenzimmern jeder Art. In ihrer weiblichen Würde verletzt, aufgehetzt durch eine geschäftige Verwandte, noch jung und nach einer glücklicheren Existenz verlangend, vergaß meine Mutter die Rücksicht gegen ihre Kinder, und entschloß sich zur gerichtlichen Scheidung. Mein Vater wurde gezwungen, ihr einen Jahrgehalt auszusetzen, selbst wenn sie sich wieder verheirathen sollte. Mein Vater, der meine Mutter nach seiner Weise liebte, bot alles Mögliche auf,

sie zur Rückkehr zu bewegen. Er versprach ihr, wieder den Grafentitel anzunehmen, den unsere Familie in Preußen nicht gebrauchte. Alles vergebens; meine Mutter blieb fest, obwohl sie keinesweges in Feindschaft von dem Vater ihrer Kinder schied. Was eigentlich über uns Kinder festgesetzt wurde weiß ich nicht; wir blieben jedoch vorläufig im elterlichen Hause.

Ich erinnere mich noch sehr wohl des Tages, an welchem die Mutter auszog. Für mich war es ein Fest und ich schleppte mit Stolz ihre Guitarre in ihre neue Wohnung. Als „Nesthäkchen“ war ich, wie gewöhnlich, der Liebling der Mutter und hing auch an ihr mit großer Liebe. Daraus folgte denn natürlich, daß ich beständig unterwegs und bald ein Paar Tage bei der Mutter, bald wieder beim Vater war. Die Mutter nahm mich in ihr Bett, und herzte und küßte mich und nichts ging über das Glück, mich an ihre Brust zu schmiegen. Wenn ich eine Rose rieche denke ich an meine Mutter, denn es war ihr Lieblingsparfüm und ihr Bett und alle ihre Kleider rochen danach. Im väterlichen Hause war aber mehr Unterhaltung; da waren Pferde, Hunde, meine Spielkameraden und vor Allen meine gute Amme. Oft ließ mich der Vater der Mutter förmlich stehlen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß die Sehnsucht nach mir sie zurückführen werde.

Dazu verschwand aber alle Aussicht, als sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, der als Lehrer bei dem dortigen Gymnasium angestellt wurde und der einige Jahre jünger war als sie, — des Dr. Bernhard Thiersch. Meine Mutter muß damals achtundzwanzig Jahre alt gewesen sein.

Die Liebe meines nichts weniger als poetischen Vaters war schwerlich jemals sehr schwärmerisch, und die Huldigungen

des jungen Philologen, der die Flöte blies, die Guitarre spielte, dazu sang und Verse an die Mutter richtete, waren ihr in der That etwas Neues. Sie sang „freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein u. s. w." und es verging nicht zu lange Zeit, als der Vater durch die ihm ganz unglaublich klingende Nachricht überrascht wurde, „daß der verfluchte Federfuchser sich unterstehen wolle, die Mutter zu heirathen!" Unglaublich aber wahr. Daß der Vater „Himmel und Hölle" aufbot, die Heirath zu hintertreiben, kann man sich wohl denken; allein man wußte sich seinen Verfolgungen zu entziehen. Dr. Thiersch wurde als Oberlehrer an das Gymnasium nach Lyk versetzt, wohin ihm meine Mutter als seine Frau folgte.

Drittes Capitel.

Unser Hauswesen. — Stall und Hof. — Erste Spielkameraden. — Des Vaters Erziehungsgrundsätze. — Jähzorn. — Portrait des Vaters. — Die Schule. — Conrector Prange und seine Ochsenziemer. — Herr Wedekind. — Das Factotum. — Seltsame häusliche Unruhen.

Der Mangel einer Herrin machte sich in unserem Hauswesen sehr fühlbar und es ging in demselben ziemlich toll und bunt zu. Es ist nöthig, dieses Hauswesen etwas näher zu beleuchten; denn die Eindrücke, welche ich in jener Zeit empfing, hatten ohne allen Zweifel Einfluß auf meine Entwickelung. Man soll Kinder nie für zu klein halten, und nie glauben, daß sie Dieses oder Jenes nicht verstehen. Der Verstand entwickelt sich in manchen Kindern wunderbar früh und viele zeigen eine wahrhaft überraschende Beobachtungsgabe. Ihnen entgeht nichts, nur was sie vielleicht im Augenblicke nicht verstehen, darüber grübeln sie nach, und es kommt die Zeit, in der sie es verstehen, bei Weitem früher, als es in mancher Hinsicht nöthig oder wünschenswerth ist.

Luxus in Möbeln und Einrichtung der Häuser war am Anfange dieses Jahrhunderts noch nicht so allgemein wie heut zu Tage, und am wenigsten in Provinzialstädtchen gleich Gumbinnen zu finden. Ueberhaupt war Lithauen noch ganz besonders patriarchalisch und einfach. Papiertapeten

waren dort noch unbekannt und alle unsere Zimmer waren „gemalt,“ was man aber ehrlicher und verständlicher angestrichen nennt. Die Fußböden waren gewöhnliche Tannendielen, die täglich mit frischem, weißen Sand und an Festtagen mit kleingehackten Tannenzweigen und grünen Calmusstücken bestreut wurden.

Das Stalldepartement konnte jedoch auf größere Eleganz Anspruch machen. Unsere Wagen kamen von Wien oder Berlin und unsere Pferde waren die besten in der Umgegend, was in einem pferdezüchtenden Lande wie Lithauen schon etwas heißen will. Wir hatten stets zwei Postzüge, der eine schwarz, der andere braun und zu jedem ein fünftes Reservepferd. Reitpferde wurden nur zum Staat gehalten, denn mein Vater hatte in seinem Leben genug geritten; ich habe ihn niemals zu Pferde gesehen. Sein altes Kriegspferd, ein Schimmel, erhielt das Gnadenbrod, weil er bei Jena so brav gelaufen, und auf dem Rücken dieses Veteranen erhielt ich meinen ersten Reitunterricht, noch ehe ich ordentlich gehen konnte.

Der große, gelbe Kettenhund Tiras, welcher den Pferdestall bewachte, war mein intimer Freund. Wir achteten uns gegenseitig und ich besuchte ihn nicht nur in seiner Hütte, sondern setzte mich auch auf seinen Rücken. Dagegen war Kettenhund Nummer zwei, ein bunter Köter mit Glasaugen, der Meiran hieß und den Kuhstall bewachte, mein entschiedener Feind und wurde später, als der Tollheit verdächtig, erschossen.

In der Häckselkammer hatte Louis eine Colonie von Kaninchen, die das Stallgebäude unterminirten und schauderhaft überhand nahmen, da solch Wildpret in unserm Hause als Speise verschmäht wurde. Auf dem Taubenschlag hatte mein Bruder eine Menge Tauben, die seine

Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahmen, da es dort Gebrauch war, einander mit allerlei Listen und Lockungen die Tauben wegzufangen.

Den Hof bevölkerte Federvieh aller Art. Vor dem großen Truthahn, der mich stets verfolgte, fürchtete ich mich, und die abscheuliche Köchin überredete mich, ihm eigenhändig mit dem Beil den Kopf abzuschlagen. Der Tyrann des Hofes war aber ein Kranich, welcher sich mit jedem Kinde maaß, das ihm in den Weg kam. War er kleiner, dann zog er hochbeinig ab; fand er sich aber größer, dann griff er das Kind mit seinem Schnabel an und verwundete eines ziemlich gefährlich in den Arm. Dieser Tyrann fand aber seinen Brutus in dem tapfern Haushahn. Es entspann sich ein Zweikampf zwischen beiden, dem der ganze Hühnerhof kollernd, schnatternd und gackernd beiwohnte. Der große Hans verlor im Gefecht ein Auge und floh. Nach einigen Tagen starb er, entweder an der Wunde oder vor Scham.

In dem „Souterrain" nach dem Hofe wohnten einige Miethsleute, unter andern ein Wagenlackirer — Maler genannt — und ein Schuhmacher. Schuster's Nante und Malers Karlinchen waren meine ersten Spielkameraden. Schuster Ernst, ein blonder Krauskopf, war ein braver und fleißiger Mann, vor dessen Knieriemen Nante ganz ungeheuren Respect hatte; Frau Ernst war ebenfalls brav und ich muß gestehen, daß ich überall im bescheidenen Sousterrain ein besseres Beispiel fand, als eine Treppe höher! — Auch Malers waren sehr achtbare, fromme Leute, welche sich mehr um Literatur bekümmerten wie mein Vater. Wenigstens fanden sie Geschmack an der Poesie und hatten eine Bibel und Bürger's Gedichte, während meines Vaters ganze Bibliothek aus sechs Bänden Veterinärschriften, einem kleinen

Taschenbuch mit einem Theil des dreißigjährigen Krieges nebst Kupfern, und einem Theil von Kotzebues Lustspielen — Pachter Feldkümmel — bestand.

Die Erziehung meines Vaters war eben die gewesen, welche in seiner Jugendzeit Knaben in Preußen zu erhalten pflegten, die Officiere werden wollten. Er war Page am königlichen Hofe gewesen und hatte von dem, was er im Pagenhause gelernt hatte, höchstens die Pagenstreiche behalten; doch das hinderte nicht, daß er ein tüchtiger Officier wurde, denn die Examina waren damals noch nicht erfunden. Trotzdem sah der Vater ein, daß ein wenig mehr Kenntnisse als er besaß, seinen Kindern wohl gut sein möchten, und er gab sich Mühe uns lernen zu lassen, was eben in Gumbinnen zu haben war. Was wir mit dem Griechischen und Lateinischen, worauf die Pädagogen bestanden, anfangen sollten, sah er nicht ein, da wir dazu bestimmt waren, preussische Officiere zu werden, wie sich das ganz von selbst verstand; allein wich er auch in diesem Punkt von den Ansichten der „Federfuchser“ ab, — obwohl er sich fügte — so war er doch in einem andern wesentlichen Punkt mit ihnen auf das Eifrigste einverstanden, nämlich daß Knaben ohne Prügel nicht zu erziehen seien. In jener Zeit war das noch ein pädagogischer Glaubensartikel und es setzte in den Schulen Hiebe, „daß das Fell rauchte.“ Mein Vater half den Schulübungen durch gründliche Privatrepetitionen nach.

Als Fundament der ganzen Erziehung galt meinem Vater der Gehorsam; denn wer einmal ordentlich befehlen wolle, sagte er, müsse erst ordentlich zu gehorchen verstehen, und es ist viel practische Weisheit in diesem Satze. Uns den Gehorsam einzubläuen, war daher seine Hauptsorge und eine Widerspenstigkeit gegen ihn wurde als das entsetzlichste Verbrechen im ganzen Reiche der Natur betrachtet.

Ueberhaupt schätzte er den negativen Werth aller Fehler, welche, wir begingen, nach dem Maas, als sie auf ihn Bezug hatten. Ueber einen dummen Streich, den wir einem Andern spielten, oder selbst über eine geschickte Lüge, konnte er lachen und sich sogar etwas darauf zu gut thun; allein wehe uns, wenn wir unsere Geschicklichkeit an ihm versuchen wollten!

Das Züchtigungsinstrument war ein Hundekantschu, dessen Griff ein Rehlauf war; ein sehr nützliches und brauchbares Instrument, wenn ein Geist, der sich zu beherrschen weiß, die schlagende Hand regiert; allein leider war mein Vater jähzornig und erhitzte sich im Schlagen immer mehr. Ich habe ein paar Mal unter seinen Schlägen die Besinnung verloren, und mein ältester Bruder verdankte seine Schwächlichkeit wahrscheinlich einer entsetzlichen, barbarischen Züchtigung.

Diesen Jähzorn, der überhaupt ein Familienfehler ist, erbte ich von meinem Vater und hatte viel davon zu leiden. Einst als der Vater nicht zu Hause war, ärgerte mich mein Bruder Louis; ich warf sogleich über den Tisch hinweg ein Messer nach ihm, wofür er mich in ein finsteres Zimmer sperrte und erst heraus ließ, nachdem ich die Thür dermaßen mit den Füßen bearbeitet hatte, daß sie in der Mitte platzte. Am andern Morgen als ich noch im Bette lag — o Schrecken! — rief mich der Vater zu sich. Er langte hinter sich vom Sopha eine ungeheure Ruthe hervor, legte mich über das Knie und — kurz, ich konnte drei Tage nicht ordentlich sitzen. Ein ander Mal, als ich mit Louis Karten spielte und behauptete, daß er „gefuchelt" habe, lachte er mich aus; ich wurde wüthend, und als er immer ärger lachte, gerieth ich ganz außer mir, ergriff die Lichtscheere, welche eine sehr lange und scharfe Spitze hatte, und stürzte auf ihn zu.

Er hielt den Arm vor und die Spitze traf eine Ader, aus der das Blut sogleich hervorspritzte. Es wurde ein Wundarzt geholt und Louis versprach, dem Vater nichts zu sagen; allein beim Abendessen verriethen mich meine Thränen, als der Vater bemerkte, daß meines Bruders Arm steif war. Schläge erhielt ich nicht; allein ich wurde mehrere Wochen lang, sobald ich aus der Schule kam, mit einem Bindfaden an den Großvaterstuhl gebunden und erhielt sehr wenig zu essen. Die Strafe war hart; allein sie war mir eine wahre Genugthuung, denn ich fühlte Reue.

Der Vater war noch immer ein hübscher Mann, trotzdem daß sein Bauch die Grenzen eines Majorsbauches überschritt. Sein Haar war auf der Stirn ziemlich dünn und grau; aber im Nacken hatte er noch schöne dunkle Locken. Seine Stirn war hoch, die Augen lebhaft und blau, die schöne Nase fein gebogen, der Mund klein und von schönem Schnitt; seine Wangen etwas flach und seine Gesichtsfarbe ziemlich frisch, was jedoch von trockenen Flechten herkam, — auch ein Familienstück! — mit denen er geplagt war. Dieselben bedeckten Hände und Gesicht und machten ihm viel Kummer, so daß er beständig daran doctorte. Bei Staatsgelegenheiten trug er die Tracht der Cavalleriemajors „von der Armee": blaue Uniform mit weiß; Hut mit weißer und schwarzer Feder und reicher Agraffe und silberne Fangschnüre. Gewöhnlich trug er jedoch Civilkleider, denn die Postuniform verachtete er. Einen Ueberrock sah ich ebenso wenig bei ihm, wie einen Regenschirm; er hatte irischen Geschmack und trug Fracks, dort „Leibrock" genannt. Er ist jetzt neun und dreißig Jahre todt, allein ich sehe ihn so lebhaft vor mir, daß ich ihn malen könnte, wie er an einem schönen Sommertage die Stallupöhner Straße entlang stolzirte; mitten auf dem Fahrweg, auf dem breiten Stein,

wie sich von selbst verstand; „der Teufel hätte dem verfluchten Federfuchser das Licht halten sollen," der ihm nicht aus dem Wege gegangen wäre! Blauer Leibrock mit blanken Knöpfen; graue, enge, fein gerippte Beinkleider; dazu Stiefeln mit gelben Stulpen und einen runden Hut mit sehr schmaler Krempe; die eine Hand in die Hüfte gestemmt, oder sein Bambusrohr wie ein Gewehr über der Schulter tragend, und mit der andern gesticulirend und mit sich selbst redend, wobei der Inhalt der Rede sich auf dem Gesichte lesen ließ; es sprach Hohn den Federfuchsern, denn er kam von irgend einem Gerichtstermin und überlegte, was er hätte Treffendes sagen können, wenn es ihm nur eingefallen wäre. Ohne ein halbes Dutzend Prozesse war er nicht glücklich und meistens handelte es sich um Kleinigkeiten; allein er wollte sein Recht.

Die natürliche Folge war, daß er mit den Angestellten bei der Regierung wie Katze und Hund lebte. Doch darüber konnte er sich trösten; es lebten in Gumbinnen eine Menge pensionirter Officiere, deren Gesellschaft er vorzog, die er aber lieber in seinem Hause bewirthete, als daß er zu ihnen ging. An Gästen fehlte es uns niemals, denn das materielle Leben in unserem Hause war nicht nur reichlich, sondern die Küche auch vortrefflich. Es wurde erschrecklich oft gegessen, aber niemals unmäßig getrunken. Der Vater hatte die Jagden der ganzen Umgegend gepachtet und es fehlte uns das ganze Jahr über nicht an Wildpret mancherlei Art, denn unser Jäger Dragewitsch kam nie ohne wohlgefüllte Jagdtasche nach Hause und sein Jagdpferd war oft noch mit Beute beladen. Hatte sich der Jäger nach seiner Rückkehr ein wenig erholt, dann mußte er zum Vater kommen und auf dem Sopha liegend, hörte derselbe die Leidensgeschichte jedes geschossenen Stückes Wild. Der Vater ging äußerst selten auf die

Jagd, obwohl er ein ausgezeichneter Schütze, besonders aber Pistolenschütze, war.

Unser Abendtisch war interessant. Die Unterhaltung drehte sich um Kriegsabenteuer, Jagdgeschichten und Mädchen, und gelogen wurde, daß sich die Balken bogen. Mein Vater machte es wie die Andern, und wenn ihm Niemand mehr glauben wollte, drehte er sich nach dem bei Tische aufwartenden Jäger um und rief lebhaft: „Wie? was! Dragewitsch, — hab' ich Recht oder nicht?“ worauf denn natürlich jedes Mal: „Zu befehlen, Herr Oberstwachtmeister“ folgte. —

War nun auch der Vater nicht sehr beliebt unter den Büreaukraten in Gumbinnen, so war er doch populär bei dem gewöhnlichen Bürger. Er war nicht hochmüthig gegen Bürgerliche, führte einen großen Haushalt und bezahlte äußerst regelmäßig. Als der in unserm Hause wohnende Schuhmacher Kindtaufe hielt und meine Schwester zu Gevatter gebeten hatte, ließ der Vater in der geräumigen Schuhmacherwerkstatt das Fest bereiten, an dem sowohl er, wie wir alle Theil nahmen, ohne dadurch im Mindesten die Freude der braven Handwerksleute zu stören.

Unser Schneider, Meister Horn, stand beim Vater in Gunst. Er hatte das Vorrecht eines Clown und durfte sich ohne Scheu über den dicken Bauch meines Vaters und sonst über ihn lustig machen. Der Vater lachte und antwortete nichts als: „Er verfluchter Dreiachteltact!“ denn der kleine Schneider war lahm und hinkte in diesem Tact. Meister Horn und Jedermann nannte den Vater „Herr Postmajor,“ was er sich gern gefallen ließ, da diese Abkürzung seine Stellung als Officier und Postmensch zugleich ausdrückte.

Das Postwesen machte ihm indessen wenig Sorge; er überließ die Büreaugeschäfte dem Postinspector und den Secretären und begnügte sich damit, täglich einen Stoß Papiere

zu unterschreiben, und zu gewissen Zeiten des Jahres die Postämter des Regierungsbezirks zu bereisen. Auf diese Reisen wurde ich häufig mitgenommen, und sie waren für mich ein sehr großes Vergnügen. Wir wurden überall freundlich und festlich empfangen; ich fand überall neue Spielkameraden und deren Eltern hätschelten und verwöhnten mich.

Trotz aller Heftigkeit war der Vater doch gut gegen uns Kinder, wenn er auch eben nicht zärtlich war; besonders zeigte sich aber, daß er uns lieb hatte, wenn uns irgend Etwas zustieß.

Schon mit dem vierten Jahre wurde ich in die Stadtschule zu Herrn Mazzick geschickt, um in die Geheimnisse der Buchstaben und der „mathematischen Hirngespinste,“ wie das Einmaleins, eingeweiht zu werden. Ich scheine schnell begriffen zu haben, denn ich erinnere mich eines „Kinderfreundes,“ in welchem ich auf das Titelblatt geschrieben hatte: „Dieses Buch ist mir lieb, wer es stiehlt ist ein Dieb“ nebst meinem ganzen Namen und der Jahreszahl 1817.

Der Kinderfreund genügte mir bald nicht mehr und ich gerieth an den Pachter Feldkümmel, den ich so oft las, daß ich das Stück bald auswendig konnte, was meinen Vater sehr amüsirte. Auch der dreißigjährige Krieg wurde gelesen und von Bürger's Gedichten wurden viele auswendig gelernt. Ich hatte das Buch von „Malers“ geborgt, die mir auch ihre Bibel liehen, welche bald sogar den Pachter Feldkümmel ausstach. Ich las sie begierig vom Anfang bis zu Ende und mehrmals das Buch der Könige, die Chronik und das Buch der Richter. Ich verstand freilich Vieles nicht und nachdem ich mehrmals vergebliche Fragen an den Vater gerichtet, der ein äußerst schlechter Theologe war, schämte ich mich wieder zu fragen und zwei Dinge haben mich jahrelang chicanirt. Das eine waren die beiden Säulen, auf denen

das Philisterhaus stand, welches Simson einriß und dann Christi Leibrock. Es gab damals nicht eine einzige Säule in ganz Gumbinnen und ich hatte daher gar keinen Begriff von der Meinung dieses Wortes; daß aber ein Haus auf zwei Seilen stehen sollte, schien mir noch weit außerordentlicher als andere Wunder der Bibel. Ein Christus im Leibrock — wie in Ostpreußen ein Frack hieß — wollte mir aber durchaus nicht in den Kopf und dieser unglückliche Leibrock war Ursache, daß ich mich weit weniger für Jesus interessirte, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Noch nicht sieben Jahre alt, kam ich in das Gymnasium. Dort regierte der Stock, oder vielmehr der Ochsenziemer des Conrectors Prange, eines dürren, in Tabacksdampf geräucherten, gallsüchtigen Schulfuchses, der sich am Sonnabend, wo das Sündenregister summirt wurde, Bewegung für die ganze Woche machte. Zu diesem Ende hatte er drei verschieden überzogene Ochsenziemer; der eine schwarz, der andere hellbraun und der dritte rothbunt; einer immer von schwererem Kaliber als der andere. Den Nummer Eins bekam ich fast alle Sonnabend zu kosten und erlangte allmälig solche Praxis, daß ich die Portion ertragen konnte, ohne viel mehr als der Conrector selbst zu leiden. Ich warf mich nämlich gleich auf den Rücken an die Erde, so daß der Conrector, der keinen Fleck zum Schlagen finden konnte, meistens auf die Dielen, oder seine eigenen Beine hieb. Dabei schrie ich natürlich wie ein Marder.

Der Vater hielt uns übrigens tüchtig zum Fleiß an und gab viel auf unsere Censuren; ich brachte leider meistens Nro. III auf grauem Papier, wenn nicht gar Nro. IV auf blauem! Auch erinnere ich mich einiger Hauslehrer; doch waren sie wohl stets nur kurze Zeit bei uns, wahrscheinlich weil sie auch den Haushälterinnen in der ars amandi Pri-

vatstunden geben wollten; ein Unterricht, den sich der Vater selbst vorbehielt.

Als meine Mutter das Haus verlassen und sich wieder verheirathet hatte, hielt es auch mein Vater nicht für nöthig, sich irgend welchen Zwang aufzuerlegen.

Daß er ohne weibliche Hülfe nicht leben könne sah doch jeder vernünftige Mensch ein! Er nahm also außer dem gewöhnlichen weiblichen Dienstpersonal noch eine Haushälterin, die aber leider mehr nach ihrer Schönheit und Gefälligkeit, als nach ihrer wirthschaftlichen Tüchtigkeit gewählt wurde. Die Kasse des Vaters kam dabei schlimm weg, was häufige Wechsel zur Folge hatte; ein Uebel, welches nach der Meinung meines Vaters kaum eins genannt werden konnte. Ueberhaupt wechselte das weibliche Dienstvolk beinahe mit dem Monde, während wir männliche Dienstboten hatten, die dreißig, zwanzig und fünfzehn Jahre im Dienst des Vaters gewesen waren. Die Geschichte unserer Haushälterinnen war mitunter seltsam und romantisch, aber niemals erbaulich. Um jene Zeit kam ein gewisser Wedekind aus Berlin nach Gumbinnen, ein „geriebener Hund,“ der bessere Zeiten gesehen und in guter Gesellschaft gelebt haben mußte; denn er besaß deren Manieren und alle modischen Fertigkeiten; so schien es wenigstens uns Kleinstädtern, denn er kam aus der Residenz. Er war „um die Fünfzig herum“ und seine Vermögensumstände schienen Schiffbruch gelitten zu haben, denn er trat in der bescheidenen Eigenschaft als Zimmermaler auf und schmückte unsere Wohnung in einer in Gumbinnen bisher unerhört prachtvollen Weise. Während dieser Malerei, die viele Wochen dauerte, mochte mein Vater seine verborgenen Talente entdecken, denn er ward nicht allein angenommen, uns Kindern Unterricht im Malen zu geben, sondern endlich das Factotum in unserem Hause. Er verstand am besten

den Thee und allerlei Getränke zu bereiten; seine Küchenrecepte waren vortrefflich und der Salat, den er componirte, war noch nie von einem lithauischen Gaumen geahnt worden. Von Jagd und Pferden verstand er nichts, allein desto mehr von Mädchen. Kurz er war, wie der Vater sagte, „ein verfluchter Schwerenöther." Dabei war dem Schlingel, wie sich von selbst versteht, nichts gut genug, und gegen die Dienstboten betrug er sich bei Weitem herrischer als ihr Herr.

Wir hatten damals eine sehr schöne Haushälterin, die einst im Zimmer meiner Schwester schlafen mußte, als diese nicht wohl war. Diese Person hatte die verrätherische Gewohnheit, nicht allein im Schlafe laut zu reden, sondern auch alle Fragen, die dann an sie gerichtet wurden, aufrichtig zu beantworten. Meine Schwester erfuhr dadurch höchst seltsame Dinge, welche sie in voller Entrüstung dem Vater mittheilte, den jedoch weiter nichts davon interessirte, als daß der alte Berliner Windhund der glückliche Geliebte der regierenden Haushälterin war.

Als Herr Wedekind am Vormittag kam, empfing ihn der Vater sehr übel; er läugnete jedoch, und als meine Schwester zufällig durch das Zimmer ging, erlaubte er sich unartige Reden gegen sie, so daß sie weinend hinausging. Das machte den Vater so böse, wie ich ihn nie gesehen habe. Er riß einen Säbel von der Wand und zitterte vor Zorn, ohne jedoch zuzuschlagen. Das mochte Herr Wedekind mißverstehen; mit patziger Miene hob er die eiserne Scheide auf und stellte sich dem Vater drohend gegenüber. Da sauste dessen Klinge wie ein Blitz um seinen Kopf, und er würde den unglücklichen Berliner wie eine Rübe gespalten haben, wenn dieser nicht das bleiche Gesicht schnell seitwärts gewandt hätte, so daß der Hieb die Schulter traf, welche durch dop-

pelte Röcke und eine starke Hosenträgerschnalle einigermaßen geschützt wurde. Wedekind ließ seine eiserne Scheide fallen und jammerte, so daß der Zorn meines Vaters der Scham Platz machte, seinen Säbel gegen einen solchen Lump gebraucht zu haben.

„Otto, ruf mir den Jäger," sagte er zu mir, der mit offenem Munde und großem Interesse die ganze Scene angesehen hatte. Ich lief; der Jäger kam. „Schmeiß Er mir den Kerl hinaus!" — Der Jäger schmiß ihn mit Wollust hinaus und beschleunigte sein Exit durch die Hausthür vermittelst eines Fußtrittes, so daß der Berliner Flederwisch, zur Verwunderung der Vorübergehenden seinem Hute nach in die Gosse tauchte. — Da der Berliner mit Klage drohte und der Vater Ursache haben mochte ihn zu schonen, so zog er es vor, das Loch in dessen oft geflickter Ehre und in den Röcken, durch einige Louisd'ors zu stopfen. Das Haus wurde ihm jedoch verboten und in alle Ecken desselben Haselstöcke gestellt, damit sie gleich bei der Hand wären, wenn der Berliner dennoch frech genug sein sollte, sich wieder blicken zu lassen.

Es scheint, daß das heillose Mädchen, welches den Scandal veranlaßte, Mittel fand den Vater zu beruhigen und kein Bedenken trug, den dürren, armen Berliner, dem dicken, freigebigen „Postmajor" aufzuopfern. Ja ich habe den Verdacht, daß sie zur vollständigen Genugthuung des Letzteren, den unglücklichen Tellerlecker in eine Falle lockte, was ihm eine höchst unangenehme Viertelstunde bereitete.

Eines Abends nämlich kam dem Vater der Gedanke, daß Wedekind mit der falschen Delila in einem der Hinterzimmer ein Rendezvous habe. Anstatt aber in das Zimmer hineinzugehen, machte er sich im Nebenzimmer hörbar und das Mädchen, Todesangst heuchelnd, veranlaßte den geäng-

stigten Berliner, zum Fenster hinauszuspringen, was gar nicht leicht war, da es im ersten Stocke lag. Wie der alte Sünder sich half, weiß ich nicht, genug er kam glücklich an die Erde; oder vielmehr nicht glücklich, denn er kam aus der Bratpfanne ins Feuer, nämlich in den Hundezwinger. Alsbald erhob sich in demselben ein furchtbares Geheul und Gebell, untermischt mit dem Zetermordio des Geängstigten, so daß das ganze Haus zusammenlief. Der Jäger stürzte mit einer Hetzpeitsche in den Zwinger und kaum hatte er gesehen, welches Wild die Meute stellte, als er einen Hieb auf die Hunde und zehn auf den Mann fallen ließ. Der Vater stand mit der Falschen am Fenster und lachte, daß ihm, buchstäblich, der Bauch wackelte. Der Spaß kostete ihm abermals Geld; allein seine verletzte Eitelkeit war befriedigt und seine Gefühle wurden wieder wohlwollender gegen das Opfer; kurz — nach einiger Zeit erschien Herr Wedekind auf's Neue im Hause und war der Alte — nur um einige Octaven demüthiger gestimmt. Für solche Subjecte sind Hundepeitschen ganz vortreffliche Stimmschlüssel!

Mancher wird beim Lesen des Vorgehenden mit Bedauern an uns arme Kinder denken, und allerdings war das Beispiel, welches wir vor Augen hatten, nicht ersprießlich. Allein es ist mit der Erziehung eine eigene Sache. Viele Eltern, welche von ihren Kindern alles Unschickliche und Gemeine mit der größten Sorgfalt fern halten und bei der Erziehung einen bestimmten und genau überlegten Plan verfolgen, haben häufig den Schmerz zu sehen, daß die Kinder, trotz der gewissenhaftesten Aengstlichkeit, mit welcher sie erzogen wurden, den Erwartungen keineswegs entsprechen, und sobald sie der strengen Aufsicht entlassen sind, Hals über Kopf in den Strom des Lebens stürzen und im Strudel der Leidenschaften zu Grunde gehen. Andererseits findet häufig

das Gegentheil statt. Kinder, die fast ohne Erziehung, selbst von schlechten Beispielen umgeben aufwuchsen, gehen nicht nur nicht zu Grunde, sondern werden vorzugsweise tüchtige Menschen, welche kräftig den Stürmen des Schicksals widerstehen, frühzeitig zu einer richtigen Erkenntniß gelangen und für die Welt segen- und fruchtbringend wirken. Ich will damit keinesweges sagen, daß es Thorheit sei, die Kinder sorgfältig zu erziehen, sondern nur andeuten, daß ein Zuvielerziehen häufig mehr schadet als ein Gehenlassen. Es wacht ein eigener Schutzgeist über den Kindern, der sich der Verlassenen und Verwahrlosten erbarmt, und nur das aus dem sie umwuchernden Unkraut herausnimmt und in ihre Köpfe und Herzen pflanzt, was ihnen zu ihrer Lebensbestimmung nöthig und dienlich ist; denn nicht Alles, was unsere Moralisten und Pädagogen Unkraut nennen, ist es deshalb unbedingt.

Es ist indessen nicht zu läugnen, daß ich in unserem Hause Vieles lernte, was ich hätte entbehren können; allein glücklicherweise war ich noch zu jung, als daß das Gesehene und Gehörte mir ernstlichen Schaden hätte thun können.

Viertes Capitel.

Jugendfreuden. — Meine Amme. — Ein neues Strafmittel, nützlich für Ehemänner. — Der „Onkel General." — Gehlweiden. — Die wilden Vettern. — Besuch bei der Mutter. — Besuch des „Herrn Doctors" und der Mutter in Gumbinnen. — Seltsame Situation. — Meine Reise nach Lyk.

Obwohl Gumbinnen ein regsames und hübsches Städtchen war, welches als Sitz einer Regierung gewisse Ansprüche machte, so war doch unser Hauswesen mehr auf dem Fuße eingerichtet, wie es sonst auf dem Lande gebräuchlich zu sein pflegt. Es wurde alljährlich geschlachtet, Wurst gemacht und Wurstsuppe gegessen; Sauerkraut und „Bartsch" wurden eingemacht, Federn wurden gerissen, Gänse ausgeschlachtet und deren Brüste geräuchert. Ungeheure Roggenbrode wurden im Hause gemacht, wenn auch beim Bäcker gebacken, ja sogar Lichte wurden im Keller gegossen und gezogen. Alle diese wirthschaftlichen Vorgänge interessirten mich lebhaft, wie denn besonders alle Operationen, die mit Essen und Trinken zusammen hängen, bei Kindern Dinge von höchster Wichtigkeit sind.

Im Sommer wurde auf unseren Wiesen Heu gemacht und auf dem Heuwagen nach Hause zu fahren war kein kleines Vergnügen. Der Heuboden selbst war ein Haupttummelplatz unserer Spiele. Es wurden in dem Heu ganze Gänge

und Grotten gegraben, in welchen wir unser Wesen trieben und ich wundere mich heute noch darüber, daß nicht einmal ein solcher Minengang einstürzte und uns sämmtlich begrub. Von Balken zu Balken zu springen war auch ein Hauptvergnügen, denn wenn man fehl sprang, fiel man in das Heu. Als ich Schusters Nante, Malers Karlinchen, und Kutschers Mina und anderen Bewunderern des „Junkers Otto“ einst zeigen wollte, wie der Habicht nach der Lerche schießt, und den Kopf voraus von einem Balken stürzte, versäumte ich es mich in der Luft herum zu drehen, wie ich es mir ausgedacht, und fiel dermaßen auf den Kopf, daß ich besinnungslos war.

Seiltänzer, Kunstreiter — englische Reiter genannt — Kameele, Bärenführer und dergleichen waren damals noch an der Tagesordnung und reizten zur Nachahmung. Im Garten wurde ein Seil gespannt und bald konnte ich meine Spielgenossen durch meine Geschicklichkeit und Waghalsigkeit in Staunen setzen.

Der Fluß bot auch seine Freuden. Im Sommer wurde geangelt trotz des Vaters Verbot und mein ältester Bruder rettete mich zwei Mal vom Ertrinken. Louis warf Nachtangeln und fing oft große Fische, was denn hinlänglich für die „Kloppfische“ entschädigte, welche wir dafür, ohne alles Angeln, vom Vater erhielten.

Oftmals trat auch der Fluß aus und der untere Theil unseres Gartens stand im Frühjahr gewöhnlich unter Wasser.

Das Hauptvergnügen brachte aber der Winter, welcher in jener Gegend gewöhnlich von Anfang November bis April dauerte. Heute saß man noch Abends im Freien und am andern Morgen, wenn's in die Schule ging, konnte man schon auf den Straßen schurren. Eben so plötzlich

war der Uebergang zum Frühjahr. Heut lief man noch auf dem Pregel auf Schlittschuhen und drei Tage darauf gabs Schneeglöckchen und schwirrten die Lerchen. Schnee lag den ganzen Winter hindurch und nicht selten hatten wir Monate lang eine Kälte von über zwanzig Grad Reaumur. Wurde ein Ohr, eine Nase oder eine Backe weiß, dann sagte es Einem der erste beste Vorübergehende; man legte Schnee auf und es war wieder gut. Ich erinnere mich, daß am Tage der fünf und zwanzigjährigen Regierungsfeier Friedrich Wilhelm's III., im November, der Pregel so fest gefroren war, daß Frachtwagen darüber fahren konnten. Wir alle liefen Schlittschuhe und auch meine Schwester. Schlittenfahrten in leichten Schlitten, gezogen von vier schnellen Pferden, wurden häufig unternommen, und der Vater hatte immer das eleganteste und beste Schlittengeläute. Schnee und Eisfestungen wurden gebaut, deren Fundament manchmal Anfang Juni noch nicht weggethaut war, obwohl schon Alles ringsum in voller Sommerpracht grünte.

Der Jäger lehrte uns frühzeitig mit Schießgewehr umgehen und ich war nie glücklicher, als wenn ich meines Vaters Windbüchse wegpractiziren konnte, denn auf der Jagd wurde mir noch kein Gewehr anvertraut; ich lief hin und wieder mit und beneidete den glücklichen Louis, der auch allein spaziren reiten durfte, was mir erst viel später gestattet wurde.

Uns gegenüber wohnte eine Wittwe Lang, deren Sohn Victor, nebst der kleinen Ida Schüßler, der Tochter einer andern dort wohnenden Wittwe, meine liebsten Spielkameraden waren, zu denen sich meistens die Kinder des daneben wohnenden Landraths von Lynker gesellten. Hinter dem Hause war ein großer Garten mit alten Obstbäumen aller Art. Etwas weiter entfernt wohnte eine Familie von Schlegel, deren Knaben ich oft besuchte und ferner in der Stadt Ge-

neral von Schack, von Brixen, von Hundt, von Sacken, von Ranisch und Andere, mit deren Kindern wir auch gelegentlich außer der Schulzeit zusammen kamen.

In den langen Winterabenden saß ich meist in dem Souterrain-Stübchen meiner Amme, von der ich nie etwas Böses hörte. Wir spielten allerlei Spiele, oder sie erzählte die schönsten Mährchen, wovon ich manche schöne in keiner Mährchensammlung angetroffen habe. In vielen derselben spielte ein wunderbar kluger und schnellfüßiger Apfelschimmel eine Rolle und an ihn knüpfte sich ein ganzer Rosenkranz von Wundergeschichten. Manchmal erzählte sie mir auch vom lieben Gott, dem ich zwar ganz gut war, allein lange nicht so gut wie dem Apfelschimmel und ganz gewiß nicht so, wie der braven Amme, die alle Zärtlichkeit einerndtete, welche eigentlich meiner Mutter gehört hätte. Ich war so an sie gewöhnt, daß ich nicht einschlafen konnte, wenn sie nicht an meinem Bette saß und ihre Hand die meinige hielt.

Sie hatte nicht allein das Herz, sondern auch die Zunge auf dem richtigen Flecke und fürchtete sich vor dem Vater gar nicht, gegen den sie mich oft in Schutz nahm. Als mich derselbe einst übergelegt hatte und wüthend mit dem entsetzlichen Kantschu bearbeitete, stürzte auf mein Klagegeschrei meine Amme wie eine Tigerin ins Zimmer und entriß mich dem Vater, nicht achtend, daß die Schläge ihre bloßen Arme trafen, auf welchen rothe Striemen fingerdick geschwollen lagen. Ich küßte ihre Arme und weinte über die Schmerzen, die sie hatte, aber das brave Weib sagte: „Freilich thut's weh, aber dir würd' es noch weit weher gethan haben."

Man kann sich denken, welchen Zorn ich auf Dragewitsch, ihren Mann, hatte, wenn er mit ihr zankte, oder sie gar schlagen wollte, wenn sie ihrer Zunge freien Lauf ließ, — die sie sehr wirksam zu gebrauchen wußte, obwohl ich

niemals ein Schimpfwort von ihr hörte. Einst kam der Jäger von der Jagd und ereiferte sich gegen seine Frau, die jedoch davon und die äußere Haustreppe hinauf lief. Der Jäger, der müde war und wußte, daß er sein junges, flinkes Weib nicht einholen konnte, legte schnell die Flinte an den Backen und schoß ihr grade auf den „Spiegel," wie es in der Jägersprache vom Reh heißt. Er wußte jedoch, daß er nur Becassinenschrot im Lauf, und daß seine Frau dicke Röcke hatte. Der Schuß that denn auch wenig Schaden und das muntere Weib lachte am ersten über diese neue Art der Zurechtweisung und verurtheilte den Mann, die in die Haut gedrungenen Schrotkörner heraus zu klauben.

Ein Hauptvergnügen war es, wenn mich der Vater zum „Onkel General" nach Gehlweiden mitnahm. Der General war der Sohn meines Großonkels und hatte unsere Familiengüter in Ostpreußen. Als Major hielt er um die Hand meiner Tante Wilhelmine an, welche später Frau von Arnim wurde. Diese Heirath wäre für die Familie ein großes Glück gewesen; allein der Major war ein roher und wüster Soldat und erhielt trotz seines großen Reichthums einen Korb. Er sagte: „Cousinchen, wenn Sie mich nicht nehmen, dann heirathe ich nie und werde ein wilder, lüderlicher Kerl." Das hat er nach besten Kräften gehalten.

Der Onkel General war von mittler Größe, allein sehr breit in den Schultern und von ganz außerordentlicher Körperkraft. Sein Gesicht war gutmüthig; einen Bart trug er eben so wenig wie mein Vater; seine Kopfhaare hatte er verbraucht und durch eine braune Perrücke ersetzt. Er hatte, glaub' ich, in der Cavallerie gedient, und trug mehrere Orden um den Hals und ein Stiftskreuz auf der Brust. Damals waren die Orden noch nicht so — populär geworden wie heut zu Tage, um mich höflich auszudrücken.

Der Onkel hatte die Eigenheit stets bei Nacht zu reisen, sowohl Winters als Sommers und dann waren er und seine Leute stets bis an die Zähne bewaffnet. Es geschah dies theils, weil er oft bedeutende Geldsummen mit sich führte, gegen Raubanfälle, theils gegen die Wölfe, die zu jener Zeit noch in zahlreichen Rotten die Wälder Lithauens durchstreiften. Reisende verschwanden und man fand von ihnen und ihren Pferden nichts als selbst für Wolfsmagen unverdauliche Gegenstände. Nicht selten konnte man die unheimlichen Gesellen in respectvoller Entfernung die Schlitten begleiten sehen, wenn dieselben nämlich zu gut vertheidigt, oder die Pferde wenigstens mit Schellendecken versehen waren. Ihre Conzerte, besonders bei Mondschein, oder wenn sie in harten Wintern der Hunger quälte, waren schauerlich. Die Regierung zahlte damals für eine Wölfin zwölf, für einen Wolf neun und für ein Junges fünf Thaler Schußgeld.

Gehlweiden lag an einem See, mit einer Insel in der Mitte, umgeben von ausgedehnten dichten Wäldern, die an manchen, besonders sumpfigen Stellen, noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Darin fanden sich noch das Elenthier, Wölfe in Ueberfluß und hin und wieder ließen sich auch Bären und Luchse sehen. Auf den großen und schönen Wiesen weideten zahlreiche Heerden halbwilder Pferde, von denen der Onkel stets ein ganzes Rudel vor seinen Schlitten spannte.

Im Schloß, dessen Bauart nichts besonders Merkwürdiges darbot, herrschte eine polnische Wirthschaft. Da waren Pracht und Ueberfluß, aber Unordnung, Verfall und Schmutz daneben. Kostbare Kronleuchter lagen zertrümmert im Saal, und in herrliche Spiegel, die von der Decke bis zur Erde reichten, hatte man im Uebermuth mit Schrot geschossen. Essen und Trinken war für den Schwarm von Dienern in

Ueberfluß vorhanden und jeder Besucher war willkommen. Der Onkel war ein großer Nimrod und die Jagden, welche er gab, waren im ganzen Lande berühmt. Sie dauerten meistens vierzehn Tage und länger, und der ganze Adel, viele Meilen in die Runde, kam mit Dienern, Pferden und Hunden, ihnen beizuwohnen und die fürstliche Gastfreundschaft des Onkels zu genießen. Man kann sich denken, daß da für einen lebhaften Knaben des Neuen genug war.

Der Onkel hatte sich wirklich nicht verheirathet und das Haus meines Vaters in seiner schlimmsten Periode war im Vergleich zu Gehlweiden ein Kloster. Sechs oder acht hübsche Mädchen standen den verschiedenen Zweigen der Haushaltung vor und zwei derselben hatte der Onkel selbst auf seinen Reisen nöthig. Außerdem konnte man von ihm sagen wie es vom König von Yvetot heißt:

Ses sujets avaient cent raisons
De le nommer leur père.

Dabei hatte er den närrischen Einfall, alle seine Kinder Jacken mit rothen Kragen als Auszeichnung tragen zu lassen. Lief ich durch das Dorf, dann kamen die alten Leute und küßten mir die Füße und ein Schwarm wilder Vettern verehrte mich stumm. Diesem väterlichen Verhältniß mochte es wohl zuzuschreiben sein, daß der Onkel ein sehr milder Herr war. Die Aufhebung der Leibeigenschaft kümmerte weder ihn noch die Bewohner seiner Güter; er sorgte für sie wie er konnte, und brannten ihre Häuser ab, wie das zu Zeiten geschah, so baute er sie wieder auf.

Eine seiner Töchter war vom Könige legitimirt und an einen Herrn von Glasenapp verheirathet worden, dem der Onkel das Gut Rogainen gab. Eine zweite Tochter, Hermine, die der Onkel sehr lieb hatte und nach der mehrere Vorwerke benannt wurden, lebte im Schloß. Sie war ein

schönes, liebes Mädchen und sollte einen meiner Brüder heirathen; allein der König verweigerte die Legitimation, glaub' ich. Außerdem fanden wir bei einem Besuche einen Sohn, Friedrich, im Schloß; ein flachshaariger Junge von meinem Alter, der erst kürzlich dem wilden Gestüt entnommen und noch sehr uncultivirt war. So bald er am Morgen die Augen öffnete, schrie er: „Juseph, — so hieß des Onkels Jäger — Juseph, Kartuffeln!“ Als einst mein Bruder Louis eine schöne Stute streichelte und küßte, während unser wilder Vetter daneben stand, schlug dieser die Hände vor Verwunderung zusammen und feierte das merkwürdige Ereigniß durch folgenden schönen Vers: „Junker Lutsch giest de Kobbel (Stute) e Butsch,“ was er natürlich oft genug von uns hören mußte.

Unter dem wilden, verschwenderischen Leben des Onkels war eins der schönen Familiengüter nach dem andern dahin geschmolzen und zu jener Zeit waren deren nur noch drei oder vier übrig. Ich hörte, der Onkel habe über eine Million Thaler verschwendet, allein das reicht schwerlich, wenigstens nicht, wenn man die Güter nach ihrem heutigen Werthe taxiren wollte.

Von der Mutter erhielten wir von Zeit zu Zeit Nachricht; denn trotz der Scheidung und Heirath bestand keine Feindseligkeit zwischen ihr und dem Vater. Eines Tages nahm mich dieser in den Wagen und wir reisten nach Lyk. Es war im Winter. Der Vater hatte ganz besondere Anstalten zu dieser Reise gemacht. Die beste Uniform wurde eingepackt und statt des gewöhnlichen Reisewagens wurde der große Wiener Wagen genommen. Der Jäger sah aus wie ein Feldmarschall und Kutscher und Vorreiter waren in nagelneuer Postlivree. Es schien der Vater wollte in Lyk Sensation erregen. Die Wege waren damals halsbrechend,

denn an eine Chaussee war noch nicht zu denken, und die vierzehn Meilen waren eine lange Reise. Spät Abends, der Mond schien hell, hielt der Wagen vor einem weitläufigen, stillen Gehöft. Der Postillon blies, — Alles still. Der Vater sah zum Fenster hinaus und rief: „da scheint ja die Welt mit Brettern vernagelt!“ Ich hatte das oft gehört, aber nie gesehen. Richtig, da war vor mir ein hoher weißer Bretterzaun, über den herragend auf dem Dache eines Schuppens ein ungeheurer weißer Hund stand, der uns schweigend betrachtete und den ich für etwas ganz Anderes hielt, da der Vater scherzend sagte: „Na, da ist ja auch schon ein Eisbär.“

Zu jener Zeit war Militair eine große Seltenheit in Ostpreußen und ein Stabsofficier in glänzender Uniform, mit schöner Equipage, einen Jäger auf dem Bock und zwei Postillons auf den Pferden, aus Leibeskräften blasend, brachte das ganze kleine polnische Städtchen Lyk in Alarm. Sechs alte Bürger mit rostigen Spießen bezogen gleich die Wache am Rathhaus und es machte mir Spaß, daß jedes Mal vor uns Heraus! gerufen wurde, wenn wir vorüber gingen. Sonst hab' ich nichts von dem Besuche behalten.

Seit dieser Zeit wurde die freundliche Verbindung gepflegt und eines Tages wurde die Mutter mit ihrem Manne in Gumbinnen zum Besuch erwartet. Relais wurde entgegengeschickt und Herr Wedekind war sehr geschäftig. Ich blieb lange auf, allein die Mutter kam nicht und ich wurde zu Bette gebracht. Endlich bliesen die Postillons und knallten mit ihren Peitschen, als brächten sie den Frieden. Ich wurde schnell aus dem Bette in das hellerleuchtete Zimmer geholt und ehe ich noch die Augen öffnen konnte, fand ich mich in den Armen der Mutter, die mit dem Vater auf dem Sopha saß. Daneben saß auf einem Stuhle mein Reserve=

Vater der „Herr Doctor,“ wie uns aufs Strengste eingeschärft war, den Mann meiner Mutter zu nennen.

Wie lange der Besuch bei uns blieb, weiß ich nicht mehr, doch hab' ich später oftmals wenn ich daran dachte, meinen armen Vater herzlich bedauert. Als die Mutter mit dem Herrn Doctor in unserm Garten war, beide sich scherzend jagten, und der leichtfüßige Philologe über eine Hecke sprang, sah ich den Vater gedankenvoll am Fenster stehen und auf sie hinabblicken, ohne daß sie es bemerkten. Die Gefühle, welche ihn damals sicherlich bewegten, waren in der That fast Strafe genug für das was er an meiner Mutter verschuldet.

Meine Schwester war unterdessen zu einer hübschen „Margelle“ — wie ein Mädchen in Lithauen genannt wird — herangewachsen und es war weise vom Vater, daß er sie einem jungen Regierungs-Calculator und Lieutenant bei der Landwehr zusagte, dessen Bekanntschaft sie auf einem Balle gemacht, und der um sie angehalten hatte. Wegen der Jugend der Braut wurde die Hochzeit noch etwas verschoben und meine Schwester zur Mutter nach Lyk geschickt. Endlich erhielt mein zukünftiger Schwager die Erlaubniß seine Braut abzuholen. Als der Wagen vor der Thür stand und der Vater grad sehr böse war, bat ich den Schwager mich mitzunehmen und er beschloß es zu thun, ohne den Vater zu fragen. So fuhr ich ohne Abschied zu nehmen ab. Meine Mutter wollte mich nicht wieder von sich lassen, und als Schwager und Schwester nach Gumbinnen zurückkehrten, blieb ich in Lyk.

Fünftes Capitel.

Aufenthalt in Lyk. — Der Stiefvater. — Die erste Feuersbrunst. — Seeabenteuer. — Eine neue Welt. — Ein lebendiger Dichter. — Zweite und dritte Feuersbrunst. — Besuch auf einem Landgute. — Rückkehr nach Gumbinnen. — Der Empfang. — Bruder Louis gefährlich auf der Jagd verwundet. — Eigenthümlicher Schlaganfall. — Der Vater geht zum Abendmahl. — Sensation. — Er wird krank und stirbt.

Lyk ist ein kleines Städtchen in Masuren, welches an dem nach ihm genannten See liegt, dessen Ufer terrassenförmig zu den Häusern emporsteigt. Es bestand damals aus einem Knoten von Häusern, die sich um Rathhaus, Kirche und Gymnasium gruppirten und einer von dort aus rechts und links in gerader Linie fortlaufenden Straße, die auf einer Seite mit dem deutschen und auf der andern mit dem polnischen Thor endete. Eine ganz kurze Straße führte vom Platz vor dem Rathhaus an den See, dessen Ufer durch eine lange Brücke mit einer Insel verbunden war. Auf letzterer erhob sich ein altes Schloß, welches von einem Regierungsbeamten und dessen Büreaus eingenommen war, und weiter hin auf der Insel stand das Amtshaus, umgeben von Wirthschaftsgebäuden. Die Gegend umher war fruchtbar und das kleine Städtchen hatte einen lebhaften Verkehr, was sich schon an den gewöhnlichen, mehr aber noch an den Jahrmärkten zeigte, welche echt polnische Vollblutjahrmärkte

waren. Der gebildete Theil der Einwohner sprach unter sich deutsch; allein der gemeine Mann sprach polnisch, oder auch ein Gemisch von beiden Sprachen.

Mein Stiefvater war damals ein heiterer junger Mann. Er war in Kirchscheidungen in Thüringen geboren und in der Fürstenschule in Schulpforta erzogen; dann studirte er in Leipzig. Er bließ die Flöte und spielte die Guitarre, wozu er selbst gedichtete und componirte Lieder sang. Ferner war er Jagdliebhaber, wodurch er einigermaßen meine Achtung gewann. Auch als Schriftsteller hatte er sich schon damals versucht und war überhaupt voll Talent. Er ist der Dichter des bekannten Liedes „Ich bin eine Preuße, kennt ihr meine Farben," welches indessen erst später entstand.

Mein ältester Bruder Eduard, der etwas Stolzes und Zurückhaltendes in seinem Wesen hatte, zeigte sich stets kalt gegen ihn und nannte ihn bis an sein Lebensende „Herr Doctor", während ich mich bald daran gewöhnte, ihn Vater zu nennen. Er hatte keine eigenen Kinder. Eduard war zwei Meilen von Lyk in Baitkowen bei dem Landrath Major von Kannewurf, um dort die Landwirthschaft zu erlernen.

Für mich war Lyk mit seinem See entzückend schön. Stunden lang konnte ich den Wellen zusehen, wie sie das Ufer liebkosten, auf demselben bunte Muscheln mancherlei Art und andere fremdartige Dinge zurücklassend. Abends bot das Ufer oft einen zauberhaften Anblick, wenn die Leute beim Schein eines blendenden Lichtes Fische oder Krebse fingen, weit hineinwatend in den See.

Im Winter, wenn der Wasserspiegel erstarrt und mit Schnee bedeckt war, diente der See als Brücke oder Landstraße zwischen den entfernteren Ortschaften und der Stadt und Schlitten fuhren darauf hin und her wie im Sommer Kähne. Fische und Krebse waren spottbillig. Im Winter

wurden „Wuhnen“ in das Eis gehauen und in ihnen Stinte scheffelweise gefangen, die wie Gemüse bereitet wurden. Auch erinnere ich mich eines handlangen delikaten Fisches, der geräuchert und Marene genannt wurde, nicht zu verwechseln mit der Murene, die im Comer- und Madduesee gefangen wird. Die Ufer des Sees waren an der anderen Seite mit schönen Laubgehölzen gekrönt, in denen ich mit Eduard umherstreifte, mich an dem Duft der unendlichen Menge von Maiblumen und später an Erdbeeren labend.

Feuersbrünste waren damals in jener Gegend an der Tagesordnung und man sprach von einer weit verzweigten „Mordbrennerbande“. Alle Augenblicke fand man „Brandbriefe“ ausgestreut und es verging in manchen Zeiten kaum ein Tag, an dem man nicht in der großen Ebene irgend eine Stadt, oder ein Dorf brennen sah. Den Brand von Johannisberg, welches glaub' ich elf Meilen von Lyk liegt, sah man in letzterer Stadt. Ich sollte während meines Aufenthalts die Schrecken einer Feuersbrunst zur Genüge kennen lernen und die erste Erfahrung dieser Art machte ich schon acht oder vierzehn Tage nach meiner Ankunft.

Es war Jahrmarkt, und als ich am See eine eben gekaufte Spritze probirte, sah ich eine Menge Männer auf nackten Pferden in größter Eile vorüberreiten und bald auch eine ungeheuere schwarze Rauchwolke sich über die Häuser hinweg nach dem See zu wälzen. Ein Haus am deutschen Thor war in Brand gerathen, und da das unsrige in der Mitte der Stadt lag, so lachten wir über die uns gegenüber wohnenden Leute, welche ihre Sachen zu retten anfingen.

Durch die Straßen heulte der schauerliche Ruf: „Rettuje ogin, ogin!“ (Rettet, Feuer, Feuer!) und die Angst der Einwohner wuchs mit jeder Minute, denn das Feuer griff immer weiter um sich, sehr begünstigt durch die Sitte

„Strohpuppen“ unter die damals dort gebräuchlichen gewölbten Dachziegel zu legen, wie das nicht anders zu erwarten war. Außerdem war es Jahrmarkt und eine Masse meist betrunkenen Gesindels aus der Umgegend in der Stadt. Die Jahrmarktbuden versperrten den Spritzen den Weg; sie wurden eilig abgebrochen und die Waaren, nicht immer von den entsetzten Eigenthümern, hinweggetragen. Es war, als sei der kleine friedliche Ort von einem plündernden Feinde überfallen worden. Es war schon spät, als sich die Eltern auch zum Ausräumen entschlossen. Kleider, Weißzeug und was ihr in die Hände kam, hatte die Mutter in eine große Kiste gepackt; diese wurde, um schneller der Gefahr entzogen zu werden, den Abhang herunter gerollt und kollerte in den See, in welchem schon ein Theil unserer Möbeln schwamm, denen die unverzagte Magd nachwatete.

Der Vater half besser. Er hatte seinen Hut verloren und erwischte einen grauen runden Hut der Mutter mit langer weißer Feder. So ausgezeichnet saß er mitten im Rauch oben auf den Dächern der Häuser, die Axt in der Hand, und die Beamten, welche die Löschanstalten leiteten, wiesen alle Leute an, dem Manne mit der weißen Feder zu gehorchen.

Alles strömte über die Brücke. Auf dem Rasenplatz vor dem Schlosse sah es wie ein Trödelmarkt aus; hier lagen die obdachlos gewordenen Menschen mit ihren wenigen geretteten Habseligkeiten und sahen weinend und mit gefaltenen Händen nach den grausamen Flammen hinüber, die vielleicht ihr Lebensglück zerstörten.

Am Morgen brannte es noch; allein endlich ward man des Feuers Herr. Fast das halbe Städtchen lag in Asche; einhundert und zweiunddreißig Wohnhäuser waren abgebrannt. Unser Haus war das vorletzte; zwischen diesem und dem

letzten blieb das eines reichen Juden stehen, — weil es massiv gebaut war; das Volk sagte aber er könne hexen.

Als die Gefahr vorüber war und nur noch Balken und Aschenhaufen glühten, lief ich überall umher, um die rauchenden Trümmer anzusehen. Da lagen allerlei Geräthschaften halbverbrannt umher; Metall zu Klumpen geschmolzen; zerrissene und halbverbrannte Bücher und Papiere; bei den Kaufleuten schwammen getrocknete Pflaumen, Rosinen und Mandeln in den Wasserpfützen, die von den Spritzen gebildet waren. Ein armer großer Hund lag gebraten an der Kette! Dem Bürgermeister verbrannten funfzig Mastochsen und, was er bei Weitem mehr bejammerte, seine neue Uniform, die eben aus Berlin angekommen war und in welcher er sich noch nicht hatte öffentlich zeigen können. Auch eine Anzahl Menschen verbrannten, unter ihnen ein Schuhmacher und die dickste Frau der ganzen Umgegend, welche sich in ihre brennenden Häuser wagten, um den baaren Ertrag des Jahrmarkts zu retten. In ganz Lyk gab es kaum eine ungesengte Katze und manche sahen schauerlich aus.

Wohnungen waren schwer zu finden und wir waren glücklich, als man uns einen sehr großen Saal vermiethete, der durch spanische Wände in verschiedene Zimmer getheilt wurde. Die Wirthin ist mir noch in der Erinnerung, weil sie einen ordentlichen Schnurrbart hatte und aus einer langen Pfeife wie ein Mann rauchte.

Die Schule war für längere Zeit geschlossen und überhaupt waren die Bande der Zucht und Ordnung etwas gelockert. Ich streifte mit den Kameraden in der Umgegend umher und als einst etwa zwanzig von uns in einem dem Schmied auf der Insel gehörigen Kahn versammelt waren, machte ich den Vorschlag zu einer Entdeckungsreise in den See. Es wurden Stangen geschafft, die am Ufer stehende

Binsenwand keck durchschifft und bald schaukelten wir mitten im See, ohne auf das heranziehende Gewitter zu achten. Allmählig fingen die Wellen an höher zu schlagen. Das Gewitter kam herauf, der Sturm ward stärker. Die Kinder fingen an zu weinen und hielten sich die Augen zu und bei jedem Blitz und Donnerschlag kreischten alle im Chorus. Ich fürchtete mich auch; allein ich fühlte mich als Anführer und tröstete und schalt. Die Kleinen mußten sich auf den Boden des Kahns setzen, während wir Größeren — ich war sieben Jahr! — uns mit Stangen und Rudern ans Ufer zu bugsiren trachteten. Endlich gelang es; allein es war Nacht, als wir weit ab von der Stadt, und naß wie gebadete Mäuse den Kahn verließen und ans Ufer banden. Es war zehn Uhr, als ich in unsern Saal trat, wo die Mutter in großer Angst in ihrem Bette wachte. Als ich kam ergriff sie ihr Planchet und versuchte es mich zu strafen; allein ich war des Vaters Kantschu und des Conrectors Ochsenziemer gewöhnt, wogegen ihre Schläge Streicheln schienen.

Von den neuen Kameraden wurden neue dumme Streiche gelernt. Obstgärten wurden geplündert und andrer Unfug vorgenommen. An den Markttagen neckten wir die polnischen Juden, indem wir riefen: „Jud' du verlierst deinen Paß." Der Jude wurde dann jedesmal bleich und stammelte einen hebräischen Ausruf, denn im Paß — Gürtel — steckten seine güldenen Ducaten. Die Judenfrauen, die in den zeltartigen Marktbuden verkauften, kamen noch schlimmer weg; wir hoben die hintere Zeltwand auf und stachen ihnen in die Waden mit Nadeln, die an Stöcken befestigt waren; oder wir überraschten sie vermittelst einer Spritze durch eine aufsteigende Douche.

Die Ruinen der abgebrannten Häuser waren treffliche Schlupfwinkel für unsere Spiele. Es bildeten sich feindliche Parteien und es wurden erbitterte Schlachten gefochten. Große Jungen stellten sich unter mein Commando, weil ich die besten Anschläge zu machen wußte und ein Loch im Kopf nicht scheute.

Im Herbst bezogen wir ein ganz neu gebautes, noch nicht fertiges Haus. Die Wände waren nicht einmal geweißt und die Zimmer rochen nach Lehm; allein wir hatten keine Wahl. Im Winter war es schauderhaft und am Morgen glitzerten nicht allein die Wände von Millionen Eisflittern, sondern oft trat ich, wenn ich aus dem Bette stieg, auf einen Eisteppich, in welchen sich das von den Wänden herabfließende Wasser verwandelt hatte.

Im Gymnasium war ich weder faul noch fleißig; allein dennoch war mir der Aufenthalt in Lyk vortheilhaft. Ich sah und erlebte nicht nur eine Menge neuer Dinge außerhalb des Hauses, sondern fand in demselben ein reiches Feld für meine Lernbegierde in der Bibliothek meines Stiefvaters, die reichhaltiger war, als die in unserm Hause in Gumbinnen. Da keine schlechten Bücher vorhanden waren, so wurden auch meinem Heißhunger nach Unterhaltungslectüre keine Schranken gesetzt. Ich las, daß mir, wie man zu sagen pflegt, der Kopf rauchte und wurde bald mit unsern bessern Schriftstellern bekannt. Dadurch eröffnete sich mir eine ganz neue Welt und mein Ideenkreis erweiterte sich bedeutend. Ich las mit wahrer Wuth Alles, gleichviel ob ich es verstand oder nicht.

Als ich so mitten unter den Dichtern lebte, kam ein lebendiger Dichter nach Lyk! Ein Dichter von Profession, der auf sein Handwerk reiste und — bettelte, in allen Häusern, wie eine Visitenkarte, ein Gedicht „An eine ge-

platzte Schote" abgebend. Auch in Gumbinnen war er gewesen und mein Papa hatte der geplatzten Schote einige Thaler opfern müssen. Dieser Mann war der „Naturdichter" Hiller, der seiner Zeit ein gewisses Aufsehen machte. Er war, glaub' ich, ein „Taubennestflechter". Seine dicke Selbstbiographie las ich mit Vergnügen. Uebrigens hatte ich mir einen Dichter doch anders gedacht; Hiller sah aus wie ein Schuhmachermeister und ich meinte, Dichter müßten alle dem Schiller auf meines Stiefvaters Rauchtabacksbüchse ähnlich sehen.

Im Winter brannte es wieder einige Häuser von uns. Wir flohen — es war Morgens vier Uhr im Winter — zu Bekannten, kamen aber diesmal mit dem Schrecken davon, denn nur elf Hintergebäude brannten ab.

Im Sommer war wieder Jahrmarkt. Mein Bruder, der zum Fenster hinaus sah, rief plötzlich: „Das Haus drüben brennt"! Es war schon das fünfte oder sechste, welches brannte, allein wir hatten nichts davon gemerkt, denn der Lärm eines polnischen Jahrmarkts ist so groß, daß er durch Feuerlärm nicht vermehrt werden kann. Die Scenen des ersten Brandes wiederholten sich, nur in größerer Hast und Wildheit, da das Feuer grad im Mittelpunkt des Marktes, in einer Oelmühle ausgebrochen war. Die rothen Flammenzungen beleckten gleichsam erst die Dächer der Häuser, bis sie plötzlich, wie mit einem Zauberschlage in Brand standen. An Löschen war gar nicht zu denken, denn Buden und Massen meist betrunkener Menschen versperrten die Straßen. Die Noth wurde noch größer, als auch am polnischen Thore die Flammen aufstiegen. Die berüchtigte Mordbrennerbande, hieß es, sei in der Stadt. Ein panischer Schrecken ergriff Alle. Die Jahrmarktbuden wurden umgerissen und ihr Inhalt von den ersten besten Leuten hinweg-

geschleppt. Auch in unser Haus drangen fremde, zerlumpte Gestalten; allein mein Stiefvater zog diesen „Rettern" die gestohlenen Gegenstände aus den Taschen und hülfreiche Primaner prügelten die Kerle zum Hause hinaus.

Unser Nachbar, ein Kaufmann, hatte in seinem Gartenhause mehrere Centner Schießpulver liegen. Er hatte das Pulver gänzlich vergessen; mein Stiefvater erinnerte ihn daran und half die Fässer in den See versenken. Ein gefährliches Geschäft, denn brennende Strohbündel sprühten und Speckseiten schienen Flügel bekommen zu haben. Mir brannte ein schwerer Funken ein großes Loch in die Weste; ein solcher konnte auch ein Pulverfaß entzünden. Auch zum Apotheker ging der Vater, der eine Kiste mit Arsenik unter dem Dach aufgehoben hatte; diese ward aber nicht in den See geworfen. Ich weiß nicht zu beurtheilen, ob ein Verbrennen des Arseniks Schaden hätte anrichten können.

Die Flucht ging wieder nach dem Schloß auf der Insel und ich folgte, mein kleines Hündchen im Schooß meines altdeutschen Rockes tragend. Mein Bruder Eduard und das brave Dienstmädchen beschlossen im Hause zu bleiben, um dasselbe vermittelst einer Handspritze zu vertheidigen. Es war massiv aus gebrannten Steinen erbaut und wie erzählt noch ganz naß. An einer Seite stieß es jedoch so nahe an des Nachbars Haus, daß wir Knaben oft von einem Fenster ins andere stiegen und die Nachbarn führten wegen dieser Nähe einen Prozeß. Hier war die meiste Gefahr.

Am Abend brannte die ganze im vorigen Jahre verschontgebliebene Hälfte der Stadt. Von einem Fenster des Schlosses aus konnte ich das großartige Schauspiel betrachten. Die ganze lange Reihe der Häuser stand in Flammen, die in den mannigfaltigsten Farben spielten, je nach der Be-

schaffenheit der Gegenstände, die sie verzehrten. Besonders deutlich konnte man es jedesmal unterscheiden, wenn ein Branntweinlager in Brand gerieth, und es gab deren eine Menge dort. Aus den Getreidespeichern erhoben sich die Körner als ebenso viele Funken und machten in dem dicken schwarzen Rauch einen schönen Effect. Das Knattern der Flammen und das Prasseln der einstürzenden Dächer war bis zum Schlosse zu hören, untermischt mit dem Geschrei der geängstigten Menge. Mit großer Spannung sah ich immer auf die schwarze Masse, welche mitten in dem Flammenmeere wie ein Felsen stand; es war unser Haus und mein Bruder darin.

Die Pracht des Gemäldes wurde noch dadurch erhöht, daß die brennende Stadt sich in dem ruhigen See spiegelte, über welchem der Vollmond sich erhob, blutroth durch den Rauch erscheinend. Auf dem See selbst wimmelte es von Kähnen und auf der hell erleuchteten Brücke drängte sich eine ab und zu wogende Menge. Im Vordergrunde dieses Gemäldes, nicht weit von dem Fenster, aus welchem ich es betrachtete, stand ein zackiger Eichbaum, der sich scharf und bestimmt fast ganz schwarz auf dem Flammenhintergrund abzeichnete.

In der Oelmühle, in der das Feuer entstanden war, brannte es acht Tage lang. Unser Haus war gerettet, nur waren an einer Seite die Fenster ausgebrannt und in der Nähe stehende Möbeln hatten gelitten. Für unsere Wohnung war der Brand sehr günstig; wir gewannen freie Aussicht nach allen Richtungen hin, obwohl sie anfangs sehr traurig war; rauchende Trümmer, durch welche weinende Menschen händeringend irrten und versengte Katzen umherschlichen. Unsere Zimmer waren nun vollkommen ausgetrocknet.

Major von Kannewurf lud uns alle nach Baitkowen ein und wir ließen unsere Wohnung unter der Obhut des tapferen Dienstmädchens.

Des Aufenthaltes auf diesem schönen Gute, bei dem ein herrlicher Garten war, erinnere ich mich mit Vergnügen. Die Familie des Besitzers war höchst liebenswürdig und gastfrei und Spielkameraden gab es da in Menge, besonders hübsche kleine Mädchen, vor denen ich meine Gewandtheit und Waghalsigkeit zur Schau trug. Näschereien gab es dort in Ueberfluß. Erdbeeren mit Milch, „Schmant mit Glumse,“ Bier mit Milch, Hollunderblüthen oder Centifolien in feinen Teig getaucht und mit Butter gebacken und dergleichen mehr. Halb Bier und halb Milch wird in jener Gegend für ein sehr gesundes und kühlendes Getränk gehalten.

Mit dem Wirthschaftsinspector hatte ich mich bald befreundet und lief mit ihm in die Magazine, die Brennerei u. s. w. und fragte nach Allem, was dem Manne gefiel. Dafür wurde mir denn auch erlaubt, ein flinkes Pferdchen so oft ich nur wollte spazieren zu reiten. Eines Mittags, als die Diener bereits Vorbereitungen zum Tischdecken machten, fiel es mir ein, vor dem Essen noch auszureiten. Von einer kleinen Erhöhung sah ich den Kirchthurm des zwei Meilen entfernten Lyk und bekam Lust, schnell einmal nachzusehen, was unsere Wohnung und mein Hündchen mache. Gedacht, gethan. Ich war leicht wie ein Vogel und mein Pferdchen beinahe so flink. Ich kümmerte mich nicht um den Weg, sondern ritt auf den Kirchthurm zu und war bald vor unserer Thür. Während mein Pferdchen sich an der Krippe vor dem Hause erfrischte, hatte ich Alles gesehen, was mich interessirte, bedauert, daß der kleinen Iris ihre weiße Schwanzspitze zwischen der Thür abgeklemmt worden war und eilte mit dieser wichtigen Nachricht nach Baitkowen zurück, wo ich grad ankam,

als man sich zu Tisch setzte. Als ich von Iris und von Lyk redete, war der Major ganz erstaunt, denn er hatte mit mir, wie er meinte, noch so eben geredet, denn ich war ihm begegnet, als ich in den Stall ging, um satteln zu lassen. Die Zeit hatte aber doch hingereicht, die vier deutsche Meilen zu machen, was für ein Kind von sieben Jahren schon ein ganz tüchtiger Ritt war.

Sonntags wurden größere Ausflüge zu Pferd in die Nachbarschaft unternommen, hauptsächlich nach einer Papiermühle, die mich sehr interessirte und bei deren Besitzer wir auch einige Wochen zum Besuch waren.

So gut es mir auch in Lyk gefiel, so hatten doch die Feuersbrünste ein sehr unbehagliches Gefühl in mir zurückgelassen und ich legte mich jeden Abend mit Angst zu Bette. Diese Angst lehrte mich beten, denn sonst lehrte es mich Niemand. Ich fing in dieser Zeit an, so viel Freude daran zu empfinden, mich mit dem lieben Gott zu unterhalten, daß ich mich auf das Bett freute, wo ich ungestört war.

Der Vater schrieb aus Gumbinnen Briefe an mich, welche mir Heimweh machen sollten. Sie erzählten von einem hübschen Schecken, den Louis täglich reite; daß er oft mit Dragewitsch auf die Jagd gehe u. s. w. Diese Lockungen verfehlten ihre Wirkung nicht, obwohl ich mich in Lyk weit behaglicher fühlte, als in Gumbinnen, keine Schläge erhielt und weit mehr Freiheit hatte. Zu der Angst vor dem Feuer kam aber noch Sehnsucht, den Vater, die Geschwister, meine Amme und die alten Spielkameraden wieder zu sehen, denen ich so viel Wunderbares zu erzählen hatte.

Wie ich eigentlich wieder nach Gumbinnen kam, weiß ich nicht mehr; ich glaube die Mutter besuchte die Schwester, die ein Töchterchen geboren hatte. Es muß das im Frühjahr 1821 gewesen sein. Ich war so gewachsen, daß mein

Vater mich in meinem altdeutschen Röckchen zuerst gar nicht kannte und mir barsch zurief: „Wer ist Er? was will Er?“ vielleicht scherzte er auch nur. Mir war aber das Weinen nahe und ich antwortete: „Sein Sohn Otto und wenn Er mich nicht will, dann geh' ich wieder zum anderen Vater nach Lyk.“ Dabei machte ich Kehrt; er aber rief mich lachend zu sich und küßte mich so herzlich, wie er es selten that.

In unserem Hause ging noch Alles in der alten Weise, nur daß der Vater uns jetzt noch strenger zum Fleiß anhielt wie früher. In dem kleinen Schauspielhaus in Gumbinnen machte damals der Freischütz Furore, den eine herumziehende Schauspielerbande — so sagte man damals — alle Abend spielte. Da der Vater sich sehr, ihrer Priesterinnen wegen, für die dramatische Kunst interessirte, und fortwährend mit Gewehren, Hirschfängern und anderen Waffen aushalf, die in unserem Hause in Ueberfluß waren, so konnte ich im Theater nach Gefallen aus und ein laufen. Die Schauspieler sanken aber bald sehr in meiner Achtung. Ich hatte einen Sperling so zahm gemacht, daß er mir überall nachflog. Diesen lieh ich, nach vielem Bitten, den Schauspielern, da er in einem Kotzebueschen Stück als Nachtigal auftreten sollte; — mancher Spatz figurirte da übrigens als Singvogel — und der Souffleur, der ihn mir wiederbringen sollte, erschoß ihn in der Betrunkenheit mit der Pistole und Vogeldunst! Zu jener Zeit kam auch der berühmte Komiker Wurm auf einer Reise nach Petersburg durch Gumbinnen. Der Vater veranlaßte ihn einige Mal als Adam im Dorfbarbier aufzutreten und Wurm wohnte bei uns. Unter den Sachen, die er mit sich führte, setzte mich nichts so sehr in Erstaunen, als das riesige Rasirmesser, welches er für seine Rolle nöthig hatte. Mit großem Entzücken erinnere ich mich auch noch der trefflichen Marionetten von Schütz und beson-

ders der überraschenden Verwandlungen, die viel besser waren, als irgend welche, die ich später in den Weihnachtspantomimen in London sah.

Im Sommer fing der Vater an zu kränkeln, weil er fortwährend an seinem Flechtenübel doctorte. Man hatte ihm die Hungerkur gerathen und diese machte ihn ganz schwach und elend. Es war Ende August, und als Belohnung für seinen Fleiß während der Woche erhielt mein Bruder die Erlaubniß, am Sonntag mit dem Jäger auf die Jagd zu gehen, um für den Vater ein junges Häschen zu schießen. Ein Schulkamerad in des Bruders Alter quälte, ihn mitzunehmen, und Louis ließ sich dazu bewegen.

Wir hatten am Sonntag Tischgäste und während des Essens fiel ein starker Gewitterregen; der Vater erinnerte sich an Louis — der sein Liebling war — und bedauerte, daß ihm sein Vergnügen verdorben würde. So geschah es auch; allein in anderer Weise als es der Vater meinte. Man saß lange bei Tisch, und als ich endlich mit dem Vater das Zimmer verließ, trafen wir an der Treppe den Jäger, welcher zwei Gewehre trug. Mein Vater fragte, wo Louis sei? Dragewitsch antwortete: „Machen Sie mit mir was Sie wollen, der Junker Louis ist geschossen!“ — „Todt?!“ fragte der Vater und mußte sich halten, nicht umzusinken, denn er war noch schwach. Louis war nur verwundet; allein gefährlich. Als ihn der Gewitterregen überraschte, kroch er, um sich zu schützen, in eine Getreidemandel, eine Art Hütte, die durch das Zusammenstellen von fünfzehn Garben gebildet wird. Als er sich niederkauerte umschlang er mit seinen Händen seine Beine unterhalb der Kniee. Sein Schulkamerad suchte an demselben Ort Zuflucht, ließ aber das Gewehr im Regen und als mein Bruder ihm rieth, es ins Trockene zu stellen, zog es der Knabe durch das Stroh

zu sich. Der Schuß ging los und meinem Bruder in das Knie. Da die Entfernung nur etwa zwei Fuß betrug, so blieb der ganze Schuß beisammen — der dumme Junge hatte grobes Schrot untermischt mit Rehposten geladen! — ja sogar beide Wergpropfen drangen mit in die Wunde. Die Nähe war jedoch auch ein Glück, denn hätte der Schuß nur ein Wenig gestreut, so wäre mein Bruder auf der Stelle todt gewesen.

Bald wurde er auf einem Wagen gebracht. Der geschickte Bataillonsarzt der Landwehr konnte sich nicht entschließen, das Bein abzunehmen, da er es zu retten hoffte. Der arme Bruder hatte unsäglich zu leiden. Erst nach drei Wochen kam der eine Wergpfropfen aus der Wunde. Das Bein schwoll zu einer ungeheueren Dicke an und es mußten wohl zehn lange Schnitte gemacht werden, die mein Bruder, so bald er nur dazu konnte, sich stets ausbat selbst machen zu dürfen. Ueberhaupt ertrug er seine Schmerzen mit einer Standhaftigkeit, die von einem elfjährigen Knaben wirklich wunderbar war.

Die Menge der Wunden machte stets einen weitläufigen Verband nöthig und ich hatte fortwährend Charpie zu zupfen, Compressen u. s. w. zu machen, damit der Doctor schon Alles vorbereitet finde, wenn er kam. Um den Bruder zu amüsiren wurden allerlei Vögel in sein Krankenzimmer gebracht und sogar ein Repphühnerpärchen. Ich fing im Garten ein Goldhähnchen — unser kleinster Vogel — welches gleich so zahm wurde, daß es von der wolligen Rückseite von Blättern, die mein Bruder in der Hand hielt, die winzigen Insecten wegpickte, die seine Nahrung bildeten. Erst Ende November konnte mein Bruder zum ersten Mal aufstehen, aber es dauerte noch lange, ehe er an Krücken gehen konnte. Das Bein wurde indessen sehr gut und absichtlich

ein Wenig gekrümmt geheilt. Es blieb steif; allein der Bruder hinkte kaum und konnte später ohne Beschwerde nicht nur gehen, sondern tanzen und reiten.

Im Winter 1821/22 war es sehr kalt und der Pregel bis auf den Grund gefroren. Als ich eines Morgens ganz früh in den Hof kam hörte ich, daß Diebe über den Fluß gekommen und unseres Nachbars Bienenstöcke gestohlen hätten und auch in unserem Stalle gewesen wären. Als ich das dem Vater erzählte, rasirte er sich eben. Er schickte den Jäger in den Hof, sich nach der Sache zu erkundigen; da ihm derselbe zu lange blieb, wurde er ungeduldig und sah nach ihm zum Fenster hinaus, welches er schnell und ärgerlich zuschlug. Es war sehr warm im Zimmer und die Brust des Vaters war offen. Als er vor den Spiegel trat, um sich weiter zu rasiren, sah ich, daß er das Messer plötzlich niederlegte und die eine Seite seines Gesichtes in zuckender Bewegung war. Er hatte zugleich die Sprache verloren. Ich lief augenblicklich zu den Aerzten und zu meiner Schwester. Als wir zurückkehrten, fanden wir den Vater auf dem Bette sitzend, den ganzen Körper schüttelnd, als werde er auf und nieder gestampft. Nach mehreren Tagen war die Sprache noch nicht wiedergekommen, und als er auf eine Schiefertafel schreiben wollte, mußte er es aufgeben, da er jede Silbe wohl zehn Mal wiederholte. Endlich kam die Sprache wieder und Besserung trat ein. Er hatte es dann gern, wenn seine kleine Enkelin auf seiner Bettdecke saß und spielte.

Im Januar war er so wohl wie nie, fuhr uns im Schlitten spazieren und war gut und freundlich. In die Kirche ging er nie und zum Abendmahl noch weniger, während der Onkel General doch alle Charfreitage fastete und die Sünden des ganzen Jahres dadurch abzubüßen meinte,

oder wohl mehr deshalb, weil das sein Vater und Großvater so gehalten. Als daher mein Vater Erkundigungen einzog, wie man sich beim Abendmahl zu verhalten habe und im Februar 1822 wirklich zum Abendmahl ging, da machte das in der Stadt förmlich Aufsehen und alle Welt sagte: der Postmajor stirbt bald.

Einst nach Tische sagte mir der Vater, ich solle zusehen, was er im Nacken habe; es thue ihm dort ein kleiner Fleck sehr wehe. Ich sah und fühlte nichts als ein kleines Knötchen wie eine Bohne, welches sich bald zu einem entsetzlichen Geschwür entwickelte. Es kam der „fliegende Krebs" dazu, wie sie es nannten, und bald war der Nacken eine Wunde. Dazu gesellte sich eine Unterleibsentzündung und der Vater wurde schonend aufgefordert, sein Testament zu machen. Er rief jedoch: „Wollt ihr denn, daß ich sterben soll?" und dabei blieb es. Er starb am 29. März 1822, Nachmittags 4 Uhr.

Als er im Sarge ausgestellt war, kamen viele arme Leute, ihn zu sehen und zu beweinen; denn er war populär bei den gemeinen Leuten und gab den Armen gern, wenn auch Verwandte behaupteten, er sei geizig. Eins seiner Augen wollte sich nicht schließen und die alten Frauen sagten: „Er holt bald noch einen von der Familie nach."

Acht Tage nach meinem Vater starb der Onkel General plötzlich. Mein Vater war neun und fünfzig Jahr und der Onkel nicht viel älter.

Als die Mutter nach einigen Wochen von Halberstadt ankam, wohin sie mit dem Stiefvater gezogen war, wurde Alles im Hause versteigert. Es war das ein sehr trauriger Tag! Besonders leid that es mir, als mein alter Spielkamerad, der Kettenhund Tiras, weggeführt wurde und all die schönen Pferde.

Mein Bruder Eduard kam nach Königsberg auf die Divisionsschule. Der Vater hatte immer davon geredet, Schritte für unsere Aufnahme ins Cadettenhaus zu thun; allein es war beim Reden geblieben. Die Mutter, Louis und ich setzten uns mit schweren Herzen in den Postwagen und fuhren nach Halberstadt.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Halberstadt. — Berlin. — General von Brause. — Halberstadt. — Neue Eindrücke. — Die Spiegelsberge. — Umgegend. — Die Domschule. — Komische Stadtfiguren.

Eine Reise von ein hundert und dreißig deutschen Meilen war vor vierzig Jahren kein kleines Unternehmen, besonders durch Preußen und mit der gewöhnlichen „fahrenden Post;“ denn von den bequemen und schnellen Eilwagen wußte man dort noch nichts und die Chausseen begannen erst zwölf Meilen vor Berlin. Die Packete wurden als Hauptsache und die Passagiere als Ballast betrachtet, die man halb aus Gefälligkeit mitnahm. Dieser Ansicht gemäß waren denn auch die Einrichtungen getroffen. Vorn und hinten im Wagen thürmte sich das Gepäck empor, welches die in der Mitte auf schmalen Bänken ohne Lehne sitzenden, unglücklichen Reiseopfer mit ihren Rücken im Gleichgewicht halten konnten, was auf den halsbrecherischen Wegen häufig genug über den Haufen geworden wurde.

Wir trafen es indessen doch etwas glücklicher. Der alte General-Postmeister von Segebarth war todt und die Naglerschen Postreformen hatten begonnen. Die „Berliner Post“ hatte einen besonderen Kasten für die Passagiere, in welchem zur Noth sechs Personen Platz hatten. Da jedoch Niemand

reiste, als wer absolut mußte, so hatten wir meistens den Kasten für uns allein.

Die Stationen waren nicht selten fünf deutsche Meilen von einander entfernt, was ein Anhalten unterwegs nicht allein verzeihlich, sondern nothwendig machte. Schnelligkeit erwartete Niemand; sie war auch nicht möglich, denn nicht selten, wie zum Beispiel in der Tuchelschen Haide, sanken die Räder bis an die Nabe in den Sand. An Hauptpostämtern blieb man einen ganzen Tag und länger liegen und an gewöhnlichen Stationen meistens einige Stunden, was wenigstens Zeit zur Erholung und Ruhe gab.

Die Reise ging über Insterburg und Wehlau, wo wir einen Landrath meines Namens besuchten. In Königsberg sah ich die ersten Schiffe. Bei Marienwerder überfiel uns ein schreckliches Gewitter mit furchtbarem Hagel. Die Eisstücke waren so schwer, daß Schaafe von ihnen erschlagen und Menschen schwer beschädigt wurden. Die zur Verzweiflung gebrachten Postpferde gingen mit dem schweren Wagen durch über den Weichseldamm und schienen sich und uns ersäufen zu wollen. Das Wasser stand hoch am Boden, so daß der Schirrmeister uns alle in das an der Weichselbrücke liegende Zollhaus tragen mußte, wo die zehn Kinder des Zöllners bei jedem Donnerschlage in zehn verschiedenen Tonarten aufschrieen und die Eltern auf den Knieen lagen und beteten. Rechts und links schlugen die Blitze ein und von verschiedenen Orten hörte man die Sturmglocken. Es war, als sei der jüngste Tag gekommen. Die Weichsel schwoll so schnell an, daß die Brücke sich hob und krachte, als wir hinüber fuhren; wenige Stunden darauf ward sie vom Strom fortgerissen.

Kurz wir hatten unterwegs mehr Beschwerden und Abenteuer als uns lieb war und dankten dem Himmel, als

wir nach vierzehntägiger Fahrt in Berlin ankamen, wo wir einige Tage bei einem Bruder meiner Mutter ausruhen wollten.

Wir liefen mit unseren Vettern durch die Stadt, staunten die schönen Gebäude an, klagten über die weiten Wege, den Staub, die übelriechenden Gossen, denn es war Sommer und Berlin so unausstehlich wie noch heut.

Wir besuchten die Schwester des Vaters, Frau v. Arnim, damals schon Wittwe. Meine Mutter glaubte sich kalt empfangen — wie sie es auch nicht anders erwarten konnte — und machte daher keine Besuche bei unseren anderen Verwandten, obwohl sie hoffte, dieselben würden ihr helfen, meine Aufnahme ins Cadettencorps zu bewirken. Sie versuchte dies auch ohne sie durchzusetzen und wir gingen zum Generalpostmeister von Nagler, der uns als „Postkinder“ — wie er uns nannte — freundlich aufnahm und zu dem Chef des Cadettencorps, General von Brause schickte.

General Brause war früher Gouverneur des jetzigen Königs gewesen. Er empfing die Mutter förmlich ungezogen und schien es höchst sonderbar zu finden, daß ich so ohne Weiteres prätendirte, ins Cadettencorps aufgenommen zu werden. Er sagte der weinenden Mutter mit kühler Miene, es sei gar nicht daran zu denken, da noch mehr als dreihundert „Expectanten“ vor mir aufgezeichnet wären. Trostlos verließ die arme Mutter den General und wir reisten bald darauf nach Halberstadt ab.

Nach einigen Tagen sahen wir von Weitem den Vater Brocken und endlich das Ziel unserer Reise, das thurmreiche Halberstadt, welches sich, wenn man von Magdeburg her kommt, sehr stattlich und malerisch darstellt.

Die Freude des Stiefvaters uns zu sehen, war sehr mäßig und ich kann es ihm in der That nicht verdenken.

Der Jahrgehalt der Mutter fiel nun weg und statt dessen kamen zwei unbändige Jungen ins Haus, welche er von seinem Gehalte mit ernähren sollte. Eine Erbschaft, die das hätte ausgleichen können, war nämlich vorläufig nicht vorhanden; denn das Pupillen-Collegium in Insterburg hatte, da wir alle unmündig waren, die Nachlassenschaft des Vaters in die Hand genommen. Es ist das ohne Zweifel jetzt ein sehr würdiges, war aber damals ein sehr nachlässiges und kostbares Collegium und Vermögen pflegten unter seiner Verwaltung nicht anzuwachsen.

Meine Eltern bewohnten damals in Halberstadt ein Haus am Moritzplan, dessen Garten an die Stadtmauer stieß und der von den Nachbarsgärten nur durch Hecken getrennt war. Der Vater hatte einen Wagen und drei Pferde behalten, mit denen er von Lyk nach Halberstadt gereist war und der Kutscher nebst einem Dienstmädchen bildeten den ganzen Haushalt.

Die ungewohnten Berge lockten uns Knaben mächtig an, denn in Ostpreußen giebt es nur zwei Hügel, der Goldappsche Berg und der Galtgarben bei Königsberg, mit denen der Leipziger Schneckenberg rivalisiren kann. Gleich am Tage nach unserer Ankunft liefen wir vor das Thor. Die Luft war so rein und klar, und der Brocken schien so nahe, daß ich dem Bruder den Vorschlag machte, noch vor dem Mittagessen hinaufzulaufen. Wir erstaunten nicht wenig, als man uns sagte, daß es bis an seinen Fuß noch drei Meilen sei und man dann bis zu seinem Gipfel noch einige Stunden zu steigen habe. Einige Tage darauf war Vogelschießen. Das war etwas ganz Neues für uns, denn in Ostpreußen waren dergleichen Feste nicht gebräuchlich.

Der Stiefvater hatte keine Lust, sich mit uns zu quälen und ignorirte uns beinahe gänzlich, und die Mutter konnte

uns nicht zügeln. Wir wurden immer wilder. Unser Garten, die Stadtmauer und der Moritzplan waren unsere Tummelplätze, wo wir Grenzjäger und Schmuggler spielten. Damals wurde von der Braunschweigischen Grenze herüber viel geschmuggelt und die Schmuggler lagen sich fortwährend mit den Zollbeamten in den Haaren. Sie lieferten sich des Nachts nicht selten blutige Schlachten, manchmal mitten in der Stadt, und einst ward ein Schlosser, der in unserer Nähe wohnte, des Nachts von der Stadtmauer herab geschossen und fiel todt in den Garten unseres Nachbars. Die Kinder des Pfarrers, Organisten und Küsters der Moritzkirche waren unsere nächsten Spielkameraden und mit ihnen kletterten wir in den Thürmen umher, wo wir Eulen- und Dohlennestern nachstellten.

Die Gegend um Halberstadt ist sehr freundlich, besonders nach den Spiegelsbergen zu, genannt nach einem Herrn von Spiegel, der die schönen Hügel mit hübschen Anlagen und einer Meierei versah, die als Wirthshaus eingerichtet wurde und den Halberstädtern als ein sehr angenehmer Vergnügungsort diente. Der gefeierte Wohlthäter und Verschönerer der Gegend ruht dort in einem geschmackvollen Grabmal, wohin alljährlich die dankbaren Halberstädter in feierlicher Procession zogen und wozu mein Stiefvater manches hübsche Festlied dichtete. Auch erhebt sich dort eine Säule mit einer poetischen Inschrift zu Ehren des Herrn von Spiegel, die wahrscheinlich von Gleim gedichtet wurde, der in Halberstadt gelebt hatte, und in dessen Garten ich oftmals gewesen bin. In einem eigens dazu gebauten Hause auf den Spiegelsbergen liegt ein ungeheueres Faß, gegen welches das berühmte Heidelberger wie ein gewöhnliches Stückfaß erscheint.

Auf diesen Bergen war auch ein romantisch gelegener Scheibenstand; der Vater pflegte wöchentlich einmal mit einer

geschlossenen Gesellschaft dort zu schießen und wir brachten dann gewöhnlich den ganzen Nachmittag dort zu. Wir schweiften von da nach der Molkenmühle — einem Vergnügungsort und eisenhaltigem Bad — welche am Fuß kahler Felsenhügel liegt, auf denen sich, von kolossalen Sandsteinblöcken wie von Riesenhänden erbaut, die Ruinen einer uralten Burg befinden, welche die Kluhs genannt ist. Unter derselben liegen ungeheuer große in den Sandstein gehauene Höhlen, in welche wir oftmals mit Fackeln eingedrungen sind. Meines Wissens hat sich über diese der grauen Vorzeit angehörigen Trümmer gar keine Sage erhalten.

Schießen mit dem Blaserohr war damals unter den Knaben in höchstem Flor und wir übten unsere Kunst nicht nur gegen Sperlinge, sondern auch gegen Tauben und — Fensterscheiben. Oftmals wurden auch Preisschießen nach der Flatterscheibe, oder nach einem Vogel veranstaltet. Wir erhielten keinen Pfennig Taschengeld und mußten deshalb manche Demüthigung erdulden und von manchem Vergnügen hinwegbleiben. Der Stiefvater war aber nie unfreundlich gegen uns, wenn er sich auch wenig um uns kümmerte und wir meistens allein in unserem Zimmer blieben oder nach Gefallen draußen umherliefen.

Eier- und Schmetterlingssammlungen waren ebenfalls en vogue und manche Excursionen zur Vervollständigung derselben wurden gemacht. Doch auch andere Dinge riefen uns ins Feld. Wenn der Mohn reif war, der in jener Gegend viel gebaut wurde, machten wir Knaben förmliche Raubzüge und thaten eben so großen Schaden, wie die Affen in Indien, deren Beispiel uns aber auch Vorsicht lehrte, denn nicht selten lauerte der „Pannemann“ — so heißt dort der Flurschütz oder Feldhüter — und die Sage erzählte

schauerliche Geschichten von durchbläuten Rücken und gepfändeten Röcken. Im Herbst wurde auch Jagd auf Hamster gemacht, die wir mit Ziegenhainern — durch den Rauch eigenthümlich bunt gefärbte schwere Dornstöcke — todt schlugen. Die Hamster haben viel Muth, wehrten sich oft verzweifelt und es setzte nicht selten tüchtige Wunden.

Mein Bruder und ich wurden in die Domschule, das Gymnasium in Halberstadt — geschickt, bei welchem mein Stiefvater als Oberlehrer angestellt war. Obwohl ich in Gumbinnen und Lyk in der Quinta gewesen war, so kam ich hier doch wieder in die Sexta, wo der Domcantor Geiß — den wir den Domgeist nannten — mit einem fingerdicken Stock als Scepter regierte und mit Ausnahme des Französischen allen Unterricht ertheilte. Welche Wissenschaft er in dieser oder jener Stunde gerade lehrte, konnte man so recht nicht wissen, denn der Domgeist behauptete, die Kunst des Lehrens bestehe gerade darin, alle Lehrgegenstände durcheinander zu einem angenehmen wissenschaftlichen Salat zu vermengen. Das that er denn auch beständig und wir lernten nicht viel. Desto mehr lernte ich aber aus des Vaters Büchern, wenn es auch gerade nicht war, was ich in der Schule brauchen konnte. War er auf der Jagd, oder mit der Mutter abwesend, dann schlich ich in seine Studierstube und kramte darin umher; ja selbst seine Manuscripte wurden nicht verschont, von denen mich jedoch die lateinischen und griechischen wenig interessirten; ich stellte hauptsächlich seinen Versen nach und wurde einst auf der That ertappt, als ich mich in das Manuscript eines Trauerspiels vertieft hatte. Der Stiefvater begann in Halberstadt mit Ranke eine Ausgabe des Aristophanes, die aber nicht vollendet wurde und von der, glaub' ich, nur zwei Bände erschienen sind. Er schrieb aber auch einige recht nette Romane unter

dem Namen Robert Walthers, namentlich: Der Student von Leiden, der sprechende Falke und der Dreiveilchen-Brokat.

Mit unseren Schul- und anderen dummen Streichen will ich die Leser verschonen. Dergleichen hat Jeder erlebt. Genug wir plagten die Lehrer, plünderten Obstgärten und Mohnfelder, standen bei vorzeitigen Rauchversuchen jämmerliches Vergnügen aus und neckten die komischen Personen der Stadt, denn auch in Halberstadt fehlte es nicht an öffentlichen Originalen.

Eins derselben hieß Heinrich Förster. Dieser hielt in der Betrunkenheit — sein Normalzustand — kostbar confuse, pathetische Reden, die er jedesmal mit einem energischen „Karacho England!“ schloß. Freund Gerstäcker, der Vielgereiste, sagte mir, es sei das ein gemeiner portugiesischer Fluch, was aber Förster gegen England hatte weiß ich nicht. Die Kinder, sobald sie ihn sahen, sangen hinter ihm her:

Heinrich Förster lebet doch,
Liegt im Kulk und krabbelt noch.

Der Kulk ist ein nicht tiefes Wasser, welches durch die Stadt fließt und worin Förster nicht selten und einmal halbersäuft gefunden wurde.

Eine weit originellere Person war „Wurtje mit'm Zopp.“ Es war dies ein kleiner Kerl in altväterischer Kleidung, mit einem langen Zopf, den die Kinder deshalb fortwährend neckten, sobald er sich nur auf der Straße sehen ließ, und da er wüthend darüber wurde, so nahmen die Neckereien kein Ende. Konnte er, wie natürlich, keinen der kleinen Quälgeister erwischen, dann blieb er stehen, drohte mit der Faust und rief ingrimmig: „Wenn ik your Canter wär wud ik you fegen!“ und dann ging der Jubel erst recht an; man neckte ihn hauptsächlich, um diese Redensart zu hören.

Die Mutter hatte wegen meiner Wildheit oft große Angst auszustehen. Manchmal fand sie mich, wenn sie unvermuthet nach Hause kam, auf dem Dach des Hauses reitend oder in anderen gefährlichen Situationen, denn Waghalsigkeit, deren Quelle wohl Eitelkeit sein mochte, war damals ein Charakterzug von mir. Einst holte ich von einem verfallenen Thurm der Kluhs ein Falkennest und war nahe daran den Hals zu brechen, denn beim Hinunterklettern an der Außenwand klebte ich mit ausgestreckten Armen und Beinen am Thurm und konnte keinen Halt für meinen Fuß finden. Oft wurde die Mutter von ganz fremden Leuten herbeigeholt, damit sie meinen Thorheiten ein Ende mache. Einst war der Burkhardi-Teich von einer gedrängten ängstlichen Menge umstanden, weil ich auf den dort schwimmenden Eisschollen ganz allein Schlittschuhe lief und keck über die Oeffnungen sprang, welche sie von einander trennten. Erst als ich die Mutter kommen sah, floh ich nach der entgegengesetzten Seite.

Die zwei Jahre, welche ich in Halberstadt verlebte, waren trotz der verhältnißmäßig beschränkten Lage meiner Eltern doch sehr angenehme und reich an lieben Erinnerungen. Mein treffliches Gedächtniß hat jede Kleinigkeit aus jener Zeit aufbewahrt; ich habe keinen meiner Spielkameraden vergessen und ihre Gesichter stehen noch lebhaft vor mir.

Nahm ich auch nicht besonders an Schulgelehrsamkeit zu, so dehnte sich doch der Kreis meiner Ideen wieder bedeutend aus, wie auch meine Menschenkenntniß, wenn man in so frühem Alter davon reden kann. Dabei war ich, wenn auch noch klein, doch gesund und sehr kräftig. Ich hatte für ein Kind wirklich schon viel erlebt und war dadurch in meinem Wesen weit selbstständiger, als sonst deutsche Knaben meines Alters zu sein pflegen.

II.

Das Cadettenhaus.

Erstes Capitel.

Hindernisse. — Der Commandeur sämmtlicher Cadettenanstalten. — Brief der Mutter an den König. — Cabinetsordre. — Abreise nach Potsdam. — Aufnahme. — Das Cadettenhaus. — Innere Einrichtung. — Hausordnung. — Schnappsäcke. — Examen. — Monsieur Accary. — Schulunterricht. — Herr Halfmann. — Das Melden. — Strafe. — Jähzorn. — Compagniebibliotheken. — Homerische Spiele. — Die beiden von Sch. und der Gouverneur Sprengbihl. — Der Regimentsarzt Baumann. — Spartanische Uebungen. — Das erste Duell. — Die Gärten der Cadetten. — Spaziergänge. — Theater. — Tragikomische Geschichte. — Kirchenbesuch. — Unser Prediger.

Indem ich mit meiner Erzählung bei diesem Abschnitte meines Lebens anlange und um meine Erinnerungen zu sammeln den Blick in die Vergangenheit tauche, ergreift mich ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl, wenn ich die Gegenwart mit jener glücklichen Zeit zusammenhalte.

Je länger meine Gedanken bei ihr verweilen, desto mehr verschwinden die Nebel, welche sich seit mehr als dreißig Jahren darauf gelagert haben, und es entschleiern sich längst entschwunden gewähnte heitere Bilder und Gestalten, die mich lieb und vertraut anblicken. Hunderte von lachenden, rothwangigen Kindergesichtern drängen sich zu mir, und ihre klaren Augen scheinen zu fragen: denkst du denn auch noch an mich? Meine Hand hat ja auch die deine einst liebend gedrückt, wir haben zusammen gelacht und geweint und geschwärmt, wir waren zusammen glückliche Kinder! — Gesichter, die ich

längst vergessen glaubte, stehen lebendig vor mir; Namen, die ich seit jener Zeit nicht mehr nannte, sind meiner Zunge wieder geläufig, — ich fühle mich wieder jung und tummle mich mit den alten lieben Gefährten auf den Schauplätzen unserer kriegerischen Spiele. —

Was ist aus all diesen glücklichen Kindern geworden? — Ach, sie sind verändert, wie ich es bin. Viele von ihnen sind gestorben oder verdorben; manche wurden vielleicht niedergeschmettert von den Kugeln, die in jenen Kämpfen flogen, wo sie auch mir vielleicht gegenüber standen, und die meisten andern nennen meinen Namen als den eines Feindes!

Das ist es, was mich oft schwer betrübt, denn ich hänge mit Liebe an meinen Erinnerungen und mit Zärtlichkeit an den Freunden meiner Jugend. Wie uns das Geschick auch einander gegenüberstellte, niemals konnte ich doch persönliche Feindschaft oder gar Haß gegen sie fühlen, die ich als Kinder an die Brust gedrückt oder als Jünglinge Freunde genannt hatte.

Leben und Freiheit, Hab und Gut und Hoffnungen, Familienbande, Existenz setzte ich auf das Spiel und verlor sie fast sämmtlich; allein der Verlust, welcher mich am meisten schmerzt, ist der meiner Jugendfreunde. —

Als meine Mutter nach dem Tode meines Vaters mit mir in Berlin bei dem Commandeur sämmtlicher Cadettenanstalten, General von Brause, war, hatte dieser, wie erzählt, rundweg erklärt, es sei gar nicht daran zu denken, daß ich im Cadettencorps aufgenommen würde.

Diese kurze abschlägige Antwort beleidigte meine Familie in Berlin und sie machte allen Einfluß, den sie besaß, geltend, meine Aufnahme trotzdem durchzusetzen. Die Schritte, welche sie that, hatten indessen nur den Erfolg, daß sie den Geneneral noch hartnäckiger in seinem Widerstande machten;

es ward eine Art von Ehrensache für ihn, seinen Willen durchzusetzen. Er war durch seine Stellung mit den einflußreichsten Personen des Staates bekannt, und meine Familie sah bald ein, daß ihre Hülfe mich nur ferner von meinem Ziele geführt hatte. Meine Verwandten machten nun gar den Vorschlag, mich in das Militärwaisenhaus zu schicken.

Dasselbe ist hauptsächlich für Kinder von Feldwebeln und Unterofficieren bestimmt, obwohl auch hin und wieder Söhne von Subalternofficieren darin aufgenommen wurden. Die Knaben kommen später als Unterofficiere in die Armee und werden demgemäß erzogen.

Wie der Stolz meiner Verwandten sich mit einem solchen Vorschlage vertrug, begreife ich noch heute nicht. Seit meine Familie sich in Preußen niedergelassen, hatten ihre Männer dem Staate meistens als Officiere gedient und in der Armee den höchsten Rang erreicht, oder den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden.

Meine Mutter war empört über die Zumuthung; sie meinte, daß mir das von meiner Familie für den Staat vergossene Blut das Recht erworben habe, vom Staat, wie so viele Andere, mit meinen Standesgenossen für den Militärdienst erzogen zu werden. Sie beschloß nun selbst den letzten Schritt zu thun; es war die höchste Zeit, denn ich hatte bereits mein elftes Jahr zurückgelegt. Sie schrieb an den König; dieser fühlte richtiger als meine Familie, und nach vierzehn Tagen kam ein Brief von dem General von Brause, in welchem er der Mutter anzeigte, daß Se. Majestät durch allerhöchste Kabinetsordre meine sofortige Aufnahme in die Cadettenanstalt zu Potsdam befohlen habe, und zugleich eine Antwort des Königs.

Ich wurde auf den Postwagen gesetzt und fuhr, begleitet von den Segenswünschen meiner glücklichen Mutter, nach Potsdam ab. — Die Reise von Halberstadt dorthin erforderte einige Tage und Nächte.

In Magdeburg, wo die Post einen ganzen Tag liegen blieb, wurde ich von dem Oberpostdirector von Weltzien gastfreundlich aufgenommen und schloß schnell Freundschaft mit seinen Kindern, die mir den Dom und andere Sehenswürdigkeiten Magdeburgs zeigten. Mit Lebensmitteln wohl versehen und der Fürsorge des Conducteurs anempfohlen, langte ich an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1824 in Potsdam an. Ein Postdiener bemächtigte sich sogleich meines leichten Mantelsacks, und ich folgte ihm nach dem Cadettenhause. Der Weg war weit, denn dasselbe liegt jenseits der Havel in der Nähe des jedoch erst zwanzig Jahre später erbauten Eisenbahnhofes. Mit Bangen und erröthend drückte ich dem Träger meinen letzten guten Groschen — damals gab es noch welche — in die Hand; er sah ihn eine Weile an, lächelte gutmüthig, bedankte sich und ging.

Es war Nachmittag und Spielstunde. Sogleich umringten mich eine Menge Cadetten, die sehr erstaunt über meine Verlassenheit waren, denn gewöhnlich pflegten die Neuangekommenen von einem Verwandten in die Anstalt gebracht zu werden. — Man führte mich zum Chef des Potsdamer Cadettencorps, Oberst von Steinwehr, der von meiner Aufnahme noch nicht das Geringste wußte, sich darüber jedoch sehr freute, da er ein Freund unserer Familie und selbst unter der Hand thätig gewesen war, meine Aufnahme zu bewirken.

Ich ward Anfangs der ersten Compagnie zugetheilt, deren Hauptmann von Rebenstock mich gleich sehr freundlich behandelte; bei der Unterhaltung mit den Gouverneuren

fand sich jedoch, daß einer derselben, Herr Wedekind, mit meinem Stiefvater, Dr. Bernhard Thiersch, zusammen studirt hatte, was ihn veranlaßte, meine Versetzung zu seiner Brigade zu bewirken, welche der zweiten Compagnie angehörte, die unter dem Befehle des Majors von Eberhardt stand.

Die Gebäude, Höfe und Gärten der Cadettenanstalt nahmen einen bedeutenden Raum ein, welcher damals zum Theil durch eine Mauer, zum Theil durch einen Stacketenzaun umgrenzt wurde. Die Hauptgebäude lagen in gleicher Richtung mit der vorübergehenden Landstraße, von der sie jedoch etwa sechzig Schritte entfernt waren. Sie bestanden aus dem „Mittelgebäude," zwei großen zweistöckigen Häusern rechts und links davon und zwei kleinern, welche senkrecht zur Straße standen und über die Hauptfront hinausragten.

In einem dieser letztern Häuser, dem, welches zunächst der Stadt lag, befand sich die Wohnung des Geistlichen, das andere damit korrespondirende wurde von dem Chef der Anstalt bewohnt. Das große, demselben zunächst liegende Frontgebäude enthielt alles, was zur zweiten, und das ihm ganz gleiche Haus rechts vom Mittelgebäude alles, was zur ersten Compagnie gehörte.

Das „Mittelgebäude" bestand aus einem höhern Mittelbau, in dessen ersten Stock eine breite Freitreppe führte, und zwei niedrigen Flügeln. Unten im Mittelbau des Mittelgebäudes befanden sich die Küche und sonstige Wirthschaftsräume; im ersten Stock ein großer Saal, der keine anderen Möbeln als einen Katheder enthielt und gewöhnlich der Betsaal genannt, aber auch zu Bällen und sonstigen Zwecken gebraucht wurde; über ihm im zweiten Stock lag der gleich große Speisesaal. In den Flügeln dieses Mittelgebäudes lagen die Schulzimmer und Wohnungen für Lehrer und

andere Angestellte des Hauses. Der zweite Stock der Compagniegebäude war zur Bequemlichkeit der Officiere und Gouverneure durch hölzerne Brücken mit dem Mittelgebäude verbunden.

Hinter diesen Gebäuden dehnte sich der große Hof aus, der zum Theil mit jungen Bäumen bepflanzt war; nur eine einzige schöne alte Linde stand hinter dem Mittelgebäude. Auf dem Hofe, dem Gebäude der zweiten Compagnie gegenüber, lag das zweistöckige Lazareth mit der Wohnung der Aerzte.

Alles, was nicht Hof war, hatte man durch zweckmäßige und geschmackvolle Anpflanzungen in eine sehr hübsche Gartenanlage verwandelt, in welcher sowohl jeder Cadet wie jeder Beamte der Anstalt einen Garten hatte. Das Ganze machte einen sehr angenehmen und freundlichen Eindruck.

Die Zahl der Cadetten belief sich auf einhundert und fünfzig, welche in zwei Compagnien getheilt waren. Bei der ersten befanden sich damals außer dem Hauptmann von Rebenstock die Lieutenants von Blomberg und von Zadow nebst vier Gouverneuren. Bei der zweiten, von dem Major von Eberhardt befehligten Compagnie standen die Lieutenants Mannkopf und von Salviati, nebst den Gouverneuren Wedekind, Püttmann, Hesse und Spitta. Jeder dieser Gouverneure hatte eine der vier Brigaden unter sich, in welche eine Compagnie zerfiel und die wiederum aus zwei Stuben bestand. Zwischen diesen beiden Stuben lag das Zimmer des Gouverneurs; die Beaufsichtigung war durch Glasthüren erleichtert.

Diese zwölf Zimmer nahmen nur die eine Hälfte der Compagniehäuser ein; die andere Hälfte enthielt die Wohnungen der Officiere und Aufwärter. Unter dem Dach in

geräumigen Mansarden befanden sich drei Schlafsäle und der Waschsaal.

Die Einrichtung war ebenso einfach als zweckmäßig. In den Wohnzimmern standen an den Wänden verschließbare Spinden, deren jeder Cadet eins hatte. Der Name des Besitzers war oberhalb in einem schwarzen Felde zierlich mit Schlemmkreide angeschrieben. Außerdem standen im Zimmer zwei große viereckige Arbeitstische, ein kleiner Tisch in einer Ecke, mit Leuchtern, Lichtkasten, Tintenfässern, Wasserkrug und Gläsern, und so viele Stühle wie Cadetten im Zimmer waren, deren Liste, ihrem Range nach geordnet, an der Wand hing.

Die Betten standen in den Schlafsälen dicht neben einander, waren aber durch hohe, solide Scheidewände von einander getrennt, da solche von Leinwandrahmen unpraktisch befunden worden waren. Die Bettstellen waren damals noch von Holz, und trotz aller Reinlichkeit gab es Wanzen im Ueberfluß. Am Fußende, von wo man allein in das Bett gelangen konnte, wenn es nicht am Flügel stand, befand sich eine Klappbank zum Drauflegen der Kleidungsstücke. Das Bett selbst bestand aus einer guten Roßhaarmatratze, gleichem Kopfpolster und wollenen Decken in einem Ueberzuge. Das Bettweißzeug wurde häufig gewechselt und die Leibwäsche wöchentlich. Einige Betten standen auch längs der der Hauptreihe gegenüber liegenden Wand. In jedem Schlafsaal schlief ein Gouverneur, von den Cadetten durch eine spanische Wand getrennt. Die Säle waren stets erleuchtet.

In den Waschsälen, welche geheizt werden konnten, standen lange Tische, in denen jeder Cadet sein besonderes Schubfach hatte, welches die Waschutensilien enthielt. Darüber hing das Handtuch herab, festgehalten durch das darauf stehende zinnerne Waschbecken nebst Becher.

Alle Mittwoche und Sonnabende wurde von der Frau eines Aufwärters über einem Eimer mit Wasser eine uns sehr beschämende Reinigungsoperation im Waschsaale vorgenommen, die aber bei Kindern sehr nöthig ist. Ueberhaupt wurde sehr sorgfältig auf Reinlichkeit gesehen und häufig gebadet.

Jede Stube von etwa neun Cadetten stand unter einem Stubenältesten, der entweder Unterofficier oder Gefreiter war, und dessen Stellvertreter, dem zweiten Stubenältesten. War die Brigade beisammen, so befehligte sie der älteste der beiden Stubenältesten. Der älteste Unterofficier der Compagnie hieß Compagnieführer und hatte das militärische Commando. Das ganze Cadettencorps befehligte jedoch stets ein Officier.

Der Stubenälteste hatte auf Ordnung im Zimmer zu sehen, und jeder der Stubengenossen mußte ihm unbedingt gehorchen. Er sah beim „Antreten“ nach, ob die Kleider gehörig ausgeklopft und gebürstet und die Knöpfe geputzt, überhaupt ob an seinen Cadetten alles blank und reinlich sei. Jeden Sonnabend revidirte er der Ordnung wegen die Spinden und sah nach, ob jeder Cadet die vorgeschriebenen „Utensilien“ habe, nämlich Bürsten, Knopfgabel, Klopfstock, Bleistifte, Federn, Waschzeug u. s. w. Fehler gegen die Ordnung oder Unart bestrafte er durch einen Strich in der von ihm geführten „Strichliste“ die alle Sonnabende dem Gouverneur vorgezeigt wurde. Bei großen Unarten oder in sonstigen dringenden Fällen wurde unmittelbar an den Gouverneur appellirt. Wer die meisten Striche hatte, mußte für die nächste Woche die „Stuben-du jour“ übernehmen, und es lag ihm ob, die Lichter anzuzünden, die Tintenfässer auf die Arbeitstische und wieder wegzusetzen, den Stiefelknecht mit auf den Schlafsaal zu nehmen und der-

gleichen. Das Reinigen der Zimmer, Machen der Betten, Heizen und Stiefelputzen besorgte der Aufwärter der Brigade, von welchem die Cadetten „Herr Junker“ genannt werden mußten. Officiere und Lehrer nannten diese bei ihren Familiennamen und Sie.

Die Aufsicht über die „Kammer,“ d. h. Kleidungsstücke und Wäsche, hatte ein alter Sergeant. Jeder Cadet hatte seine Nummer, mit welcher Kleidungsstücke und Wäsche gestempelt war. Eigene Leibwäsche war gestattet.

Die Uniform der Cadettenofficiere war die der Garde, doch trugen sie an Kragen und Aufschlägen eine besondere Stickerei und im Dienst stets den Hut mit der Feder, niemals den Czako. Sie traten nie in Reih und Glied und zogen auch nie den Degen. — Die Uniform der Gouverneure bestand in einem blauen Frack mit rothen Vorstößen und einfacher Goldstickerei, Officiershut ohne Feder, Officiersbeinkleider mit breiten rothen Streifen und Degen mit goldenem Porteépée.

Die Uniform der Potsdamer Cadetten war die des Garde-Landwehr-Bataillons: blaue Fracks, rothe Achselklappen, Schooßbesatz, Kragen und Aufschläge; die beiden letzteren mit gelbwollenen Gardelitzen verziert. Dazu gewöhnliche Soldatenbeinkleider und Czakos mit weißen Cordons ohne Haarbüsche. Außerdem hatten die Cadetten dunkelgraue Ueberröcke mit rothen Kragen und Achselklappen ohne Litzen, und blaue Mützen ohne Schild mit einer gelb wollenen Borte. Die Unterofficiere hatten deren zwei und die Gefreiten anderthalb, das heißt eine breite und darüber eine schmale. Erstere hatten auch goldene Tressen an der Uniform und die Cordons an den Czakos waren schwarz durchflochten. Waffen wurden in Potsdam noch nicht getragen. Die Hauskleidung bestand im Sommer aus grau leinenen Jacken und Bein-

kleidern: im Winter trug man die oben erwähnten Uniformsüberröcke. —

Im Speisesaal hatte jede Brigade ihren besondern Tisch, an welchem der Gouverneur präsidirte. Ihm am andern Ende der Tafel gegenüber saß der Brigadeälteste, und von ihnen wurden die Speisen vorgelegt, welche die Aufwärter auftrugen. Aus der Küche ward das Essen vermittelst einer Maschine in den Speisesaal gewunden. Ein Officier hatte während der Mahlzeiten die Aufsicht; er bestimmte den Cadetten, welcher vor und nach Tisch das Gebet sprechen mußte. Niemand durfte nach Gefallen den Tisch verlassen, sondern alle mußten sitzen bleiben, bis „Aufstehen“ befohlen wurde. Nach dem Gebet wurde jede Brigade von ihrem Aeltesten in ihr Compagniegebäude zurückgeführt. Die Unterhaltung bei Tisch war nicht beschränkt, und wurde nicht gerade muthwilliger Lärm gemacht, so fand nie eine Erinnerung statt. — An der Wand hing eine große hölzerne Tafel, auf welcher für jeden Tag ein an diesem Datum vorgefallenes historisches Factum aufgeschrieben war. Das war Sache des Schreiblehrers.

Täglich wurden drei Mahlzeiten im Speisesaal eingenommen. Das Frühstück bestand aus einer Suppe und Brod; zum Mittagessen gab es stets eine gute Fleischsuppe, Gemüse und Fleisch und manchmal Butter und Käse oder Obst als Dessert. Sonntags wurde noch ein Braten und Compot und ein Kuchen hinzugefügt. Früher ward bei Tische Bier getrunken; allein es war herzlich schlecht und wurde durch Wasser ersetzt. Nur am Geburtstage des Königs gab es Wein, um seine Gesundheit trinken zu können. Das Abendessen bestand aus einer Suppe und einer Mehlspeise mit Obstsauce, oder Kartoffeln mit einer Sauce, oder

auch nur Butter und Käse. Schüsseln und Teller waren von Zinn.

Die Cadetten hatten natürlich am Essen fortwährend etwas auszusetzen; allein sie hatten unrecht, es war stets recht gut und reichlich. Das Vesperbrod — Butter und Brod — wurde um vier Uhr auf dem Zimmer genossen. Außerdem hatte bei jeder Compagnie eine Aufwärterfrau einen kleinen Kram, und man konnte bei ihr nicht nur alle Utensilien, sondern auch Milch, Brödchen und Obst kaufen. Zu diesem Ende erhielt jeder Cadet monatlich ein kleines Taschengeld — einen Vierteltháler, glaub' ich, — und überdies war eine Zulage von Hause erlaubt, die aber monatlich zwei Thaler nicht überschreiten sollte. Man nahm es indessen nicht so genau damit, wenn die Cadetten auch etwas mehr in der Tasche hatten, besonders nach den Ferien. Von Hause kommendes Geld bewahrte der Compagniechef auf. Die Briefe, die ankamen und abgingen, wurden zwar gelesen; allein man legte nicht übergroßen Werth darauf, da es sehr leicht war, Briefe ohne Wissen der Vorgesetzten abzuschicken oder zu empfangen, wenn man es hätte thun wollen.

Im Sommer wurde um halb sechs Uhr aufgestanden, um sechs gefrühstückt und um sieben begann der Unterricht. Die Zeit vorher wurde benutzt, Kleidung und Bücher in Ordnung zu bringen. Hatte man die Bücher in der Schulklasse abgelegt, dann führte der Classenälteste seine Classe in den Betsaal, wo der Gouverneur du jour oder der Pfarrer ein Gebet sprach. Um zehn Uhr war der Vormittagsunterricht zu Ende. Von halb elf bis halb zwölf war eine Arbeitsstunde; nach derselben machte man sich zur Parade fertig, die täglich um zwölf Uhr stattfand. Hierbei wurden nebst der Parole die nöthigen Befehle und Ermahnungen ausgetheilt und hin und wieder auch exercirt, wobei

ein Officier kommandirte. War das beendigt, so ging es zum Mittagessen. Der Nachmittagsunterricht dauerte von zwei bis vier. Von halb fünf bis sechs Uhr war wieder Arbeitsstunde. Der Rest des Tages war der Erholung gewidmet. Um acht Uhr wurde zu Abend gegessen und um halb zehn Uhr ging es zu Bett.

Im Winter ward um sechs aufgestanden. Aufwärter weckten die Stubenältesten und diese ihre Cadetten; der Lieutenant oder der Gouverneur du jour ging durch die Schlafsäle und half den Faulen aufstehen. Jeder Stubenälteste führte seine Stube in den Waschsaal und von dort in das Wohnzimmer. Dann folgte eine Arbeitsstunde und der Unterricht dauerte von acht bis elf Uhr. Die Arbeitsstunde am Abend war von sechs bis zum Abendessen. —

Ich kam also, wie erzählt, zur ersten Brigade der zweiten Compagnie. Herr Wedekind, mein Gouverneur, war ein freundlicher, blondgelockter Mann, der nur hin und wieder Launen hatte, die etwas den Hypochonder verriethen; von einer Gemüthskrankheit, wegen welcher er später wegkam, bemerkte man jedoch damals nichts.

Mein Stubenältester hieß von Hartmann. Mit ihm und andern Stubenkameraden wurde ich bald befreundet und hatte nur wenig von den Quälereien zu leiden, mit denen man die Neuen, welche von den ältern Cadetten Schnappsäcke genannt wurden, plagte. Dieser Name schreibt sich wahrscheinlich davon her, daß die Ankommenden häufig einen wohlgefüllten Schnappsack mit allerlei Lebensmitteln mitbrachten, worüber man zwar lachte, sich dieselben jedoch wohlschmekken ließ.

Jeder Schnappsack mußte Sternegucken, das Kunststück des Becherannagelns ansehen und was dergleichen Atrappen mehr waren, die stets auf eine unvermuthete Wassertaufe

hinausliefen. Wer Sterne sehen wollte, dem hielt man einen Rock vor das Gesicht, und wenn er durch den straffgespannten Aermel nach dem Himmel sah, goß man ganz gelassen einen Becher voll Wasser oben hinein. — Beim Annageln des Bechers an die Wand stieg man auf einen Stuhl, ließ den Hammer fallen und goß dem sich bückenden Schnappsack den Inhalt des Bechers in den Nacken.

Außerdem setzte es noch „Husarenzöpfe," „Josephs" und „Märmel" in großer Menge. Letztere waren sehr schmerzhaft. Man drehte den Arm des Patienten am Handgelenk um und schlug mit den Knöcheln einen kurzen Schlag auf den Oberarm, wovon am andern Tage ein angenehm grünschwarzer Fleck entstand. — Der „spanische Bock" war auch keine Erheiterung, besonders wenn man in dieser Stellung in ein gefülltes zinnernes Waschbecken gesetzt, oder vermittelst eines unter den Knieen durchgesteckten langen Besenstiels, der auf die Geländer gelegt ward, auf einer der Verbindungsbrücken in die frische Luft gehängt wurde.

Schlief ein Schnappsack in der Arbeitsstunde oder nach dem Abendessen ein, dann legte man ihm ein Stückchen brennendes Gummi elasticum auf den Stiefel, wovon er baldigst und höchlich überrascht erwachte. — Wer über solche Dinge lachte, kam bald darüber hinaus; allein wehe dem „Anpetzer" oder „Schuster"! Letzteren Namen erhielten solche Cadetten, die sich bei den Vorgesetzten auf ungewöhnliche Weise einzuschmeicheln suchten. Schustern war ein großes Verbrechen, und wer sich dessen schuldig machte, wurde überall mit der Pantomine des Pechdrahtziehens empfangen.

Bald nach meiner Ankunft wurde mit allen „Neuen" — das war der officielle Name der Schnappsäcke — ein Examen vorgenommen, um danach zu bestimmen, in welche Schulclasse sie kommen sollten.

Als der französische Lehrer, welcher Accary hieß, meinen Namen hörte, fragte er mich nach meinen Eltern und Geschwistern und sagte: „Ick abe Sie geboren werden sehn.“ Es war dies ein ehemaliger französischer Rittmeister St. Charles, der zur Zeit meiner Geburt (1812) in unserem Hause als französischer Lehrer wohnte, und an den mich „St. Charles' Rasenbank“ in unserem Garten oft erinnert hatte. Er hieß mit Vornamen Zacharias, was er in Accary verwandelt und unter welchem Namen er eine Anstellung im Cadettenhause gefunden hatte.

Es bestanden in Potsdam sechs Schulclassen; ich kam in die fünfte. Die Versetzungen fanden eigentlich nur alle Jahre statt; allein in Ausnahmsfällen auch halbjährige Zwischenversetzungen. Ich kam zum Beispiel nach einem halben Jahr nach der vierten und zu Ostern in die zweite Classe, so daß ich in einem Jahre drei Classen durchmachte. Der angeregte Wetteifer und der Einfluß, den die trefflichen Einrichtungen der Anstalt auf mich hatten, machte mich recht fleißig und ich bekam mehrmals nach dem Examen Prämien. Das spornte natürlich immer mehr an, und mit Erlaubniß des Gouverneurs stand ich im Sommer meistens um drei oder vier Uhr auf und lernte meine Aufgaben, was übrigens viele Cadetten thaten.

Die Unterrichtsgegenstände bestanden in Schönschreiben, Zeichnen, sowohl Freihandzeichnen als Anfangsgründe des militärischen Zeichnens; Rechnen, deutsche Sprache, Latein, Französisch, allgemeine Geschichte und Geographie, alte Geographie, und in den beiden ersten Classen speciell die alte Geschichte. In diesen Classen trug auch ein Officier Geometrie vor. Religionsunterricht wurde combinirten Classen besonders ertheilt. Mittwochs und Sonnabends am Nach-

mittage waren Tanzstunden. Wer Unterricht in der Musik haben wollte, mußte denselben auf eigene Kosten nehmen.

Der Unterricht in der deutschen Sprache, die mein eigener Gouverneur lehrte, machte mir besondere Freude und vorzüglich das Declamiren, so daß ich stets unter denen war, welche bei feierlichen Veranlassungen Gedichte vortragen mußten.

Die acht Gouverneure, die zum Theil Philologen, zum Theil Candidaten der Theologie waren, ertheilten den Unterricht; doch hatten wir außerdem noch einen Zeichnen- und Schreiblehrer, einen Rechenlehrer und Monsieur Accary.

Freund Accary confiscirte alles, womit wir in der Stunde spielten, wobei er sagte: „Das ist gut vor mein Fipp.“ Schnob sich jemand laut, so rief er: „Mack Sie ihr Nasen nick zu einen Trompetten!“ und um das nur recht oft zu hören, nahm das Schnauben kein Ende. Er ließ uns häufig französische Fabeln und Monologe aus Trauerspielen von Racine oder Corneille auswendig lernen, die er uns in der lächerlichen Art und Weise vortrug, welche sonst in Frankreich schön gefunden wurde. Er hielt darauf, daß wir die Stücke ebenso recitirten, was den meisten schwer genug wurde, da seine Regeln denen des Herrn Wedekind geradewegs entgegenliefen, allein mich amusirte es und ich heulte vollkommen zu seiner Zufriedenheit!

Unser Rechenlehrer, Herr Halfmann, war ein kleines, altes, buckliges, ganz zusammengekrümmtes Männchen, welches eine rothbraune Perrücke trug und viel von unsern Neckereien auszustehen hatte. Seine Mütze lag stets auf dem Rand des Katheders, während er unter demselben auf einem Stuhle saß. Sobald die Glocke das Ende der Stunde angab, faßte er nach der Mütze und stülpte sie mit einem wohlberechneten Ruck bis über die Ohren auf den Kopf. Nun wurde der

wohl gesättigte große Tafelschwamm in die Mütze practicirt; stülpte er sie mit dem gewöhnlichen Leichtsinn über sein Haupt, so floß ihm das Wasser über Perrücke und Gesicht. Natürlich mußte er selbst stets den Schwamm aus Zerstreuung in seine Mütze gelegt haben, wovon er jedoch niemals zu überzeugen war. — Selbst wenn zu seinem Geburtstage die Classe ihm zu Ehren bekränzt wurde, war eine Neckerei im Spiel. Man behing nämlich auch die Eingangsthür mit Guirlanden und brachte grade in der Höhe des Gesichts einen Kranz an. Kam der Gefeierte, dem es unmöglich war, sich tief zu bükken, so traute er sich nicht, das blumige Gewebe zu zerreißen und steckte vorläufig zu unserem Ergötzen sein gelbes, vertrocknetes, sauersüßes Gesicht durch den Blumenkranz und äußerte seine Freude und seine Rührung.

Schläge waren im Cadettencorps nicht gebräuchlich und bestrafen konnte uns nur ein Officier oder der eigene Gouverneur. War ein Lehrer mit uns unzufrieden, so sagte er: „Sie melden sich." — Dann mußte man nach dem Unterricht zu seinem Gouverneur gehen und sich selbst verklagen, wobei man gewöhnlich mit den Worten begann: „Herr Gouverneur, ich muß mich melden." Einer unserer Gouverneure pflegte jeden hinauszujagen, der sagte: „ich melde mir," und nicht selten dann die Strafe zu vergessen. Das hatten die Cadetten bald weg und jeder meldete sich im Dativ.

Die gewöhnlichen Strafen bestanden in Stubenarrest, Cariren (hungern) oder beides zusammen, Compagniearrest, Corpsarrest und — Vonurlaubbleiben. Corpsarrest war für Hauptvergehen. Man wurde in ein schwarz angestrichenes, nur ganz wenig erleuchtetes Arrestlocal gesperrt und bekam nichts als Wasser und Brod.

Mit Stubenarrest und Cariren bestrafte mich einst ein Lieutenant unter vollem Lachen. Ich marschirte beim Exerciren im Corps als „Schließender“ hinter dem Zuge und amusirte mich damit, einen im Wege liegenden alten Pantoffel beständig mit dem Fuße mitzunehmen. Als ich ihn endlich glücklich mit der Fußspitze gefaßt hatte, schnellte ich den Fuß in die Höhe, so daß der Pantoffel über beide Glieder hinweg und dem Zugführer gerade auf die Mütze fiel.

In Corpsarrest brachte mich mein Jähzorn. Ein Cadet behauptete, um mich zu necken, daß er „über mir säße,“ was mich so in Zorn brachte, daß ich ihm eine derbe Ohrfeige gab, von welcher er seitwärts auf die Bank fiel und sich mit einem Messer, das er offen in der Hand hielt, tüchtig verwundete.

Einmal zur Vesperzeit machte mich ein Cadet wüthend. Im Nu hatte er meine mit einem sehr fetten Butterbrod bewehrte Hand am Kopf. Die Butter klebte in den schwarzen, krausen Haaren; wir standen am Brunnen und er meinte die Butter hinwegzuwaschen, aber ach, es entstand, durch welchen chemischen Proceß kann ich nicht verrathen, ein dicker, weißer Schaum, durch den sich all die krausen Locken wie Spieße streckten. Das Gelächter der Umstehenden machte nun seinerseits den Eingebutterten wüthend, er lief heulend zum Major, um mich zu verklagen; aber dieser konnte vor Lachen über den närrischen Anblick an keine Strafe für mich denken.

Einem Anderen, der mich beim Malen quälte, schlug ich meine Palette ins Gesicht, auf der sich eine bedeutende Quantität Mineralblau befand. Bei dem Versuch, die Oelfarbe mit der Hand wegzuwischen, rieb sie der Bemalte so fest in sein Gesicht, daß er vierzehn Tage lang wie ein Mandrill aussah.

Ueberhaupt spielte mein Jähzorn mir manchen Streich, und ich suchte mich daran zu gewöhnen, wenn ich ihn aufsteigen fühlte, bis zwanzig zu zählen; allein ich hatte nicht immer Zeit dazu, da bei mir meistens Donner und Blitz zusammenzutreffen pflegten.

Mein Gouverneur bestrafte mich einst in einer hypochondrischen Laune damit, daß er mich mehrere Wochen lang in der Ecke stehen ließ, während die Anderen draußen oder im Zimmer sich amüsirten. Er hatte mich wahrscheinlich ganz vergessen, und um ihn zu erinnern und in gute Laune zu versetzen, zerschnitt ich einen Wachsstock in eine Menge kleiner Stückchen, illuminirte damit meine Ecke, einen davorstehenden Stuhl und den Stiefelknecht, den ich in der Hand hielt. Ueber den Glanz seiner nur leicht verhängten Glasthür erstaunend, trat Wedekind in unser Zimmer, und ich präsentirte ganz ernsthaft mit meinem illuminirten Stiefelknecht wie mit einem Säbel. Die List gelang, ich wurde erlös't.

Der neue Cadet konnte allenfalls nackt in die Anstalt geliefert werden, denn er erhielt alles, was er bedurfte, und das nicht allein, auch für unsere Vergnügungen wurde auf eine wahrhaft väterliche Weise gesorgt. Jede Compagnie besaß eine ziemlich zahlreiche Bibliothek, in der sich nicht allein unterhaltende Kinderschriften aller Art, sondern auch solche Werke der bessern Dichter vorfanden, welche nicht gar zu weit über den Kreis unseres Verständnisses hinausragten. Die Auswahl war mit großer Sorgfalt getroffen, jedoch nicht von den Geistlichen, sondern von den Officieren und Gouverneuren.

Als eine Uebersetzung der Iliade in die Bibliothek kam, erregte sie im Cadettencorps eine förmliche Revolution. Wir verwandelten uns sämmtlich in Griechen und Trojaner; wir machten uns Helme und Schilde von Pappdeckel, welche

letztere mit unseren gemalten Wappen geschmückt wurden. Auf dem Hofe wurden hitzige Schlachten geliefert mit hölzernen Schwertern und Bohnenstangen, die als Speere dienten, und welche wir noch besser zu schleudern verstanden, als die homerischen Hohnreden, mit denen sich die Helden aufreizten.

Ich war damals noch Schnappsack und focht als gemeiner Grieche; allein mein Freund Theodor von Schlichten war Odysseus. Einst traf er auf dem Schlachtfelde den grimmigen Hektor von Diereke, welcher damals der „Corpsstärkste“ war. Nachdem sich beide in tapferen Reden erschöpft hatten, schleuderte Hektor seinen furchtbaren Speer; Odysseus versäumte es, sich mit seinem Schilde zu decken, und die zugespitzte Bohnenstange fuhr ihm in den Backen, so daß die Spitze zum Munde herausragte. Odysseus vergoß keine Thräne, als wir ihm den gefährlichen Splitter auszogen und ihn ins Lazareth brachten, an dessen Fenster er bald darauf mit seltsam verbundenem Kopfe erschien, um den unten versammelten Griechen zu zeigen, daß er sich aus der Wunde nichts mache, die keineswegs ungefährlich war.

Theodor von Schlichten hatte einen Zwillingsbruder im Cadettencorps, welcher ihm so ähnlich sah, daß man beide beständig verwechselte. Die komischen, durch diese Verwechselung herbeigeführten Vorfälle hörten durch eine sehr traurige Begebenheit auf, welche im Winter 1823—1824 stattfand.

Beim Schlittschuhlaufen auf der Havel wagte sich der eine Schlichten auf einen verbotenen Fleck, brach ein und verschwand unter dem Eise. Der Gouverneur Sprengbihl überwand seine sonstige Furcht vor dem Wasser, sprang augenblicklich nach und faßte auch den Ertrinkenden; allein leider konnte er nicht schwimmen und beide ertranken trotz der Mühe, welche sich der herzueilende Lieutenant Mannkopf

gab. — Man begrub die beiden Verunglückten neben einander auf dem in der Nähe der Anstalt liegenden Kirchhof, und dem braven Gouverneur wurde auf dem gemeinsamen Denkmal eine ehrende Inschrift gesetzt. Kam der alte Oberst von Steinwehr an das Grab, welches er oft besuchte, dann pflegte er jedesmal andächtig den Hut abzunehmen und hinter demselben ein Gebet zu sprechen.

Kleinere Unglücksfälle, wie die Verwundung des anderen Schlichten durch Hektors Speer, kamen bei unseren wilden Spielen nicht selten vor; allein ich billige es sehr, daß trotzdem die Vorsteher der Anstalt nicht zu ängstlich waren. Ein Cadettenhaus ist kein Seminar; solche Spiele entwickeln den Muth und stärken Geist und Körper. Das Speereschleudern — das Zuspitzen war übrigens verboten gewesen — wurde indessen untersagt, und wir fochten Reiterschlachten, die weit erbitterter waren. Die Stärksten nahmen auf ihre Nacken Andere, die sich mit ihren Füßen festklammerten, wie jener Alte auf Sinbad. So rückten die Schaaren gegen einander, und es floß Blut, wenn auch nur mit der Faust gekämpft wurde. Einige Armbrüche, die bei Sturz von Roß und Mann stattfanden, brachten auch dieses Spiel in Verruf, und man rückte nun auf Krückenstelzen einander entgegen, was noch gefährlicher war, da es Jeder dem Anderen an Höhe der Stelzen zuvorthun wollte.

Auch ich ging nicht leer aus. Der „lange Wedell" warf mich einst beim Ringen hin und ich verrenkte mir den Arm auf eine ganz abscheuliche Weise. Während der Nacht stand ich entsetzliche Schmerzen aus und als ich am anderen Vormittag in das Lazareth ging, war der Arm zur doppelten Dicke angeschwollen. Als der Bataillonsarzt Baumann ihn einrenkte, konnte ich ein Zeichen von Schmerz nicht unterdrücken, und der Doctor rief: „Ach was, ein Soldat muß

auf Nadeln tanzen können!“ Ich mußte den Arm viele Wochen in der Binde tragen; allein der Spott des Doctors that mir weher als der Arm, und ich vergaß ihn nicht.

Baumann litt an der Gicht, und die von ihm consultirten Potsdamer Aerzte entschlossen sich zu einer sehr schmerzhaften Heilmethode, derselben, die im ewigen Juden von Sue mit den Jesuiten vorgenommen wird. Ich erfuhr es und horchte unter dem Fenster des Zimmers, in welchem die Operation stattfand, um zu erfahren, ob der spöttische Doctor selbst den Schmerz ertragen könne. Zu meiner Genugthuung hörte ich ihn lustig brüllen und rief, indem ich seine Stimme nachahmte: „Ach was, ein Soldat muß auf Nadeln tanzen können!“ Alle Aerzte lachten und der Patient lachte mit, trotz seiner Schmerzen.

Die Beispiele der spartanischen Jugend reizten uns zur Nachahmung, — deßhalb verdroß mich auch des Doctors Spott so sehr — und wir übten uns im Ertragen aller möglichen Qualen. Schlägeaushalten, Nadeln ins Fleisch stechen oder tiefe Schnitte machen waren das Gewöhnliche; allein andere dieser Uebungen waren noch raffinirter. Dazu gehörte Gummi elasticum auf der Hand brennen, auf der Pulsader der Hand einen Schneeball zerschmelzen, oder einen Maikäfer über das Gesicht kriechen lassen, ohne eine Miene zu verziehen. Letzteres ist nicht so leicht, wie es manchem scheinen mag, besonders wenn der Maikäfer mit seinen zackigen Füßen in den Mund- oder Nasenwinkeln umherkitzelt.

Eine Zeitlang war das Laufen auf die Dauer Mode, und man konnte uns, Einer hinter dem Andern, die Arme in die Seite gestemmt, stundenlang im Trabe auf dem Hofe umherlaufen sehen. Ballspiele aller Art waren im Gebrauch; allein ein Turnplatz war leider in Potsdam nicht vorhanden.

Im Winter wurden natürlich Schneefestungen mit ungeheuerer Erbitterung vertheidigt und gestürmt.

Fechtstunden hatten wir in Potsdam noch nicht, allein einige Cadetten hatten Kindersäbel als Spielzeug. Mit einem geraden Ritterschwerte dieser Art focht ich mein erstes Duell aus. Graf S. hatte mich beleidigt, ich forderte ihn, und wir schlugen uns hinter einem jungen Akaziengebüsch im Hintergrunde des Hofes. Die Sache war höchst ernsthaft. Wir fuchtelten uns mächtig vor den Augen herum; ich hätte meinen Gegner zehnmal über den Kopf hauen können, allein ich fürchtete — ihm wehe zu thun. Dieselbe Rücksicht mochte bei ihm walten, allein Blut mußte fließen. Ich war so glücklich, einige Tropfen zu vergießen; mein Schwert hatte keinen Bügel und ich bekam eine kleine Wunde am Mittelfinger. Wir umarmten uns, und die „Ehrensache" war zur Zufriedenheit beigelegt.

Im Sommer wurden wir häufig zum Baden in die Havel geführt, wobei es merkwürdig war, daß wir wegen der vielen scharfen Muscheln und Steine des Bodens mit hölzernen Sandalen ins Wasser gehen mußten. Eine Anzahl Cadetten erhielt auch Unterricht im Schwimmen in der Anstalt, welche unter der Direction des Regierungsraths von Türk stand. Mein Schwimmmeister war der riesige Schellenbaumträger des ersten Garderegiments. Im ersten Jahre kam ich jedoch nicht von der Leine, allein im zweiten offenbarte sich mir in den ersten Lektionen das Geheimniß der Schwimmkunst und ich schwamm die Stunde auf der Brust ab, wodurch ich Fahrtenschwimmer wurde. Später in Berlin hielt ich eine Fahrt aus, welche zwei und drei Viertelstunden dauerte.

Die Gärten gewährten uns im Sommer viel Vergnügen. Jeder Cadet hatte nämlich eine Quadratruthe Land, welche

mit Federnelken eingefaßt war, und die er selbst bebauen mußte und nach seinem Geschmack einrichten durfte. Ueberall erhoben sich Rasenbänke und Lauben, und das Ganze bot wirklich einen reizenden Anblick. Zu jedem Gärtchen gehörte der an der einen Ecke im Gange stehende Obstbaum, dessen Früchte Eigenthum des Cadetten waren; es verdarb sich jedoch niemand den Magen daran, denn die Bäume waren damals kaum gepflanzt.

Die Menge der Federnelken und anderer Blumen lockte zahlreiche Schmetterlinge herbei, an denen die Gegend um Potsdam überhaupt reich war, und es wurde ihnen eifrig nachgestellt, da viele Cadetten Sammlungen hatten. Andere zogen Wappensammlungen vor, wozu der Ort allerdings besonders günstig war, denn wenn auch das Cadettenhaus ebensowohl für Nichtedelleute sein sollte, so waren, so lange ich dort war, doch nicht sechs Bürgerliche darin. Ich hatte hübsche Schmetterlings-, Wappen- und Kupferstichsammlungen. — Hunde, Vögel oder andere Thiere wurden von uns nicht gehalten.

Im Winter nach dem Abendessen trieben wir, was uns gefiel. Einige lasen, andere pappten oder spielten unter sich oder mit den Gouverneuren Schach. Besonders beliebt waren damals die Partieen à quatre mit vier Spielen und ebensoviel Spielern, wozu ein besonders eingerichtetes Schachbrett gehörte. — Eine Zeitlang war es sehr Mode, Sprichwörter aufzuführen, wobei das Unterste zu oberst gekehrt wurde, ohne daß man unserer harmlosen, aber lärmenden Fröhlichkeit Schranken gesetzt hätte. Viele besuchten auch den Hauptmann oder andere Officiere, die uns gute Romane von Walter Scott oder Cooper vorlasen. Diese Vorlesungen machten uns unendliches Vergnügen und die Romane wurden stets in unsere Spiele übertragen.

Sonntags und häufig auch Mittwochs und Sonnabends wurden unter Leitung eines Officiers oder Gouverneurs Spaziergänge in die wirklich hübsche Umgegend von Potsdam gemacht. Bald besuchten wir die königlichen Lustgärten, bald ging es in den Wald, an den Müggelsee oder auf den Ruinenberg. Dort wurde „Räuber und Soldaten" gespielt; Andere suchten Schmetterlinge oder Beeren oder amusirten sich damit, das Treiben der Ameisenlöwen zu beobachten, die in dem märkischen Sande unzählige kleine Trichter hatten. — Hin und wieder wurden auch weitere Ausflüge gemacht nach dem Stern, einem kleinen Jagdschlosse im Walde, oder Wasserfahrten nach der Pfaueninsel, dem Lieblingsplatze des Königs. Für Essen und Trinken wurde bei solchen Gelegenheiten stets reichlich gesorgt, und diese Partieen waren reizend.

Ueberhaupt kann ich wohl sagen, daß die drei Jahre, welche ich in der Cadettenanstalt zu Potsdam zubrachte, die glücklichsten meines Lebens gewesen sind. Die ganze Einrichtung des Hauses war so einfach, zweckmäßig und vernünftig, die Behandlung so gütig und liebevoll, daß ich nur mit inniger Rührung und Dankbarkeit daran zurückdenken kann. Mir ist diese Anstalt, wie sie damals war, stets als eine Musteranstalt erschienen. Dazu hundert und fünfzig Knaben aus den besten Familien des Königreichs als Spielkameraden, — kurz, ein Kind konnte gar nicht besser aufgehoben sein als dort. Wie traurig und abgeschmackt erscheinen mir dagegen manche andere Erziehungsanstalten, wo Nichtmilitärs militärische Zucht nachzuahmen streben, wo die Kinder in so frühem Alter über ihre Kräfte angestrengt, mit todtem Kram förmlich geistig genudelt und zu einseitigen Pedanten erzogen werden.

Im Cadettenhause war alles militärisch; allein diese Ordnung artete nicht in Starrheit aus und wurde jedem

leicht und angenehm, denn sie erleichterte wirklich das Leben. Zu allen Verrichtungen trat man militärisch an, stellte sich nämlich in Reih und Glied und marschirte so nach dem Orte der Bestimmung, das heißt, man marschirte nicht wie die Rekruten, sondern einfach im Tritt, um sich nicht gegenseitig auf die Hacken zu treten. Bei den Spaziergängen ging man jedoch nach Gefallen, während man gerade hier Kinder anderer Anstalten paarweise gehen läßt.

Auch das Beaufsichtigen durch ältere Cadetten, das Avanciren zu Gefreiten und Unterofficieren, alles war höchst zweckmäßig und vernünftig; die Cadetten lernten so von Jugend auf sich an Pünktlichkeit, Ordnung und unbedingten Gehorsam, aber auch an die Anfangsgründe des Befehlens zu gewöhnen, — eine Kunst, die bei weitem mehr studirt sein will und weit schwieriger ist als das Gehorchen.

Im Theater hatten die Cadetten eine große Loge, und jeder kam in seiner Tour daran, dasselbe zu besuchen. Hatte man ein Stück schon gesehen, so konnte man mit einem Anderen tauschen. Hin und wieder erhoben sich Anstände gegen die damals sehr protegirten Ballette; allein diese von dem Pfarrer ausgehenden Erinnerungen fanden bei den Chefs keine Berücksichtigung. — In jener Zeit florirte Fräulein Sonntag, und ich erinnere mich noch mit großem Vergnügen, sie als weiße Dame und als Aschenbrödel u. s. w. gehört zu haben. Fast noch mehr entzückten mich aber Ludwig Devrient und Madame Stich.

Einst im Theater begegnete mir eine tragikomische Geschichte. Zur Feier der Standartenweihe war das Garde-Landwehr-Uhlanen-Regiment ins Theater geschickt worden und ebenso eine Deputation aus dem Cadettencorps, wobei ich mich befand. Das ganze Haus roch nach Pferden und Lederzeug.

Im Zwischenakt wollte ich mir etwas aus der Conditorei holen und rannte, wie aus der Pistole geschossen, die Treppe hinunter und gegen eine Person, die in Uhlanenuniform geknöpft war. Als ich erschrocken meine Augen erhob, sah ich in das halb ärgerliche, halb lachende Gesicht des Königs, der von meinem Anfall zurückgeprallt war. Er streckte den Arm nach mir aus, allein ich schlüpfte unter demselben durch und lief davon. „Der hat's eilig," meinte der Kronprinz und die Uebrigen lachten. Der König und die Prinzen hatten sich nämlich auf den Gang gestellt, um hier ein wenig frische Luft zu schöpfen. Der König trug an diesem Tage dem Regiment zu Ehren Uhlanenuniform. Wäre ich nicht gar zu bestürzt gewesen, so hätte ich mich gern von dem König fangen lassen, denn ich hatte ihn nicht wenig lieb und würde mich gern bei ihm für meine Aufnahme ins Cadettencorps bedankt haben.

Waren in Potsdam irgend welche Sehenswürdigkeiten aufgestellt, oder gab irgend ein berühmter Taschenspieler oder sonstiger Künstler, der Kinder besonders interessirte, Vorstellungen, so wurden wir Cadetten stets hingeführt. Nicht selten wurden auch dergleichen Leute engagirt, ihre Vorstellungen für die Cadetten im Versammlungssaale zu geben. Allen großen Paraden wohnten wir ebenfalls bei und erhielten stets unsern Platz neben dem Könige oder ihm gegenüber, so daß die Truppen zwischen ihm und dem Cadettencorps hindurch marschirten. Kurz man ließ keine Gelegenheit vorübergehen, uns ein nützliches oder harmloses Vergnügen zu machen. Als Kaiser Alexander gestorben war, wurden eine seiner Uniformen und einer seiner Hüte in der Garnisonkirche am Altar ausgestellt. Auch dahin wurden wir zur Anbetung geführt! — Dieser monarchische Götzendienst schlägt denn doch noch jede religiöse Reliquien-Narrheit. —

War das Wetter nicht gar zu schlecht, dann wurden wir alle Sonntage in die Garnisonkirche geführt, die außer als Begräbnißplatz des großen Friedrich auch noch durch ihr Glockenspiel berühmt ist, welches mir indessen als das langweiligste Ding auf der Welt erschien. Es spielt Jahr aus Jahr ein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" und ich wundere mich gar nicht darüber, wenn man in Potsdam einen förmlichen Ekel vor aller Treu und Redlichkeit bekommen hat. In der Kirche sahen wir stets den König und die Prinzen, und selbst bei der größten Kälte saßen sie ohne Mäntel da. Der König hörte mit der ernstesten Aufmerksamkeit der Predigt zu. War der Gottesdienst zu Ende, dann stand er schnell auf und zog mit einem ihm eigenthümlichen kleinen Ruck die hinaufgerutschte Uniform herunter.

Prediger waren damals der Bischof Eylert, der Probst Offelsmayer und Bernhardi, der Cadettenprediger. Letzterer war im Freiheitskriege ein sehr lustiger Kamerad in „Lützows wilder verwegener Jagd" gewesen und nach dem Frieden ein sehr frommer Prediger geworden. Er pflegte nicht selten alle Welt abzukanzeln und gegen die Sittenlosigkeit im Allgemeinen zu Felde zu ziehen. Kinderbälle waren ihm ein Gräuel, und als er einst am Sonntage nach einem solchen eine Menge halbwüchsiger Mädchen in der Kirche sah, rief er in seiner Predigt: „Das alles kommt von den verderblichen Kinderbällen! Da sitzen nun die armen jungen Mädchen," — dabei zeigte er mit der Hand ins Parterre — „mit bleichen Wangen!" — Das war aber nicht der Fall, denn sie wurden alle blutroth. — „Anstatt am Sonnabend zur Vorbereitung auf den Tag des Herrn in ihr Kämmerlein zu gehen und zu beten, springen sie bis tief in die Nacht auf diesen Baalsfesten umher" u. s. w. —

Er kam indessen manchmal mit seinem Eifer übel an. Als er einst bei der Schloßwache vorüberging, hörte er die Garde-Jäger Lieder singen, die ihm mißfielen. Er ließ es sich einfallen, in die Wachtstube zu gehen; dort stellte er sich auf eine Bank und fing an die Soldaten gehörig abzukanzeln. Allein diese verstanden die Sache unrecht und riefen; „Was will der Pfaff hier? Hinaus mit ihm!" — Der Prediger eiferte immer heftiger, und das Ende vom Lied war, daß ihn die Jäger zum Fenster hinaus warfen. Er beklagte sich beim Könige; allein dieser sagte in seiner kurzen Weise: „Hat nichts in der Wachtstube zu suchen." —

Im Cadettencorps hatte, wie schon bemerkt, der Prediger wenig Einfluß, und trotz seines Abscheus vor Kinderbällen veranstaltete man für uns einen solchen — und zwar einen Maskenball — im Cadettenhause selbst.

Zweites Capitel.

Oberst von Steinwehr. — Seine Zerstreutheit. — Seine Güte. — Major von Eberhardt. — Hauptmann von Rebenstock. — Der Regimentsarzt Baumann. — Krieg mit ihm. — Oelmalerei. — Gouverneur Buchholz. — Tieks dramatische Märchen. — Mein Trauerspiel Jugurtha. — Klägliches Ende desselben. — Pensionäre im Cadettencorps. — Zarte Freundschaftsbündnisse. — Friedrich v. Sallet. — Ausurlaubgehen. — Besuch in Berlin. — Ferienreisen nach Hause. — Tod des Obersten. — Der neue Compagniechef. — Besuch sämmtlicher königlicher Schlösser. — Versetzung in die Cadettenanstalt nach Berlin.

Doch es ist nun wohl Zeit, daß ich auch etwas näheres von unserm guten Obersten sage, der uns, da er selbst keine Familie hatte, als seine Kinder betrachtete. Auf Werbung in der Schweiz soll er sich in eine Liesli oder Mimili verliebt haben. Ob sie starb, untreu wurde oder bereits verheirathet war, weiß ich nicht; allein so viel ist gewiß, daß er sie nicht bekam und ihr zeitlebens ein treues Andenken bewahrte. Auch hing das Bild einer Schweizerin in seinem Zimmer, und es hieß, es sei seine Geliebte gewesen. — Er war ein alter, großer, eben nicht hübscher Mann. Sein bartloses Gesicht ward durch eine röthliche Perrücke, Sommersprossen und hervorstehende Unterlippe eben nicht verschönert; allein man vergaß das über dem milden und freundlichen Ausdruck, der selbst dann nicht ganz verschwand, wenn er einmal böse wurde, was übrigens sehr selten geschah.

Häufig sah man ihn in einer braunen Jacke und Strohhut, einen Stock mit einem Gemshorn als Griff in der Hand, nicht selten ein Körbchen mit frisch gepflückten Früchten am Arm, umhergehen und oftmals so die Schulklassen besuchen. Gewöhnlich hielt er sich außerordentlich gerade und sah darauf, daß dies auch die Cadetten thaten. Häufig kam er in die Tanzstunde, und nicht selten sah man ihn, uns zum Vorbild, mit altväterischer Grandezza die Menuette tanzen, wobei seine Unterlippe noch um einen Zoll weiter vortrat. Machte ein Cadet bei diesem seinem Lieblingstanz die Pas nicht nach seinem Geschmack, dann faßte er mit seinem Gemshorn den Ungeschickten in der Halsbinde oder Jacke, zog ihn zu sich heran und belehrte ihn.

Das eigentliche Steckenpferd des Obersten war jedoch nicht die Menuette, sondern die Mathematik. Man sagte, daß er ein ausgezeichneter Mathematiker gewesen sei, worüber ich jedoch nicht entscheiden kann; seiner Zerstreutheit nach zu schließen mußte er aber wenigstens ein Newton sein. Diese Zerstreutheit führte oft sehr komische Scenen herbei.

Er aß häufig bei seinem Freunde, dem General von Puttkamer. Einst vor Tisch bat er die Generalin um Feder und Papier, da er sich etwas notiren müsse, und sie wies ihn an einen Schreibtisch. Der vor ihm liegende Bogen bedeckte sich bald mit Zahlen, und er vertiefte sich so in Berechnungen, daß er gänzlich vergaß, wo er war. Endlich kam die Generalin und rief: „Nun, lieber Oberst, die Suppe ist auf dem Tisch.“ — „Scher' Sie sich hinaus!“ fuhr er sie an, und da sie seine Zerstreutheit kannte, ging sie lachend hinaus. Nach einiger Zeit kam sie jedoch zurück, ihre Mahnung wiederholend. Nun griff aber der Oberst nach seinem Stock, bis ihn das laute Lachen der Generalin daran erinnerte, daß es nicht die Petri sei, die ihn störe.

Die Petri war nämlich seine Haushälterin und Frau seines Bedienten, der zugleich Kutscherstelle versah. Das schon ältliche Paar galt sehr viel bei seinem Herrn, und hatten wir Cadetten ein besonderes Anliegen und wollten zum Beispiel bei sehr schönem Wetter einen freien Nachmittag haben, dann wurden Petris ins Complott gezogen. — Diese waren ihm unentbehrlich, denn revidirten sie nicht, ehe der Oberst ausging, seinen Anzug, so konnte darauf gerechnet werden, daß irgend etwas Wesentliches daran vergessen war. Nicht selten kam er ohne Degen oder mit Einem Epaulet auf die Parade. Häufig trug er zur Uniform schwarze Beinkleider und hohe Stiefel mit silbernen Anschnallsporen. Eines Vormittags ging er in seinem Garten umher und betrachtete seine Blumen und Gemüse, wie er meinte, vollständig zur Parade angekleidet. Das war auch *beinahe* der Fall; er hatte nur die Hosen vergessen und die hohen Stiefel über die Unterbeinkleider gezogen.

Ich stand bei dem alten Herrn in besonderer Gunst. Dies verdankte ich jedoch weniger mir selbst, als der Schwester meines Vaters, Frau v. A. Diese war früher Stiftsdame im Stift Heiligengrabe gewesen und auf dem Punkte Aebtissin zu werden, als sie sich verheirathete. Sie wandte nun ihren Einfluß an, die Wahl von Fräulein von Steinwehr durchzusetzen, welches die Schwester unseres Obersten und des Generals war, der an der Spitze der Officier-Examinations-Commission stand. — Reiste ich in den Pfingstferien nach Berlin, so verfehlte der Oberst niemals mir ein Körbchen selbstgezogener Spargel oder ein anderes Product seines Gartens für die Tante mitzugeben. Sonntags lud er mich sehr häufig zu sich zu Tische und fuhr Nachmittags mit mir spazieren in Kirsch- oder Weingärten, wobei

ich beständig ein Examen im Französischen auszuhalten hatte. Ueberhaupt lud er oftmals Cadetten zu Tische.

Nur ein einzigesmal sah ich den Obersten wirklich böse. Ich war bei ihm zu Tische, als der Amtmann, der in der Nähe der Anstalt wohnte, ihm die Anzeige machte, daß ein Cadet ihm das Fenster eingeworfen habe. Der ohne alle Absicht mit einer Schleuder geworfene Stein war durch das Fenster und gerade in die Suppenterrine gefahren, während die Familie des Amtmanns bei Tische saß. Meine hartnäckigen Fürbitten machten den alten Herrn so ärgerlich, daß er mich zum Zimmer hinausjagte.

Major von Eberhardt, mein Compagniechef, war nicht weniger freundlich und liebevoll gegen die Cadetten, als der Oberst; allein er war ein Mann von ganz verschiedener Art. Er mochte damals in der Mitte der Dreißiger sein, war von mittlerer Größe, kräftig und hübsch gewachsen, mit schönem, lebhaften Gesichte, welches gewöhnlich einen sehr wohlwollenden Ausdruck trug; wurde er aber böse, dann funkelte sein Auge und wir zitterten. Er hatte nur einen Fuß, allein trotz desselben und seines Stockes kleidete er sich immer sehr sorgfältig, und seine Epaulettes und Uniform, welche mehrere Orden zierten, funkelten stets wie nagelneu. — In der Schlacht bei Jena war er noch Fähnrich. Die Fahne gerieth in große Gefahr und wäre verloren gegangen, wenn er nicht in vollem Kugelregen damit durch den Fluß geschwommen wäre und sie so gerettet hätte. Für diese That erhielt er den Orden pour le mérite; wie man mir sagte, der einzige, der 1806 in der preußischen Armee ausgetheilt wurde. — Bei Leipzig nahm ihm eine Kanonenkugel ein Bein weg.

1845 sah ich ihn auf dem Potsdamer Bahnhof; er hatte sich in den zwanzig Jahren fast gar nicht verändert, nur

waren seine Haare schneeweiß und nahmen sich sehr gut aus zu den blitzenden Generalsepaulettes. Ich hatte nicht mehr Zeit ihn anzureden, allein betrachtete ihn mit Rührung und Ehrfurcht, indem ich bei mir dachte: das ist doch einmal ein Mann, der sein weißes Haar recht mit Ehren trägt. Ich bin versichert, daß die Tausende von Officieren, deren Jugend er leitete und beschützte, meine Gefühle theilen werden.

Hauptmann von Rebenstock, der Chef der ersten Compagnie, war nicht weniger herzlich und liebenswürdig und ein Mann von ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung. Er machte hübsche Verse und es existiren von ihm Uebersetzungen des Nibelungenliedes und des befreiten Jerusalems, die sehr gut sein sollen.

Ein Mann, der mich lebhaft interessirte, war der schon genannte Doctor Baumann, der zum Regimentsarzt avancirt war. Er war ein sehr geschickter Kinderarzt, der die Cadetten mit der äußersten Sorgfalt behandelte, allein leicht gereizt und heftig, woran wohl sein Gichtleiden schuld sein mochte. Wir geriethen einst hart aneinander. Als ich nach dem Scharlachfieber im Reconvalescentenzimmer war, unterhielten wir uns mit dem Compagniearzt, welcher behauptete, das Gesicht jedes Menschen habe mit dem irgend eines Thieres Aehnlichkeit, wenn man den unteren Theil mit der Hand verdecke. Wir alle hatten bereits unsere Bestialität dargethan, als ich den Doctor bat, nun auch selbst die Hand unter die Nase zu halten. Sogleich rief ich: „Natürlich wie ein schwarzes Schaf!“ und die Anderen stimmten lachend mit ein. Die Aehnlichkeit war in der That frappant und wurde durch dichte, schwarze, krause Haare noch vermehrt. Der Doctor nahm aber meinen Vergleich so übel, daß er mich beim Regimentsarzt verklagte. Dieser fuhr wüthend

auf mich ein, allein ich blieb dabei, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Nun hielt er mir seine Seejungfer — wie wir die Sphinx auf seinem Stocke nannten — dicht unter die Nase; ich glaubte, er wolle mich schlagen und rief: „Ja, thun Sie es einmal!“ Dabei sah ich ihm dicht und scharf in die Augen, denn er hatte sich ganz vorgebeugt, obgleich mir die Thränen die Backen hinunterliefen. Er gerieth darüber ganz außer sich und schrie: „Sie sollen sich vor mir beugen, oder ich will das Leben nicht haben!“ Darauf stampfte ich mit dem Fuße und rief trotzig: „Nie!“ — Er verklagte mich beim Obersten, der gerade dazu kam, um mir ein paar Apfelsinen zu bringen. Er beruhigte den Regimentsarzt und wies mich liebreich zurecht.

Der Regimentsarzt trug mir meine Unart nicht nach, sondern gewann mich im Gegentheil recht lieb. Er malte nämlich sehr hübsch in Oel, sowohl historische Bilder als Landschaften. Als ich einst in seinem Atelier war, bewunderte ich eine der letzteren, eine Waldgegend, und da es mir von Herzen ging, so wußte ich mich so beredt darüber auszudrücken, daß er ebenso erstaunt wie geschmeichelt war. Ich durfte nun öfter bei ihm sein, wenn er malte, was dann in mir selbst große Lust zum Malen erweckte. Leider konnte er sich nicht mit mir beschäftigen; aber ganz in der Stille kaufte ich mir trockene Oelfarben, die ich selbst mit unendlich viel Oel, wie Wasserfarben anrieb, und wußte mit den Fischpinseln, die sich wie kleine Besen ausspreizten, gar nichts anzufangen. Ich hatte denn auch den Kummer, daß meine Tante in Berlin, der ich meine erste Landschaft zeigte, einen auf dem Wasser schwimmenden Kahn für — einen ins Wasser gefallenen Hund hielt! Das war nicht sehr ermuthigend; allein ich ließ mich nicht abschrecken, und die zweite Landschaft ward schon ins Zimmer gehängt, obgleich die Tante

erklärte, daß eine weiße Wolke, auf welche ich sehr stolz war, natürlich wie eine Puderquaste aussehe.

Als Herr Wedekind die Anstalt verließ, erhielt meine Brigade einen sehr angenehmen jungen Mann Namens Buchholz zum Gouverneur. Er fand Vergnügen an unserem Umgang, und ich war beständig in seinem Zimmer, wo mich seine kleine Bibliothek anlockte, in der ich umherstöbern durfte. Besonders zogen mich Tieks dramatische Märchen an, die ich mit wahrhafter Gier immer und immer wieder verschlang.

Es erwachte bald in mir die Lust, ebenfalls zu schriftstellern, und ich hatte im Lazareth ein Lustspiel geschrieben, welches die Anderen aufführen wollten. Daraus ward aber nichts. Endlich versuchte ich mich an einem Trauerspiel: „Jugurtha,“ wegen dessen ich sehr gelobt wurde. Ich nahm das Manuscript mit nach Berlin, und meine Tante veranlaßte mich, es vorzulesen, als meine sämmtlichen Verwandten anwesend waren. Man hörte mir mit aufmunternder Aufmerksamkeit und Beifall zu, als Jugurtha unglücklicher Weise seine mit den Römern intriguirende Frau im Zorne mit: „Weib!“ andonnerte. Die schreckliche Miene, welche ich dabei machte und die rauhe Stimme, die ich annahm, kleideten den kleinen Cadetten, dessen Füße vom Stuhl noch nicht ganz auf die Erde reichten, so possierlich, daß ein junges Fräulein darüber in ein Gekicher ausbrach. Erstaunt ließ ich mein Heft sinken, und mein über das Lachen in so ernster Scene ergrimmtes Gesicht verursachte nun ein allgemeines Gelächter. Ich glaubte man lache mein Stück aus, sprang vom Stuhle und rannte in die Küche, wo ich mit bitteren Thränen ein Blatt des Manuscripts nach dem anderen verbrannte. Meine Lieblingscousine kam mir nach und wollte den Mord verhindern; allein ich war gar zu sehr gedemüthigt und nicht eher zufrieden, als bis ich das letzte Blatt verbrannt hatte.

Daß die Stellen im Cadettenhause sehr gesucht waren, ist leicht erklärlich; denn es waren damit außer den Vortheilen der Erziehung noch andere verbunden. Wer die Anstalt als Officier verließ, was schon an und für sich ein großer Vorzug war, erhielt gleich den vollen Lieutenantsgehalt, wenn er auch überzählig war; andere junge Officiere mußten sich oft jahrelang mit dem Fähnrichsgehalt behelfen. Wer Cadet gewesen war, hatte jedoch die Verpflichtung, für jedes in der Anstalt zugebrachte Jahr zwei in dem stehenden Heere zu dienen.

Viele Eltern, deren Kinder keinen Anspruch auf Aufnahme machen konnten, gaben sich daher Mühe, dieselben wenigstens als Pensionaire eintreten lassen zu dürfen, was übrigens ebenfalls nicht leicht zu erlangen, da die Zahl der Pensionaire begrenzt und sehr mäßig war; in Potsdam durften es, glaube ich, nicht mehr als fünfundzwanzig sein. Die Pensionaire unterschieden sich in nichts von den Cadetten, nur daß sie bezahlten; für das erste Jahr 250 und für die folgenden 150 Thaler; auch mußten sie für Bettzeug und Wäsche selbst sorgen. Hin und wieder gab es auch halbe Pensionaire. Durch diese Einrichtung ward auch die Aufnahme von Ausländern, das heißt Nichtpreußen, möglich, und wir hatten unter uns mehrere Hannoveraner, Braunschweiger u. s. w.

Die Anstalten in Potsdam und Culm — damals existirten weiter keine, jetzt giebt es deren vier — waren nur Vorbereitungs-Anstalten für die in Berlin, wohin die Cadetten in ihrem vierzehnten Jahre versetzt wurden.

Da jede Compagnie ihr besonderes Haus bewohnte, ihre Gärten auch getrennt waren und jede besonders spazieren geführt wurde, so war es natürlich, daß die zu einer Compagnie gehörigen Cadetten sich unter einander genauer kennen

lernten, als die der anderen, mit denen sie nur in den Schulklassen und auf dem Spielplatz zusammen kamen; auch auf dem Speisesaal nahm jede Compagnie eine besondere Seite ein. Zu Besuchen im anderen Compagniegebäude, hauptsächlich am Abend, bedurfte es besonderer Erlaubniß.

Freundschaftsbündnisse unter den Cadetten bestanden natürlich in großer Menge. Häufig trugen dieselben ganz den Charakter der schwärmerischsten Liebe und waren von allen Symptomen derselben begleitet. Schöne und besonders zarte Knaben hatten ebenso ihre Schaar eifriger Anbeter wie irgend eine Modeschönheit. Man bewarb sich auf alle Weise um ihre Gunst; man schmollte, war selig oder in Verzweiflung, war eifersüchtig und seufzte oder ras'te à la Werther. Auch zarte Briefe wurden geschrieben, wenn die Zunge zu blöde war, das Geständiß zu machen; es ließ sich nichts Zarteres denken, als diese Kinderfreundschaften.

Für hübsch und angenehm hatten die Cadetten ein besonderes, gar nicht übles Wort, nämlich m o l l i g. Ein Gesicht konnte mollig sein, eine Birne schmeckte mollig, und war das Wasser beim Baden warm, so war's mollig. Ein hübscher Junge, der viele Bewerber um seine Freundschaft hatte, hieß „Mollsack," und in Berlin noch von alten Zeiten her eine „Laxans;" jemand im Gesicht streicheln oder ihn in die Backen kneipen hieß ihn laxiren.

Meine Flamme war ein hübscher zarter Knabe, der fleißigste und ordentlichste des ganzen Cadettencorps, der dann auch in Potsdam Compagnieführer und später in Berlin Portépéeunterofficier wurde. Ich schrieb die zartesten Briefe, ja ich machte Verse an ihn; ich schenkte ihm alles, was ich nur hatte, schöne Bücher und Bilder; allein ich hatte sehr gefährliche Nebenbuhler. Diesen war es einst gelungen, Mißtrauen zu säen, und wir sprachen wohl Monate kein Wort

miteinander und vermieden es uns anzusehen. Ich war entsetzlich unglücklich und stahl mich am Tage heimlich in den Schlafsaal, um meinen Kopf nur einen Augenblick auf das Kissen zu legen, auf welchem der seinige des Nachts ruhte!

Friedrich von Sallet, der Dichter des Laienevangeliums, war mit mir zugleich im Potsdamer Cadettencorps; allein er war ein Jahr früher als ich dorthin gekommen, daher in einer höhern Classe und überdies bei der ersten Compagnie, so daß ich mit ihm nicht in häufige Berührung kam. Er war ein sehr leidlicher, aber etwas zarter und stiller Knabe, der an unsern wilden Spielen selten Antheil nahm.

Das größte Vergnügen der Cadetten war das „Aufurlaubgehen.“ Eine Menge derselben hatte Verwandte oder Freunde in Potsdam, welche sie am Sonntag Nachmittag besuchen durften.

Indem ich von Verwandten rede, muß ich eine Eigenthümlichkeit der Cadetten erwähnen, die wohl mehr oder weniger in jeder Anstalt herrscht, aber im Cadettencorps eine besondere Färbung annahm, die noch im spätern Leben der Officiere zu erkennen war. Es war dies der Adels- und Militärstolz. Die Vorgesetzten thaten durchaus nichts, was diese Lächerlichkeit hätte nähren können, ja ich glaube, daß sie deren Existiren gar nicht gewahr wurden, oder vielleicht — ignoriren mußten, da man sie für nützlich hielt.

Ein „Bürgerlicher“ und ein „Civilist“ wurden mit einer Geringschätzung betrachtet, die sich bei jeder Gelegenheit aussprach. Kamen Verwandte in die Anstalt, was häufig geschah, besonders während des Essens oder der Parade, dann wurden sie von den gesammten Cadetten der schärfsten Kritik unterworfen und die kleinen Schlingel hatten ein merkwürdig feines Gefühl für alles Lächerliche. Vornehme Verwandte warfen einen noch einige Zeit nach dem Besuch nachwirken-

den Lüstre auf den Cadetten, und das Umgekehrte war der Fall, wenn Jemand das Unglück hatte, von einen armen Onkel, — oder gar von einem bürgerlichen Verwandten aufgesucht zu werden! Hohe Civilbeamte — wie Minister und Präsidenten — ließ man allenfalls passiren; ebenso pensionirte Officiere und Gutsbesitzer, wenn sie nicht gar zu landjunkermäßig aussahen; allein ein Kaufmann, oder wer überhaupt ein Geschäft hatte, wurde mit dem Namen „Dütchendreher“ verächtlich bezeichnet.

Sonnabend Abend oder Sonntag früh wurden von den Gefreiten du jour die Urlaubsbücher geschrieben, in denen aufgezeichnet ward, wohin jeder Urlaubsuchende am Sonntage Nachmittag zu gehen wünsche. In der Conferenz der Officiere und Gouverneure wurde darüber entschieden, und wer „von Urlaub gestrichen“ wurde, hatte keinen kleinen Kummer.

Zu Ostern, Pfingsten, während der Hundstage und zur Weihnacht fanden Ferien statt. Die Hundstagsferien dauerten vier bis fünf Wochen, und während derselben reiste jeder, der nur irgend konnte, zu seinen Eltern und Verwandten. Diese Urlaubsreisen wurden von Seiten der Anstalt auf jede Weise befördert, damit das Band, welches die Eltern mit den Kindern verband, durch zu lange Abwesenheit nicht gelockert werde. Das Generalpostamt bewilligte zu diesem Zweck eine Anzahl freier Postpässe, welche dem Gebrauch gemäß auch in baarem Gelde empfangen werden konnten. Das wurde von den Chefs auf das Zweckmäßigste angewandt, so daß mittellose Cadetten nicht allein freie Reise, sondern auch noch hinreichende Mittel für Zehrungs- und sonstige Nebenkosten erhielten.

Da es damals noch keine Eisenbahnen gab, so konnten viele Cadetten, deren Eltern in den Rheinprovinzen oder in

Westfalen wohnten, diese nur in den langen Ferien besuchen; es gab indessen immer noch eine Anzahl, welche gar keine Angehörige hatten, die sie hätten besuchen können, und für diese wurde während der Ferien auf die allerliebevollste Weise gesorgt, so daß auch ihnen die Zeit der Ferien eine Zeit der Erholung und Freude wurde. Zur Weihnacht wurden Geschenke eingekauft und für die Zurückgebliebenen jeder Compagnie ein großer Weihnachtsbaum angezündet. Kurz, ich kann es nicht oft genug erwähnen, wie wahrhaft herzlich und väterlich, — nein mütterlich, die Vorgesetzten der Potsdamer Anstalt für ihre Cadetten sorgten.

In der ersten Zeit hatte ich in Potsdam keine Familie, welche ich am Sonntag besuchen konnte, wurde aber hin und wider von guten Freunden zu ihren Verwandten mitgenommen. Endlich ward ich sonntäglicher Gast bei der Tante eines meiner Stubenkameraden, einer verwittweten Majorin von Tiesenhausen, die sich mit mütterlicher Freundlichkeit meiner annahm. — In den kürzern Ferien besuchte ich meine Verwandte in Berlin, wohin jedesmal ein paar „Landkutschen" voll Cadetten abgingen. In den Hundstagsferien kam es nicht selten vor, daß mit der Post nach dem Rhein oder nach Schlesien vierzig bis fünfzig Cadetten zugleich fuhren; ein lustiges, unruhiges Corps, welches den Conducteuren nicht wenig zu schaffen machte.

Als wir einst bei der Rückreise durch Magdeburg kamen, brachte die Generalin von Pfuel ihren Sohn an den Postwagen und sagte uns, daß während unserer Abwesenheit unser guter Oberst von Steinwehr gestorben sei. Wir alle weinten, und die Generalin ebenfalls, die zu uns sagte: „Ja Kinder, ihr habt wohl Ursache zu weinen, denn er war euch allen ein zweiter Vater." — An seiner Stelle ward Major von Eberhardt Chef des Potsdamer Cadettencorps und die

zweite Compagnie erhielt ein Hauptmann Hanncke, ein Mann, der vollkommen in den im Hause herrschenden Geist einging und uns allen bald lieb und werth wurde.

In den ersten Tagen nach den Ferien hörte man wohl manchen Cadetten heimlich in seinem Bette schluchzen; die zärtlichen Mütter und Schwestern wurden vermißt, vielleicht auch der gute Kaffee zum Frühstück, denn die Brod- und Semmelsuppen wurden mehrere Tage lang gründlich verachtet und selbst Flamery mit Obstsauce wurde beim Abendessen mit melancholischem Kopfschütteln bei Seite geschoben. Das dauerte so lange, als man noch Mutterpfennige besaß und die mitgebrachten Lebensmittel ausreichten. Sämmtliche Provinzen des preußischen Staates hatten zu jener Zeit ihre speciellen Delicatessen nach Potsdam geschickt: die Westfalen brachten Pumpernickel und Schinken, die Pommern Spickgänse, die Märker und Sachsen Würste und dergleichen, die Ostpreußen Königsberger Marzipan, welche Eßwaaren nach und nach brüderlich gemeinschaftlich auf jeder Stube zum Vesperbrod oder Frühstück verspeist wurden.

Die Versetzungen nach Berlin und die Aufnahme der Neuen fanden früher stets zu Ostern statt; allein man fand es zweckmäßig, diesen Wechsel nach den Hundstagsferien festzustellen. Dies geschah zum erstenmal 1827, und ich mußte daher drei Monate länger als ich gedacht hatte, in Potsdam bleiben.

Es war Gebrauch, daß vor der Versetzung nach Berlin alle Cadetten, welche es betraf, in sämmtliche königliche Schlösser geführt und ihnen überhaupt alle darin und anderswo in Potsdam und Umgegend befindlichen Merkwürdigkeiten gezeigt wurden.

Im Schloß in der Stadt bewunderte ich die prachtvollen Zimmer, die Kronleuchter mit ihren großen Kugeln

von Bergkrystall, deren manche 20,000 Thaler kosten sollten — der Kastellan wußte alle Preise sehr genau und auf ein paar Nullen kam es ihm nicht an, — eine Tischplatte aus einem Chyrsopras von 30,000 Ducaten, eben so theure Kamingesimse und noch eine Menge anderer kostbarer und interessanter Dinge.

Sanssouci war mir indessen am interessantesten; jedes Fleckchen erinnerte an den alten Fritz. In seinem Arbeitszimmer lag noch das Buch aufgeschlagen, in welchem er zuletzt gelesen, und fiel mir eine Büste Karls XII. von Schweden auf, die an der Erde stand. Mit ehrfurchtsvollem Schauer setzte ich mich in den Lehnsessel, in welchem der große König gestorben war, betrachtete die Standuhr von Schildpatt, welche im Augenblick stehen blieb, als auch Friedrich des Großen Lebensuhr abgelaufen war, und die seitdem nicht wieder aufgezogen worden ist.

Das prachtvolle neue Palais und besonders der Muschelsaal, der über eine Million Thaler gekostet haben soll, wurde gebührender Maßen angestaunt. Trotz aller Pracht kam mir das neue Palais doch stets wie ein grandioses Mausoleum vor. Damals befand sich auch noch eine schöne Gemäldegallerie in diesem Schlosse, welche später in das Museum nach Berlin kam.

Endlich hatten wir alle Herrlichkeiten besehen, nahmen von unsern Lehrern und Kameraden Abschied und fuhren in zwei oder drei „beskowschen“ Landkutschen mit etwas bangem Herzen nach Berlin ab.

Drittes Capitel.

Das Berliner Cadettenhaus. — Der Feldmarschallsaal. — Der Degen des Kaisers Napoleon. — Uniform. — Waffen. — Der Unterricht. — Mein Hauptmann. — Die andern Officiere. — Herr Dunkel. — Kulmer und Potsdamer. — Herr Kämpf. — Cadettenstreiche. — Die Pagen. — Scene zwischen dem General und einem Cadetten, der Prügel erhalten soll. — Die Linsenverschwörung.

Das Berliner Cadettenhaus liegt in der neuen Friedrichsstraße, und das dazu gehörige Terrain dehnt sich bis an den Königsgraben aus. Mehrere daneben und auf der andern Seite der Straße liegende Gebäude gehören dazu. Das Hauptgebäude ist dreistöckig und bildet ein Quadrat, welches einen großen Hof einschließt, der zum Unterschied von den andern der Quarréhof genannt wurde. Durch jede der vier Seiten des Hauses führt ein Portal. Durch das dem Eingang von der Straße gegenüber liegenden gelangt man in den Deconomiehof; das zur rechten Hand führt in den Lazarethhof, und das links in den großen Hof, auf welchem das „Lehrgebäude" steht, in dem sich außer den zum Unterricht nöthigen Räumen auch der Feldmarschallsaal befindet, der größte Saal ohne Säulen, den es damals in Berlin gab. Seinen Namen erhielt er von den Portraits brandenburgischer und preußischer Feldmarschälle und Generale, welche die Wände bedeckten. An der Hauptwand hing das lebensgroße Porträt des Königs Friedrich Wilhelm III. und zu

seinen Füßen war der Degen Napoleons angebracht. Der Brillantstern, der sich auf dem Griff befunden hatte, war indessen ausgebrochen und die Stelle durch eine Messingplatte verdeckt, auf welcher geschrieben stand, daß Fürst Blücher diesen Degen dem Cadettencorps verehrt habe. Der Mann einer meiner Cousinen, Oberstlieutenant von Keller, hatte ihn wie den ganzen Wagen des Kaisers nach der Schlacht bei Waterloo erbeutet.

Der Feldmarschallsaal wurde zu Bällen und sonstigen Festlichkeiten benutzt; auch fand in ihm das schriftliche Officiersexamen der Cadetten statt. Zum Betsaal war ein Raum im Hauptgebäude, neben dem gleich großen Fechtsaal, eingerichtet worden; beide Säle waren ihrer ausschließlichen Bestimmung gemäß eingerichtet und decorirt.

Auf dem großen Hofe, an dessen Seiten Baumgänge Schatten gewährten und der durch den Garten des Generals und der Compagniechefs — letztere am Canal liegend — verkleinert war, befanden sich Balken, Barren und Recke zum Turnen.

Die dreihundert Cadetten, aus denen das Berliner Corps bestand, waren in vier Compagnien getheilt, wovon jede wieder in Brigaden und Stuben zerfiel. Besondere Schlaf- und Waschsäle gab es in Berlin nicht; die Schlafzimmer jeder Brigade befanden sich neben den Wohnzimmern und enthielten Waschtische. Die Bettstellen waren von Eisen und standen längs den Wänden. — In der Wohnstube hatte jeder Cadet ein an der Wand stehendes Comptoirpult, unter dem sich ein Schrank befand; außerdem standen noch Arbeitstische im Zimmer. Die Gewehr- und Waffenschränke standen auf den Corridors.

Gouverneure gab es in Berlin nicht; allein jede Compagnie hatte einen Officier mehr und außerdem einen Re-

petenten. Die Compagnie befehligte ein Major oder Hauptmann, das Corps der General, der wieder unter dem Generallieutenant von Holtzendorff stand, damaligen Chef sämmtlicher Militärlehranstalten des Staates.

Die Uniform der Berliner Cadetten unterschied sich von der der Potsdamer nur durch weiße Achselklappen und durch Haarbüsche auf den Czakos, wie sie damals die Garde trug: mehr als ellenlange Fischbeine, um welche schwarze Pferdehaare befestigt waren — die ehemals getragenen Boas der Damen waren ähnlich fabricirt — Dinger, die nur dazu erfunden schienen, den Träger des Czakos im Balanciren desselben zu üben, was bei windigem Wetter keine kleine Aufgabe war. Außerdem trugen die Berliner Cadetten Infanteriesäbel an einem schwarzlakirten Bandelier über der Schulter; auch hatten sie zum Exercieren kleine Gewehre mit Bajonets und Patrontaschen, in welche natürlich aber niemals eine Patrone kam, denn es wäre lebensgefährlich für den Schützen gewesen, ein Cadettengewehr abzuschießen.

Jede Compagnie hatte einen halbinvaliden Tambour — natürlich kein Cadet — und ein Dutzend ganz invalider Hautboisten, welche auf diesem Ruheposten allmälig melodisch ihr Leben aushauchten. Alle Signale, zum Aufstehen, Unterricht u. s. w., die in Potsdam durch eine Glocke gegeben wurden, geschahen in Berlin durch die Trommel, wie denn überhaupt der ganze Anstrich der Anstalt schon strenger militärisch war. — Die aus Potsdam und Kulm kommenden Rekruten wurden von den älteren Cadetten im Exercieren mit dem Gewehr eingeübt. Um den Wachdienst zu erlernen, zog auch hin und wieder eine Wache von Cadetten auf.

Die Zahl der am Cadettencorps angestellten Lehrer war sehr groß und belief sich, wenn man die Unterricht gebenden Officiere und Repetenten mitrechnet, wie auch Fecht- und

Tanzlehrer u. s. w., auf etwa fünfzig. An der Spitze des Unterrichtswesens stand damals der bekannte Geograph, Professor Ritter. — Im Allgemeinen kann ich die Art und Weise des Unterrichts, wie er damals in Berlin statt fand, nicht eben besonders rühmen. Die meisten Lehrer orgelten ihr Pensum Jahr aus Jahr ein herunter und schienen sich sehr wenig darum zu kümmern, ob die Schüler etwas lernten oder nicht; das war Sache der Schüler; waren sie faul, so kamen sie eben nicht als Officiere in die Armee. — Ueberhaupt fehlte in der ganzen Anstalt dieser Geist der väterlichen Sorgsamkeit und Liebe zu den Cadetten, wie er sich in Potsdam so schön aussprach, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Mangel der Persönlichkeit des Generals zuschreibe. Wären nicht die vier Compagniechefs, Hauptmann Richter, Major von Scheliha, Hauptmann von Herrmann und Hauptmann von Roberts durchaus tüchtige Männer gewesen, so würde es mit der Anstalt wirklich übel ausgesehen haben.

Das Einzige, worauf die Lehrer — und das thaten nur die tüchtigsten — hinarbeiteten, war, daß der Cadet sein Examen bestand; allein man kann bekanntlich ziemlich unwissend sein und ein solches dennoch ziemlich gut bestehen; denn das bloße Anhäufen einer Menge von Kenntnissen für einen bestimmten Augenblick nenne ich kein Wissen. Sollen die erworbenen Kenntnisse für das Leben Frucht bringen, so müssen sie gehörig verstanden und verarbeitet, sie dürfen nicht nur nothdürftig in den Kopf hineingepumpt werden, sie müssen gewissermaßen Fleisch und Blut geworden sein. Nach dem ersten Jahre im Regiment würden damals nur sehr wenige Officiere im Stande gewesen sein, das Officiersexamen nochmals zu machen. — Solcher Lehrer, die danach trachteten, daß das Gelehrte auch noch nach dem Examen Frucht für das Leben trug, solcher gab es in der Anstalt sehr wenige,

und sie hatten nicht einmal Dank davon, wenigstens nicht von Seiten des Generals. Die Meisten waren froh, wenn ihre Stunde um war, und strichen am Ende des Monats oder Vierteljahrs vergnügt ihren Gehalt ein.

Ich ward der vierten Compagnie zugetheilt, welche unter dem Befehl des Hauptmanns von Roberts stand. Es war dies ein kleiner Mann mit trockener Miene, der auf den ersten Anblick nichts Einnehmendes hatte; allein er war ein trefflicher Mann, der unter seiner ruhigen und nüchternen Außenseite nicht allein einen sehr gesunden Verstand und Menschenkenntniß, sondern auch ein ganz vortreffliches Herz verbarg. Sein Benehmen blieb sich immer gleich; ich habe ihn nie wirklich lachen gesehen; doch war er keineswegs abstoßend finster oder auch nur sehr ernst; sein Gesicht trug fast beständig den Ausdruck einer etwas sarkastischen Heiterkeit, welche sich häufig auch zu einem derartigen Lächeln steigerte, hin und wider selbst von zwei, drei Tönen begleitet, welche entfernte Aehnlichkeit mit leisem Lachen hatten. Zornig oder heftig habe ich ihn gleichfalls nie gesehen, und selten erhob er beim Reden die Stimme. Strafte er, so geschah es mit der allergrößten Ruhe; seine Ermahnungen waren selten, dann aber — gegen mich wenigstens — wohlwollend und väterlich. War man von ihm gescholten worden, so ging man nicht böse von ihm, im Gegentheil, es blieb eine Art wohlthuenden Dankgefühls gegen ihn in der Brust zurück. Niemand verstand es besser als er, seine Cadetten zu beurtheilen und ihrem Charakter gemäß zu behandeln. Es war nicht möglich, ihm ein X für ein U zu machen; ließ er es geschehen, so hatte er seine Gründe dafür; unbemerkt war es sicher nicht geblieben.

Lieutenant Mannkopf, den ich schon von Potsdam her annte, war der erste Lieutenant unserer Compagnie. Er war

derber und rascher in seinem Wesen als der Capitän; allein niemals ungerecht oder gar bösartig. Wenn er ging, so geschah es stets schnell, und dabei pflegte er seine Arme tactmäßig rechts und links zu schleudern, daß er sich manchmal in den Corridors die Knöchel an den Wänden schlug. Wir fürchteten ihn wie das Feuer, denn er war überall, wo man ihn nicht haben wollte und ich, der mir etwas darauf zu gut that niemals erwischt zu werden, bin mehrmals von ihm ertappt worden, zu meiner großen Beschämung.

Der Lieutenant von Kozierowski war ein sehr angenehmer und liebenswürdiger Mann, der aber aus der bestgeklopften Uniform etwas Staub herauszuknipsen und am bestgeputzten Knopf einen Rand zu finden wußte. Er war groß und hübsch, seine Stirn breit, das dunkle Haar etwas kraus, die Zähne, welche er häufig sehen ließ, schneeweiß; sein Wesen stets anständig und freundlich. Wir mochten ihn alle gern und er war mir besonders gewogen.

Der dritte Lieutenant erschoß sich, und an seine Stelle kam Lieutenant Hennig, ein sanfter, herzensguter, munterer Mann, der sich viel mit uns abgab, gelegentlich mit uns tollte und dadurch in hohem Grade unsere Liebe erwarb.

Die Repetenten waren entsetzlich unnütze Geschöpfe und schienen nur dazu da, daß die Cadetten sich über sie lustig machten. Die Officiere gaben wenig auf sie, die Cadetten hatten keinen Respect vor ihnen, und die sogenannten Repetitionsstunden, die sie hin und wider gaben, nützten nicht das Geringste; sie waren das fünfte Rad am Wagen.

Der Repetent bei unserer Compagnie war ein schon über die erste Jugend gereifter Candidat Namens Dunkel. Er hatte blondes, ziemlich langes Haar, eine große Nase, kuriose Augen und eine hohle, stets erhobene Stimme, so daß es immer klang, als rede er aus der Ferne durch ein Sprach-

rohr; dabei hatte er die Gewohnheit, die Diphtongen sehr voll auszusprechen und nicht nur in gewählten Ausdrücken zu reden, sondern auch biblischer Satzbildung den Vorzug zu geben. Er war bei unserer Compagnie die komische Person und wurde vielfältig geneckt. Er war keineswegs bösartig oder einfältig, wenn sich auch nicht läugnen ließ, daß er einen kleinen Stich hatte; allein wehe dem Lehrer einer solchen Anstalt, der nur etwas Lächerliches an sich hat und dies nicht durch andere glänzende Eigenschaften vergessen machen kann.

Dem Fluchen war Dunkel sehr feind und suchte es uns abzugewöhnen. Für Gotts Himmel Donnerwetter! und dergleichen wollte er „ei potz tausend!“ einführen. Es wurde eingeführt, mehr als ihm lieb war, allein neben allen Donnerwettern. Ging er über den Quarréhof, auf den etwa 120 Fenster sahen, so hörte man bald von dieser Seite, bald von jener mit seiner nachgemachten Stimme rufen: „Ei potz tausend! ei potz tausend, wie ist es hier so dunkel!“ und der arme Mann warf seinen Kopf hinüber und herüber wie ein wahnsinniger Kakadu, daß seine sandfarbene Mähne im Winde flatterte, ohne daß es ihm jemals gelungen wäre, einen der Spottvögel zu ertappen. „Ich habe doch nichts Auffallendes,“ pflegte er zu sagen, „als eine etwas große Nase und einen weißen Mantel, und dennoch, wenn ich über den Hof gehe, schreit alles: ei potz tausend!“ — In Bezug auf seine Nase erzählte er mir einst: „In meiner Jugend hatte ich eine kleine Nase, wie Sie; allein ich weiß nicht, wie es zuging, plötzlich bekam sie das Bestreben nach außen und wurde so groß wie sie jetzt ist.“

Eines Abends, wir lagen bereits in den Betten, hörten wir auf dem Gange Dunkel, der einen heillosen Lärm machte und ganz außer sich vor Zorn schien. Er erzählte dem dazu

kommenden Lieutenant in höchster Aufregung: „Als ich in der Finsterniß an meine Thür komme und sie öffnen will, faßt meine entsetzte Hand in eine ekelhafte Feuchtigkeit und ich entdecke, daß ein tückischer Bösewicht meine Klinke mit seinem Speichel besudelt hat. — O, hätte ich den Buben, einen Fußtritt würde ich ihm geben und ins Antlitz würde ich ihm spützen!“ —

In Berlin fand ich eine Menge alte Bekannte, die schon früher von Potsdam dorthin versetzt worden waren; die Andern waren entweder auf Gymnasien vorbereitet und gleich in die Berliner Anstalt gekommen, ihre Anzahl war jedoch nur gering, oder sie waren aus dem Kulmer Cadettenhause.

Wie man beim Zusammenflusse des Mains mit dem Rhein das Wasser beider Ströme noch sehr weit neben einander im Rhein unterscheiden kann, so kannte man auch im Berliner Cadettencorps noch lange Zeit diejenigen Cadetten, welche aus Kulm oder Potsdam kamen; Kenner wollten es sogar noch den Officieren ansehen.

Die Anstalt in Kulm stand damals unter Major von Chapuis, einem sehr strengen Manne, und nach allem, was ich davon hörte, war jene Anstalt nach einem ganz andern Muster zugeschnitten als die in Potsdam. Außerdem entgingen den Kulmer Cadetten manche Vortheile, die wir in Potsdam gehabt hatten. Kulm ist eine kleine Stadt, und die Zahl der Familien, welche Besuche von Cadetten bekamen, war nur sehr gering. Ebenso lag auch keine Stadt, wie Berlin, in der Nähe, und bei der mangelhaften Verbindung und langsamen Reisegelegenheit in damaliger Zeit konnten die meisten Cadetten nur in den längeren Ferien nach Hause reisen. Die „Potsdamer“ waren daher meistens zierlicher und gewandter, während die „Kulmer,“ besonders wenn sie ankamen — Ausnahmen abgerechnet — etwas plump und

verbauert aussahen, so daß wir Potsdamer immer zu sagen pflegten, sie wären erst frisch „in den preußischen Wäldern eingefangen.“ Dafür sahen aber die Kulmer auch gesünder aus, waren im Durchschnitt kräftiger und bei ihrer Ankunft ziemlich braun gebrannt, da sie in der Sonnenhitze einen Theil der Reise zu Fuß machten, während die Potsdamer weiß und roth aussahen. Wer von den Kulmern nicht Gelegenheit hatte, seine Sauvagerie in Berliner Gesellschaften abzuschleifen, nahm sie meistens mit zum Regiment und wurde oft ein sehr diensteifriger, aber auch etwas rüder Officier. Was nun aber Kenntnisse, Fleiß und gutes Betragen anbetrifft, so möchte ich wohl nach meinen Erfahrungen im Berliner Cadettencorps, den Kulmern den Vorzug geben.

Es war natürlich, daß man sich zuerst seinen alten Bekannten anschloß; allein in jenem Alter wird man leicht bekannt, und so befreundeten sich auch nach und nach Potsdamer und Kulmer, besonders wenn sie in einer Classe saßen. Ueberhaupt hielten die Classen zusammen, da in ihnen Altersgenossen waren. Die Cadetten derjenigen Classen, welche bald als Officiere oder Fähnriche in die Armee traten, fingen an sich zu fühlen und mochten sich nicht mehr zu viel mit denen der niedern Classen einlassen, welche sie mit einigem Respect betrachteten, der von ihnen schon als Stubenälteste und Unterofficiere in Anspruch genommen wurde.

Eine gewisse Feindschaft bestand stets zwischen den Officiers- und Fähnrichsclassen, die sich bei vielen Gelegenheiten äußerte. In den letzteren saßen diejenigen Cadetten, welche wegen vorgerückten Alters in die Armee mußten, ohne die erste Classe erreicht zu haben, und die daher Bevorzugte mit einigem Neid betrachteten. Vor der Fechtstunde sah man beide Parteien in langen Reihen Arm in Arm, Rappiere in den Händen, auf dem Hofe umhergehen. Man rannte sich

im Vorübergehen an und es kam zu hitzigen Gefechten, bei denen es Schmarren setzte, ehe die Officiere sich noch ins Mittel legen konnten. Auch die niedern Classen bekämpften sich in Masse, allein mit Fäusten und oft mit solcher Erbitterung, daß die Officiere nur mit Mühe die in einander verfitzten, sich am Boden wälzenden Cadettenknäuel entwirren konnten.

In den Fechtstunden wurde nie mit Drahtmasken gefochten und während des Winters, wenn das Hiebfechten begann, konnte man eine Menge Cadetten mit Gesichtern umhergehen sehen, die Herr Kämpf mit großer Verschwendung an Material bepflastert hatte.

Herr Kämpf, einer der beiden Companiechirungen, war ein kleiner komischer Kerl, dessen Alter zwischen dreißig und sechzig liegen mochte, — Näheres konnte man aus seinem heftpflasterfarbigen Gesicht nicht errathen — mit kurios geschweiften Beinchen, welche einem Rococcotischchen Ehre gemacht haben würden. Uebrigens war er ein bescheidener, ja demüthiger Mann, wenigstens seinem äußern Auftreten nach, wenn auch sein Gesicht für denjenigen, der in dessen nicht überreinlichen Falten zu lesen verstand, hin und wieder verrieth, daß er sich für ein verkapptes Genie hielt und mehr werth als viele, die ihn auslachten:

„Denn ein heilender Mann ist werth wie viele zu achten,
Welcher die Pfeil' ausschneidet, und auflegt lindernden Balsam."

Inoffensiv wie ein Kaninchen, war er denn natürlich häufig das Stichblatt unserer Scherze, wenn wir im Lazareth waren. Dorthin wußte man sich übrigens hin und wider für einige Tage zu schmuggeln, wenn man von zu heftigem Studiren ausruhen wollte. Das hielt nicht schwer, da für unsere Gesundheit große Sorge getragen wurde. Regimentsarzt Baumann in Potsdam pflegte aber jedem Ca-

betten, der ins Lazareth wollte — natürlich mit ärztlich motivirten Ausnahmen — ein Brechmittel zu geben, welches manchen Faulpelz abschreckte.

Herr Kämpf war sehr neugierig und pflegte gern die Gespräche der Cadetten in den Krankenzimmern zu belauschen, da nicht selten Schelmereien gegen ihn ausgeheckt, oder den Gesundheitszustand betreffende vertrauliche Mittheilungen ausgetauscht wurden, welche Kämpf, bloß von seinem medizinischen Lichte erleuchtet, nicht errathen haben würde. Durch einen Krankenwärter erfuhren wir, daß der Doctor den Kamin in ein Dionysiusrohr verwandelt hatte und manchmal hier Posto zu fassen pflegte, wenn alle in den Betten lagen. Da von außen geheizt wurde, so brauchte er nur die Ofenthüre zu öffnen, um jedes Wort zu hören, das im Zimmer geredet ward.

Als uns diese wichtige Mittheilung gemacht wurde, lag mit mir im Krankenzimmer ein Herr v. K., ein junger Mensch von etwa siebzehn Jahren, kräftig wie ein Mann, sehr gutmüthig, aber etwas derb in seinen Reden. Als Kämpf bei seiner Morgenvisite, beladen mit Medizinflaschen und Pulverschachteln in unser Zimmer kam, sagte v. K. zu ihm: „Herr Kämpf, da ist so ein infamer Kerl, der uns immer behorcht.“ — „Oh Herr v. K., oh, wer sollte denn das thun?“ — „Na, es thut's Einer; aber wenn ich ihn erwische, dann hebe ich ihm ein paar Rippen aus“. — „Oh, oh, oh, Sie werden doch nicht!“ entgegnete verlegen lächelnd der Doctor.

Um Gewißheit zu haben und des Scherzes wegen, streuten wir eines Abends frischen Sand in den Kamin, und als wir am Morgen nachsahen, fanden wir richtig die Fußtapfen des Herrn Kämpf, dessen kuriose Fährte gar nicht zu verkennen war. Wir verschafften uns von dem Krankenwärter

die Stiefel, welche der Doctor am Tage vorher getragen hatte, stellten sie in die Fußtapfen und machten die Kaminthür zu. Als der Doctor kam, schrieen wir ihm entgegen: „Herr Kämpf, wir haben ihn, wir haben den Horcher!“ — Er lächelte ungläubig, allein v. K. sagte, er habe den Kerl in den Kamin gesperrt und nur auf ihn, den Doctor, gewartet, um demselben kunstgemäß „ein paar Rippen auszuheben,“ oder alle Knochen im Leibe zu zerbrechen. Wir zogen nun unter Lachen den verlegenen Doctor an den Kamin, und man denke sich sein Gesicht, als er seine Stiefel erblickte, und v. K. schrie: „Hol mich der Deibel, der Kerl ist aus den Stiefeln gewitscht!“ — Das Horchen unterblieb nun einstweilen, denn der Doctor traute dem kräftigen K. gar nicht und fürchtete wahrscheinlich ganz ernstlich, daß ihm einmal ein paar Rippen „ausgehoben“ werden könnten.

Ein Compagniearzt hatte damals in der preußischen Armee nur Unterofficiersrang und wurde gewöhnlich „Pflasterkasten“ genannt. Bei einer großen Parade am Kreuzberg, als Herr Kämpf dem mit der Aufstellung beauftragten Major vom Generalstabe die demselben auffallende Gegenwart zweier Chirurgenassistenten, mit seinem zierlichsten Kratzfuß begleitet, erkären wollte, schnauzte ihn dieser an: „Halt' Er sein Maul, Er verfluchter Pflasterkasten, bis er gefragt wird!“

Als ich einst im Lazareth war und mir mit Versuchen im Oelmalen die Zeit vertrieb, besuchte Major von Scheliha, der Chef der zweiten Compagnie, das Zimmer. Meine Versuche erregten sein Interesse und er war so freundlich, mich an den Zeichnen- und Malstunden Theil nehmen zu lassen, welche der älteste der drei unter seiner speciellen Aufsicht stehenden Prinzen B. bei einem jungen Landschaftsmaler, Namens Brück, hatte.

Der Prinz trug zwar Cadettenuniform, bewohnte aber besondere Zimmer. In einem ähnlichen Verhältnisse zum Cadettencorps stand auch ein Prinz von S.; allein dieser war bereits Officier. Gewöhnlich besuchte derselbe den Unterricht in einem Civilrock; war er aber seines mathematischen Pensums nicht ganz sicher, so zog er die mit dem Stern des Guelphenordens decorirte Uniform an, weil der sehr strenge Lehrer, Lieutenant G., sich vor dem durchlauchtigen Faulenzer nicht im Geringsten genirte, allein aus Respect vor den Officiersepauletts, die er selbst trug, seine Ausdrücke des Tadels bedeutend milderte.

Prinz B. war etwa zwei Jahre älter und ebensoviele Fuß länger als ich, allein ein herzensguter Knabe, mit dem ich mich, kleine Neckereien abgerechnet, sehr gut vertrug. — Unsere Zeichnenstunde fand gewöhnlich während der Parade statt. Kam der Lehrer nicht, so amüsirten wir uns mit Fechten, oder machten Excursionen in das nun vereinsamte Lehrgebäude, in welchem uns der Speicher besonders anzog. Auf demselben standen eine Menge unbrauchbarer oder als veraltet bei Seite gesetzter physikalischer Apparate, die vergessenen Anfänge eines zoologischen Cabinets und kurioser Trödel mancherlei Art. Der Speicher war zwar verschlossen, allein die durch eine Treppe gebildete Oeffnung, welche in den Raum führte, war nur durch Latten verschlossen. Eine derselben wurde durch Herausziehen eines großen Nagels, der stets wieder hineingesteckt wurde, geöffnet, und wir schlüpften hindurch. Der Prinz gab, nachdem er mir den Weg gezeigt hatte, diese Excursionen auf, da er Unannehmlichkeiten mit seinem Gouverneur befürchtete; allein meine Neugierde war durchaus nicht befriedigt, und ich kehrte mehrmals allein auf den Speicher zurück.

Ich amüsirte mich damit, die ganze Einrichtung dort oben auf tolle Weise zu verwirren und stellte unter Andern sämmtliche ausgestopfte Vögel so, daß ihre Schnäbel nach der Wand gerichtet waren, mich im Voraus auf die Verwunderung des etwas einfältigen Aufwärters freuend, der in jenen Regionen als Custos herrschte. Der Mann war denn auch höchlich verwundert, meinte, daß das nicht mit rechten Dingen zugehe und stellte brummend die alte Ordnung wieder her. Sobald ich das bei meinem nächsten Besuche gewahr wurde, begann ich mit großer Geduld das Spiel von neuem, und der Mann gerieth ganz außer sich.

Einst, als ich denselben Streich zum drittenmale wiederholt hatte und eben fertig war, kam der Aufwärter, der wahrscheinlich aufgepaßt und ein Geräusch gehört hatte, eilig zur Thür hinein, so daß ich kaum Zeit hatte, mich hinter einen großen defecten Bären zu verstecken. Der Mann blieb ganz verdutzt stehen und an seinen Blicken sah ich, daß ihm anfing unheimlich zu werden, denn es war bereits dämmerig; die ausgestopften Bestien warfen höchst befremdliche Schatten, und es kam mir bei dem ungewissen Lichte manchmal selbst so vor, als ob sie sich bewegten. Kaum kam mir die Ahnung, daß der Aufwärter sich fürchten könne, so fing ich an, das leise Brummen eines Bären nachzumachen. Wie electrisirt drehte er sich herum und sah dem einige Schritte von ihm auf den Hinterfüßen stehenden Bären ängstlich fragend ins Gesicht, so daß ich Mühe hatte, mein Lachen zu unterdrücken. Das große Thier verbarg mich vortrefflich; im Nothfall konnte ich mich gleich ins Dunkel flüchten und durch mein Katzenloch schlüpfen. Uebrigens dachte ich dem Aufwärter, wenn er etwa dem Bären zu Leibe gehen sollte, diesen vor meiner Flucht auf den Leib zu werfen, zu welchem Ende ich mit beiden Händen in das rauhe Fell faßte. Ich brummte

abermals — ich konnte fast nicht vor Lachen — und bewegte den Bären nach rechts und links. Das Gesicht des armen Kerls wurde plötzlich sehr lang und blaß, seine Augen wurden außerordentlich groß, und als er sich überzeugt hatte, daß der Bär wirklich anfange zu marschiren, rannte er wie besessen zur Thür hinaus und hätte sich nun darauf todtschlagen lassen, daß es auf dem Speicher spuke. Ich schlüpfte lachend durch mein Lattenloch, traute mich aber nicht, diesen Scherz weiter fortzusetzen, da ich fürchtete, daß weniger Aengstliche mir aufpassen möchten.

Ich hatte besondere Gründe mich in acht zu nehmen; denn wenn auch mein Hauptmann über den Streich gelacht haben würde, der General würde ein großes Ereigniß daraus gemacht und die Gelegenheit gern ergriffen haben, mich empfindlich zu strafen. Er konnte es nicht vergessen, daß ich trotz seinem Willen ins Cadettencorps gekommen war und hatte mir bei manchen Gelegenheiten Beweise seiner Ungeneigtheit gegeben; von irgend einer Begünstigung, selbst wenn der Compagniechef darauf antrug, war für mich niemals die Rede.

In frühern Zeiten existirte ein besonderes Pagenhaus; allein damals wurden die Pagen aus dem Cadettencorps genommen und nur bei festlichen Veranlassungen an den Hof beschieden. Der König und die verheiratheten Prinzen hatten besondere Leibpagen; die unverheiratheten, wie auch fürstliche Gäste, wurden von Hofpagen bedient. Für fremde regierende Häupter wurden Leibpagen ernannt. Eines ihrer Aemter war es, die Herrschaften bei der Tafel zu bedienen, hinter dem Stuhle zu stehen, die Speisen, die sie aus den Händen der Lakaien empfingen, zu präsentiren, die Teller zu wechseln u. s. w., auch bei Feierlichkeiten den Prinzessinnen die Schleppe zu tragen.

Die Uniform einiger Leibpagen war sehr hübsch. Zu kurzen weißen Kasimirhosen, weißseidenen Strümpfen und Escarpins trugen sie rothe, reich besetzte Uniformsfracks mit dicken goldenen kandillirten Epauletts, dreieckige Officiershüte ohne Feder, und Degen. Die Uniform der Hofpagen war blau mit rothem Kragen und ohne Epauletts. Es war nicht allein amüsant Page zu sein, sondern auch mit manchen Vortheilen verbunden; denn die Prinzen pflegten ihren Leibpagen gewöhnlich die Officiersequipage oder andere werthvolle Geschenke zu geben, und fremde Fürsten zeigten sich oft sehr freigebig gegen die zu ihrer Bedienung befehligten Pagen.

Mein Compagniechef hatte mich mehrmals zum Pagen vorgeschlagen; allein der General überging mich stets. Als Kaiser Nicolaus zum erstenmal als Kaiser nach Berlin kam, sollte mein Hauptmann aus seiner Compagnie einen Leibpagen für ihn vorschlagen; er wählte mich, allein der General meinte: „es würde mich das bei meiner großen Lebhaftigkeit zu sehr zerstreuen.“ Er wählte den Sohn eines Flügeladjutanten des Königs, obgleich derselbe noch gar nicht in der Classe war, aus welcher die Pagen gewöhnlich gewählt wurden.

Zur Charakteristik des Generals mag folgender Vorfall dienen. Ein Cadet der vierten Classe, der mit mir auf einer Stube lag, hatte sich durch großen Fleiß in der Faulheit ausgezeichnet; der General beschloß ein Exempel zu statuiren und ihn körperlich züchtigen zu lassen. Der Cadet hatte dergleichen schon längst geahnt und — seinen Säbel scharf geschliffen.

Eines Tages, als ich wegen eines leichten Unwohlseins von der Parade geblieben war, sah ich den kleinen W. sehr aufgeregt die Treppe herauf kommen. Ich fragte ihn, was

denn los sei? — allein er antwortete nicht, lief an den Gewehrschrank, um seinen Säbel zu holen, den er als Antwort schwang. Wenn nicht exerciert wurde, gingen wir nämlich stets ohne Säbel zur Parade, die eigentlich nur ein Appell war. W. lief in eins der Wohnzimmer, dessen Thür er verschloß, und dann in das Schlafzimmer, welches keinen besondern Ausgang nach dem Corridor hatte. Da die Thür nicht verschlossen werden konnte, so verbarricadirte er sie vermittelst eiserner Bettstellen. So vorbereitet erwartete er den Feind.

Gleich hinter ihm kam der Beamte, welcher als Profoß fungirte. Dieser bestätigte meine Vermuthung, daß W. „etwas Warmes" haben solle. Da sich dieser jedoch zu der Mahlzeit vergeblich einladen ließ und sich hartnäckig weigerte, seine Citadelle zu übergeben, so ging der Sergeant auf den Paradeplatz zurück, um dem General Meldung zu machen. Dieser kam denn auch sogleich in Begleitung des Lieutenants H. angebraust; allein die verschlossene Thür öffnete sich vor ihnen ebenso wenig.

Ueber der Thür des Wohnzimmers befand sich nach dem Gange zu ein Fenster. Ein Aufwärter mußte durch dasselbe kriechen und die Thür von Innen öffnen. Ich war neugierig auf den Ausgang und hielt mich in der Nähe, ohne mich jedoch den Blicken des mir wenig freundlich gesinnten Generals auszusetzen. Die Thür des Schlafzimmers wurde ebenfalls geöffnet und die Passage frei gemacht; allein W. schwang seinen Säbel und drohte jedem, der ins Zimmer käme, über den Kopf zu hauen. Lieutenant H. ging dennoch hinein, kam aber eilig zurück, denn er erhielt einen Hieb über den Arm. Der General war sehr aufgebracht; er sagte: „Wir wollen doch sehen, ob dieser kleine Bursche es wagt," — allein weiter kam er nicht, denn als er dies sprechend einen Schritt

über die Schwelle that, erhielt er einen Hieb über den Kopf, welcher zwar nur dem Federbusche und Hute des Generals Schaden that, aber doch den schleunigen Rückzug des Besitzers zur Folge hatte, da man natürlich nicht daran denken konnte, gegen ein Kind den Degen zu ziehen.

Der kleine brave Cadet weinte zwar heiße Thränen, allein schrie, daß er sich lieber umbringen, als prügeln lassen wolle, und der General fing an zu kapituliren. Er versprach, daß W. keine Schläge erhalten solle, wenn er seinen Säbel ausliefere. Der Cadet gab seine Waffe heraus, ward übergelegt und erhielt seine Schläge. — Dieser Vorfall fand in demselben Zimmer statt, aus dessen Fenster der Tradition nach ein Cadet, der ebenfalls Schläge bekommen sollte, hinausgesprungen war und den Hals gebrochen hatte. Früher wurde überhaupt im Berliner Cadettenhause weit häufiger gefuchtelt, allein so lange ich dort war, ist der erzählte der einzige mir bekannt gewordene Fall.

Einst fand sogar eine Rebellion im ganzen Corps statt; sie ist in den Annalen des Cadettenhauses unter dem Namen der „Linsenverschwörung“ aufgezeichnet.

Die Speisen waren in Berlin bei weitem nicht so gut, wie in Potsdam. Zum Frühstück erhielt man weiter nichts, als ein sehr kleines trockenes Brödchen, und zum Mittag- und Abendessen zwar dasselbe wie in Potsdam, allein oft ganz abscheulich zubereitet. Besonders zeichneten sich in dieser Beziehung die Linsen aus, die es wöchentlich einmal zu geben pflegte. Da mehrfache Beschwerden gar kein Resultat hatten, so entstand darob eine allgemeine Gährung, nicht unter den Linsen, sondern unter den Cadetten.

Das schlechte Essen derselben war schon seit alten Zeiten ein Gegenstand des Spottes für die Berliner Straßenjugend gewesen, und ein früher übliches Gericht „saure Kaldaunen“

— mir ekelt, wenn ich daran denke! — hatte den Cadetten den allgemein verbreiteten Namen „Kaldaunenschlucker" erworben, welcher die Kaldaunen lange überlebte und wohl heute noch existirt, wenn auch das dazu gehörige Liedchen, welches den Cadetten nachgesungen wurde, vielleicht in Vergessenheit gerathen ist:

Cadet, Cadet, Kaldaunenschlucker!
Cichorienkaffee ohne Zucker,
Rother Kragen,
Nichts im Magen,
Goldne Tressen,
Nichts zu fressen,
Nichts zu brechen, nichts zu beißen,
Könn'n doch große — —.

Dieses Spottlied verursachte häufige Kämpfe mit den Gamins, bei denen die Cadetten ziemlich wirksam von ihren Säbeln Gebrauch machten, so daß diese — in der Scheide festgenietet wurden. Das ward natürlich bald bekannt, und die armen Cadetten waren sehr gedemüthigt. Als ich nach Berlin kam, waren jedoch die Säbel längst wieder von ihrer unwürdigen Gefangenschaft befreit, und wir pflegten, um die trotzigen Straßenjungen zu insinuiren, die Säbel gelegentlich handbreit aus der Scheide zu ziehen. Doch zurück zur Linsenverschwörung.

Einst, während der „Zwischenstunde," ging ein Cadet der ersten Klasse überall umher und wiegelte auf. Der Zweck war, daß an demselben Mittag, wo es Linsen gab, kein Einziger dieselben berühren sollte; wer es wagen würde, sollte „unendliche Keile" genießen. Diese Notiz war für einige „Freßsäcke" nicht unnütz.

Der Mittag kam; die Suppe ward in aller Friedlichkeit gegessen, jedoch hätte der Officier, welcher du jour hatte, an dem Geflüster und an den Winken merken können, daß

irgend etwas im Gange war. — Sobald die Schüsseln mit den Linsen aufgetragen wurden, legte jeder Stubenälteste den Vorleglöffel hinein; der Unterofficier du jour setzte seine Mütze auf, ging auf den endlich aufmerksam gewordenen Lieutenant zu, während im Saal eine Stille herrschte, daß man eine Nadel hätte fallen hören können, und meldete: „Herr Lieutenant, es ist abgegessen.“ — „Es ißt ja niemand!“ rief der Officier und alsbald brachen alle dreihundert Cadetten in ein homerisches Gelächter aus.

Der Lieutenant ging zornig hinaus und kam alsbald mit dem Dienst habenden Compagniechef, Major von Scheliha, zurück. Dieser ließ aufstehen, ohne weiter etwas zu sagen. Die Spannung war bedeutend, denn es verbreitete sich das aufregende Gerücht, es solle nun so lange Linsen geben, bis der Hunger den Trotz breche. Wer Geld hatte, ging zur Marketenderin und verproviantirte den Magen; die Zaghaften wurden ermuthigt und die Hungrigen hofften auf das Abendessen.

Der Abend kam und auf dem Tische erschienen die am Mittage verschmähten Linsen — aufgewärmt. Das war bedenklich; allein niemand aß. Nun wurde die Sache interessant, sie mußte durchgeführt werden, wenn man sich nicht lächerlich machen wollte. Das wurde indessen immer schwieriger, da auch den Marketendern verboten worden war, irgend welche Lebensmittel an die Cadetten zu verkaufen.

Am andern Mittag erschienen abermals die aufgewärmten Linsen und mit ihnen ein anderes unangenehmes Gericht, — der General, begleitet von dem gesammten Officiercorps. Viele von uns sahen verlegen auf ihre Teller, aber niemand aß. Der General fragte einen Cadetten: „Warum essen Sie nicht?“ — Dieser antwortete: „Das Essen ist zu schlecht.“ — „Sie wären froh gewesen, wenn Sie zu Hause solch Essen

gehabt hätten.“ — „Herr General,“ entgegnete der beleidigte Cadet, „der Tisch meiner Eltern ist besser als der Ihrige.“ — Hierauf erfolgte eine Ohrfeige. — Da nun dergleichen Handgreiflichkeiten niemals, selbst nicht einmal in Potsdam vorzukommen pflegten, so entstand ein allgemeines, drohendes Gemurr, als es sich durch den Saal verbreitete: der General hat einem Cadetten eine Ohrfeige gegeben! Selbst die Officiere sahen höchst unzufrieden und verlegen aus.

Das Ende der Geschichte war, daß der General aufstehen ließ, ohne weiter etwas zu sagen, und die Compagniechefs ihren Compagnieen eine derbe Strafpredigt hielten, welcher die Ankündigung folgte, daß sämmtliche Avancirte vier Wochen nicht auf Urlaub und nicht in die Reitstunde gehen sollten. Die Demonstration hatte jedoch Erfolg; die Linsen kamen nicht wieder auf den Tisch.

Am Nachmittage saß ich ganz vergnügt im Keller bei der Marketenderin, die an ihre Günstlinge trotz des Verbots verkaufte, als ich plötzlich am Kellerfenster die Stimme meines Hauptmanns hörte, welcher der Frau ankündigte, daß sie nun wieder verkaufen dürfe. Ich hatte mich sogleich mit dem Stuhle weit zurückgelehnt, um außer dem Gesichtskreise des Hauptmanns zu sein; allein er entdeckte meine in der Luft schwebenden Fußspitzen, beugte sich ein wenig vor und rief mit seinem gewöhnlichen, trockenen, sarkastischen Ton: „O gehen Sie doch gleich zum Unterofficier du jour und lassen sich in Arrest bringen.“

Viertes Capitel.

Der Unterricht. — Unsere Lehrer. — Monsieur L. — Der Mathematiker, Lieutenant G. — Professor Ziesemer. — Dr. Löbell. — Prediger Deibel. — Unterricht in der deutschen Sprache. — Prediger S. — Körperliche Uebungen. — Voltigiren, Turnen, Fechten. — Das Aufnehmen. — Versetzung. — Großer Kummer. — Professor Ritter. — Major von Brandt. — Lieutenant von Forstner. — Das Officierexamen. — Meine Familie in Berlin. — Der Major. — Der kleine Geheime und seine Juno. — Tante Arnim. — Valerie. — Meine Brüder. — Ein friedlich Abenteuer in Tivoli. — Das Zeugniß der Reife. — Oberst von Brünnow. — Das Patent. — Abreise.

Zum Unterricht war das Cadettencorps in vier Klassen getheilt, welche wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfielen, in denen jedoch derselbe Unterricht, obwohl von andern Lehrern ertheilt wurde. Eine Ausnahme bildeten die dritte und zweite Klasse A., in welcher schon im Alter vorgerückte Cadetten zum Fähnrichsexamen vorbereitet wurden. Für manche Zweige des Unterrichts, zum Beispiel in den physikalischen Wissenschaften, die Lieutenant von Forstner vortrug, wurden die verschiedenen Abtheilungen der ersten Klasse combinirt.

Bei meiner Ankunft in Berlin ward ich in die dritte Klasse D. versetzt. Einen neuen Unterrichtsgegenstand bildete in derselben die Waffenlehre. Die passagere Fortification wurde in der zweiten, und die permanente, wie auch Angriff, Vertheidigung u. s. w. in der ersten Klasse vorgetragen.

Es ist eigenthümlich, daß sich fast unter keiner Menschenklasse so viele Sonderlinge finden als unter den Schullehrern.

Ich bin überzeugt, daß es nur wenige Menschen giebt, die sich unter den ihrigen nicht wenigstens eines närrischen Kerls erinnern; im Berliner Cadettencorps gab es deren mehrere.

Herr L., einer der französischen Lehrer, war sicher ein solcher. Es wurde behauptet, er sei ein ehemaliger Pariser Schneider; allein man hatte dafür keinen andern Beweis, als seine schneiderhafte Liebhaberei. Er konnte nämlich keinen Knopf liegen sehen, er mußte sich desselben bemächtigen und ihn in die Tasche stecken. Um ihn zu necken, wurden überall Knöpfe hingelegt, und es war spaßhaft anzusehen, mit welcher List er dieselben heimlich wegzupracticiren wußte. Vor seiner Stunde wurde regelmäßig eine riesige Schneiderscheere oder ein Ziegenbock an die Tafel gemalt. Er betrachtete das Gemälde stets einige Augenblicke und löschte es dann wüthend aus.

Lieutenant G., ein noch junger, blondgelockter Officier von einem Infantrie-Regimente, war unsere bête noire, und man fürchtete ihn so sehr, daß man häufig vor Angst seine ganze Gelehrsamkeit vergaß, wenn man von ihm zur Lösung einer Aufgabe an die Tafel citirt wurde. Ich habe mich in meinem ganzen Leben vor keinem Menschen so gefürchtet, wie vor diesem blondgelockten Lieutenant, der übrigens ein sehr liebenswürdiger und tüchtiger Mann war. Er meinte es aber mit seinem Unterrichte ernstlich und gab sich alle Mühe, uns zum Officiersexamen tüchtig zu machen, denn er behielt seine Schüler durch alle Klassen; eine Einrichtung, die mir sehr vernünftig scheint.

Zu seiner Stunde präparirte ich mich mit äußerster Sorgfalt und stand zu diesem Ende nicht selten schon um zwei Uhr auf; allein dessenungeachtet und obgleich mir die Mathematik besondere Freude machte, konnte ich, der Angst

wegen, ihn doch niemals ganz zufrieden stellen, und wenn er mich bei meinem Hauptmann verklagte, verweigerte mir dieser so lange den Sonntagsurlaub, bis Lieutenant G. wieder zufrieden war. Eine empfindlichere Strafe konnte für mich gar nicht erdacht werden.

Lieutenant G. hatte eine sehr hohe Meinung von der Würde des Officiersstandes, und man kann daher denken, wie sehr ihn Folgendes empören mußte. Ein Cadet, nicht in meiner Klasse, malte vor der Stunde ein Wurzelzeichen ($\sqrt{\quad}$) an die Tafel und hing an diesen Galgen die Caricatur des Lieutenants, leicht erkenntlich an den Locken und den Epauletts; darunter stand geschrieben:

Ganz mathematisch war sein Lebenslauf,
Drum hing er sich an einem Wurzelzeichen auf.

Die ganze Klasse wurde bestraft, da sich in ihr kein Verräther fand, welcher den Caricaturisten angezeigt hätte.

Ein sehr komischer Mann war der alte Professor Ziesemer, der schon gegen dreißig Jahre Lehrer am Cadettencorps war und wie ein Pferd in der Lohmühle alljährlich denselben Cursus durchlief. Vergangenheit und Gegenwart flossen bei ihm ineinander, und er verwechselte manchmal Cadetten der Klasse, in welcher er gerade war, mit früheren Schülern, die vielleicht schon Regiments-Commandeurs. Dennoch sagte er stets: „Ein schlechter Lehrer, der seine Schüler nicht schon nach sechs Wochen kennt.“

Während des Unterrichts — er trug Geographie vor — pflegte er aus Bequemlichkeit die Liste der Schüler auf das erste Pult zu legen, und die Cadetten, welche an demselben saßen, benützten das, um ihren Freunden, oder wer sonst solcher Nachhülfe bedürftig war, einige Kreuze neben den Namen zu machen. Ein Kreuz bedeutete nämlich Fleiß; war jemand unwissend oder faul, dann sagte Ziesemer: „Des

geſt 'ne Noll!" und für Ungezogenheit ſetzte es ein Dreieck in Begleitung einer fürchterlichen Fratze. Nach dieſer Liſte wurde die Cenſur gegeben.

Der Profeſſor, der ſein Heft nicht aus den Händen ließ, obwohl er jedes Wort darin längſt auswendig wiſſen mußte, hatte einige geographiſche Anekdoten und Redensarten, die er ſtets und genau mit denſelben Worten anbrachte. Da er aber nie wußte, ob er dies oder jenes vor zehn Jahren oder vor zehn Minuten geſagt hatte, ſo machten wir uns den Spaß, ihn dieſelbe Anekdote in einer Stunde drei- bis viermal erzählen zu laſſen, wozu es nur eines Stichwortes bedurfte. Er war nur ſo zerſtreut, weil ihm die Pfeife fehlte, und beklagte es oftmals, daß er während des Unterrichts nicht rauchen durfte. Trotzdem conſumirte er monatlich nicht weniger als ſechs Pfund Rauchtabak.

In der zweiten Klaſſe trug damals Dr. Löbell, der ſpäter als Profeſſor nach Bonn kam, neuere Geſchichte vor. Sein Vortrag war höchſt intereſſant; allein ſeine Perſönlichkeit war es nicht minder, und wir alle hatten eine große Zuneigung zu ihm. Vor unſern Neckereien ſicherte ihn das jedoch keineswegs, obgleich dieſelben ſtets ſehr harmlos waren.

Wenn er uns examinirte und mir den Rücken zudrehte, ſo ſchrieb ich Namen und Jahreszahlen mit Kreide auf meine Schiefertafel, die ich zum Frommen fauler Kameraden in die Höhe hielt. Löbell merkte ſehr wohl, daß „vorgeſagt" wurde, konnte aber nicht wegbekommen, daß dies auf telegraphiſchem Wege geſchah; denn wenn er ſich plötzlich umdrehte, lag meine Tafel längſt wieder auf dem Pult und ich machte ein unſchuldiges Geſicht. An meinen lachenden Augen errieth er indeſſen doch den Miſſethäter und beſchul-

digte mich ohne einen andern Beweis. Nun nahmen die Andern unter großem Lärm meine Partei und klagten ihn — obwohl stets unter Lachen — der Ungerechtigkeit an. „Hier in dieser Klasse,“ rief er, „herrscht ein merkwürdiger Geist der Opposition und Sie sind ihr Haupt!“ wobei er auf mich wies. — Als er von dem Streit der Lutheraner und Calvinisten in Bezug auf das Abendmahl redete, konnte ich mich nicht enthalten auszurufen: „Aber ich bitte Sie, Herr Doctor, wie kann man sich über solchen Unsinn streiten.“ Mit einem eigenthümlich vergnüglichen Grinsen stieg er langsam vom Katheder, nahm seine Brille ab, trat gerade vor mich hin und beide Hände in die Seite stellend und sich vorbeugend rief er mit komischem Pathos: „Junger Mensch! Wie können Sie mit einem Wort entscheiden wollen, worüber die geleh — — rtesten Männer Jahrhunderte gestritten haben!“ — Wir verloren ihn höchst ungern. Zum Andenken schenkten wir ihm eine schöne Tasse mit einer Ansicht des Lehrgebäudes, und in der Untertasse standen die Namen der Cadetten unserer Klasse.

Der Geistliche der Anstalt war der Prediger Deibel. Eine Dorfgemeinde soll ihn einst abgelehnt haben, „weil sie den Deibel nicht zum Pfarrer haben wolle.“ Er vertauschte seine Stelle am Cadettencorps mit einer an der Jerusalemer Kirche, verließ uns jedoch nicht gänzlich, indem er bei uns als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur blieb. Der Unterricht dieses ausgezeichneten und liebenswürdigen Mannes war ebenso verständig als interessant. Er bemühte sich nicht, uns eine trockene Literaturgeschichte einzupauken, sondern lehrte uns die Schriftsteller durch ihre besten Werke kennen, die er meisterhaft vorlas und dann besprach. — Von allen Lehrern, die ich jemals gehabt habe, ist mir der Prediger Deibel der liebste gewesen und ich habe nie aufgehört, seiner

mit inniger Verehrung, Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Gott gebe jeder Kirche einen solchen Deibel zum Pfarrer!

An seine Stelle kam Prediger S., der sich seitdem dadurch bekannt machte, daß er die Prediger Preußens englisiren wollte. Er war damals noch ein junger, langer Mann mit Locken à la Jesus, magerem Gesicht und „wundensüßberiecherlichen“ Augen, die ein Wenig geröthet waren, als habe er die ganze Nacht über die Sünden der Welt geweint. Da S. in der That einem leidenden Christus ähnlich sah, so tauften ihn unartige Cadetten „das lange Jesuskind.“ Er war übrigens ein guter Mann und eben kein Fanatiker. Als er uns zur Einsegnung vorbereitete, beschwor er uns eben so herzlich als feierlich, doch ja einst als keusche Junggesellen das Brautbette zu besteigen. Er hatte sich damals gerade verheirathet; allein sein Gesicht war geheimnißvoll wie die Offenbarung, so daß sich nicht erkennen ließ, ob er uns diesen Rath so dringend an's Herz legte, weil er die beseligenden Folgen solcher Tugend, oder die beschämenden des Gegentheils erfahren hatte.

Unterricht in der Musik wurde von Seiten der Anstalt nicht ertheilt; Singstunde gab jedoch an Freiwillige der alte Musikdirektor Leidel, ein Enthusiast, dem oft bei unserm Gesang die Thränen über „die unschuldige Nase“ liefen, wobei er rief: „Meine Herren, Sie glauben gar nicht, wie glücklich es mich macht, hier Unterricht zu geben, nachdem ich mich den ganzen Tag mit dem Viehzeug von Choristen habe plagen müssen!“

Unterricht im Turnen hatten wir nicht; diese Kunst pflanzte sich im Cadettencorps durch Tradition fort; doch zählten wir unter uns ausgezeichnete Turner. Im Voltigiren ward jedoch unterrichtet. Das Fechten lehrten drei tüchtige Meister, Quanz, Flemming und Benecke; der letztere

war mein Lehrer. Zuerst lernten wir das Stoßfechten und erst im letzten halben Jahre das Hiebfechten mit dem geraden Rappier. —

Als die Sommerferien heran rückten, erhielten wir Cadetten der zweiten Klasse von dem Ingenieur, Hauptmann K., praktischen Unterricht im militärischen Aufnehmen, zu welchem Ende wir einige Wochen lang täglich in die Umgegend von Berlin geführt wurden. Zur Erholung gingen wir dann in eins der zahlreichen Wirthshäuser, erfrischten uns durch Essen und Trinken und spielten Billard. Diese ungewöhnlichen Freiheiten hatten für uns großen Reiz, und man freute sich lange vorher auf die Zeit des „Aufnehmens." —

Nicht lange darauf kam die Zeit der Versetzung. Das ganze Cadettencorps mußte sich auf dem Schulhofe klassenweise aufstellen. Die erste Klasse fehlte, da sie in die Armee eingetreten war, und wurde neu formirt, wobei die Namen einzeln aufgerufen wurden. Ich hatte keine Ahnung von dem was mich erwartete. Rechts und links von mir gingen meine Kameraden fort und zur neuen ersten Klasse, nur ich allein blieb in dem leeren Raume stehen, den die zweite eingenommen hatte; mein Name war vom General nicht mit aufgerufen worden. — Einige Wochen vor der Versetzung war ich wegen eines kindischen Streiches sehr hart bestraft worden, und zwar dadurch, daß ich von meiner Charge als „Grenadier" suspendirt und für unbestimmte Zeit in die Compagnie zurückgestellt wurde, wobei ich jedoch das Abzeichen meines Ranges nicht verlor. Ich hatte gemeint, mit dieser Strafe sei alles abgethan, allein der General, der mich von Anbeginn nicht leiden konnte, während mich sonst alle Officiere und Lehrer gern hatten, wünschte mich empfindlicher zu strafen.

Ich kam in die zweite Klasse A, in die Fähnrichsklasse, in welcher für mich nichts mehr zu lernen war, da ich den

Cursus bereits durchgemacht hatte und mehr wußte als ich zum Fähnrichsexamen brauchte. Wäre ich gleich in die Armee geschickt worden, so hätte die Zurücksetzung wenig zu sagen gehabt, und ich wäre vielleicht vor Ablauf des nächsten Jahres Officier geworden; allein das schien der General gerade verhindern zu wollen.

Als er die Front der neuen Klassen hinunterging und zu mir kam, trat ich vor und sagte: „Herr General, alle meine Kameraden sind versetzt worden, ich nicht; haben mich denn die Lehrer nicht versetzt?“ — Er antwortete heftig: „Die Lehrer alle haben Sie versetzt, allein Sie sind kein Subject für die erste Klasse!“ Damit ging er.

Diese Härte, die übrigens von sämmtlichen Officieren und Lehrern gemißbilligt wurde, brachte eine große Veränderung in mir hervor. Zuerst ward ich innerlich grimmig und zu Mord und Todtschlag aufgelegt; ich hätte in die böhmischen Wälder laufen mögen. Da nun aber Der, an dem ich diese Wuth gern ausgelassen hätte, der General, meinem Zorn unerreichbar war, so richtete ich die Rache gewissermaßen gegen mich selbst. Die Mitschüler meiner neuen Klasse nahmen mich mit Freuden auf, und ich machte mich um so mehr beliebt bei ihnen, da ich ihnen an ihren Arbeiten half. Da die Cadetten dieser Klasse, wenn sie das Examen bestanden, als Fähnriche, wenn nicht, als Unterofficiere in die Armee treten sollten, so gefielen sie sich seltsamerweise darin, ein gewisses „kommißmäßiges“ Betragen anzunehmen, wozu ich mich jedoch nicht verstehen konnte. Da ich nun aber doch einmal nicht als Officier „herauskommen“ sollte, da mir Fleiß und gutes Betragen nichts geholfen hatten, so war es mir jetzt auch ganz gleichgültig, was geschah, und ich suchte etwas darin, für einen Cadetten gefährliche Streiche auszuführen. Wurde etwas Tolles oder sonst besonders Unerlaubtes

vorgenommen, dann war ich sicher dabei, und seltsamerweise wurde ich nun, so keck ich es auch trieb, niemals ertappt, und das war gut, denn: „Schlimm hat's, wen man ertappt; ob auch Fabius richte, behaupt' ich's," sagt Horaz.

Besondere Anziehungskraft hatten für mich die geräumigen Keller. Hier bestand eine Zeitlang eine Art „heimlichen Gerichts." „Anpetzer" und „Schuster" wurden in der Dunkelheit überfallen — die Gaserleuchtung war damals noch nicht eingeführt — in den Keller geschleppt und hier von unsichtbaren, aber sehr fühlbaren Fäusten unbarmherzig durchgebläut. Mich trieb jedoch nicht Rachedurst in die finsteren Räume; ich fing an, mich für die Mädchen der Feldwebel-Lieutenants zu interessiren, die in jenen Regionen zu Zeiten zu thun hatten. —

Mein Hauptmann hatte nie mit mir über die mir widerfahrene Zurücksetzung geredet, mir aber den Rath gegeben, die Hefte meiner Kameraden in der ersten Klasse anzusehen, damit ich, wenn ich als Fähnrich zum Regiment komme, bald im Stande sei, das Officiersexamen zu machen. Diesem Rath folgte ich.

Im Herbst, als bald wieder die hübschen Excursionen unter Hauptmann K. beginnen sollten, nahm Lieutenant von Kozierowski, der es sehr freundlich mit mir meinte, in einer Zwischenstunde die erste Klasse zusammen und veranlaßte sie, eine Deputation an den General zu schicken, ihn um meine Nachversetzung zu bitten. Dieses Gesuch, welches von meinem Hauptmann, den Officieren und Lehrern unterstützt wurde, konnte der General nicht füglich ablehnen. Ich kam in die erste Klasse und trat wieder in den Grenadierzug. Dieser, aus lauter Grenadieren bestehend, stand auf dem rechten Flügel des Corps und wurde, altem Herkommen gemäß, von dem ältesten Grenadier geführt. Der war ich, da ich nicht

degradirt, sondern nur suspendirt gewesen war. Der General gönnte mir jedoch die Ehre nicht, an der Spitze des Cadettencorps zu marschiren, und es wurde ein fünfter Porteepée-Unterofficier zum Führen des Grenadierzuges ernannt.

Der vereinigten ersten Klasse hielt Professor Ritter Vorlesungen, die sehr interessant waren; Lieutenant von Forstner trug uns Physik und eine Menge von Wissenschaften auf ik vor, deren Namen die meisten der Zuhörer nicht einmal behielten, was in sofern nicht viel zu sagen hatte, als das, was er vortrug, nicht zum Officiersexamen erforderlich war. Seine Vorträge waren aber unterhaltend wegen der physikalischen Experimente, die er, und allerlei nichtphysikalischer, die wir selbst machten; denn wenn der gelehrte Mathematikus uns auch „meine Herren" anredete, so waren unsere Herrlichkeiten doch hin und wieder noch sehr kindisch.

Major von Brandt trug uns Kriegsgeschichte und zwar in französischer Sprache vor; da nun aber unser französischer Unterricht nicht eben viel werth war, so war kein Cadet im Stande, ordentlich französisch zu reden und nicht eben viele, den Major zu verstehen, der außerordentlich schnell und lebhaft redete. In seinen übrigens sehr geistreichen Vorträgen spielten die Redensarten: pêle mêle, ventre à terre, bride abatue und dergl. eine sehr große Rolle, und ein Cavalleriegefecht war fast ganz aus ihnen zusammengesetzt.

Da ich den schönen Angriff des Obersten Dolffs in dem Reitergefecht bei Hainau schon sehr oft bewundert hatte, so zog ich es vor, als Brandt wieder dies Steckenpferd ritt, mich einstweilen auf dem meinigen zu tummeln und einen begonnenen neuen Roman von Cooper zu lesen. Der Major sah es, nahm das Buch und sagte: „Das ist wirklich zehnmal interessanter als das, was ich Ihnen hier erzähle; bitte, lassen

Sie sich nicht stören, denn Sie sind gerade in der interessantesten Scene."

Lesen war überhaupt meine Leidenschaft; ich that es jedoch mit Auswahl und Vernunft, meist nach den Anleitungen des Prediger Deibel, und ich kann wohl sagen, daß ich meiner Lectüre in jener Zeit mehr Kenntnisse verdanke, als ich durch fleißigeres Folgen der Vorträge hätte erwerben können. Ich las jedoch nicht nur Romane, sondern auch kriegswissenschaftliche Werke, Geschichte, Memoiren, Reisen und selbst philosophische Schriften. Wir hatten eine treffliche Bibliothek, welcher der alte Professor Wippel vorstand, und aus der wir auf einen Erlaubnißschein eines Officiers Bücher erhalten konnten. Diese Bibliothek wurde jedoch im Allgemeinen von den Cadetten nur sparsam benutzt.

Als die ersehnte und zugleich gefürchtete Zeit des Examens heranrückte, sah man die Cadetten der ersten Klasse schon um zwei oder drei Uhr aus den Betten steigen und über ihren Heften sitzen und „ochsen," wie fleißiges Studiren mit dem Kunstausdrucke benannt und neuerer Zeit erst zu „büffeln" potenzirt worden ist. Dabei wurden sie mager und elend und konnten während des Unterrichts die Augen kaum offen halten. Ich entriß mich nur dem Bett, wenn der entsetzliche blondgelockte Mathematikus examiniren wollte, lachte die Anderen aus und war munter und aufmerksam, wenn etwas Neues in den Unterrichtsstunden vorkam. Hatte ich in den Arbeitsstunden nicht gerade eine Arbeit für die Klasse zu machen, so las ich, oder wie die Cadetten es nannten, ich „schmökerte." Oft sagten sie zu mir: „Jetzt lachst du! allein warte nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Deine Schmöker werden dir beim Examen nicht durchhelfen."

Nachdem durch ein strenges Vorexamen die Zulässigkeit zum Officiersexamen erprobt worden war, kam endlich der

gefürchtete Tag, oder vielmehr die Zeit, denn man quetschte uns fast vierzehn Tage lang die in sechs Jahren eingesogene Gelehrsamkeit aus. Den Anfang machte das mündliche Examen, zu welchem wir in das Gebäude der Militär-Examinations-Commission gingen, deren Vorstand General von Steinwehr war, ein Bruder unseres alten, trefflichen Obersten.

Es wurden stets fünf bis sechs Cadetten zusammen examinirt, und mein gutes Glück wollte, daß ich der letzte in der Reihe von solchen war, die sich bei der Erfindung des Schießpulvers nicht betheiligt hatten; im Lande der Blinden ist der Einäugige König, und mein kleines Licht leuchtete wie ein Stern erster Größe, um so mehr, da das Glück half. Der General, der sich für mich interessirte, da er ein Freund unserer Familie war, setzte sich mir gegenüber, als Lieutenant von Felgermann uns in der Erdbeschreibung examinirte. Der General war angenehm überrascht zu hören, daß ich am Hudson, Delaware, Missisippi, Missouri, Ohio und Red River so gut zu Hause war und den Charakter des Landes mit einer Genauigkeit beschrieb, als sei ich dort gewesen. Als wir uns in die Prairien vertieften, machte der General ein Schläfchen, und als er wieder erwachte, zappelte ich bereits in dem Flußnetze der Donau, deren Ufer leider keinen Cooper hervorgebracht hatten. „Ei, ei," sagte Steinwehr, „Sie wissen so gut in Amerika Bescheid und so wenig in Ihrem Vaterlande!" —

Das schriftliche Examen fand in unserem Feldmarschallsaale statt. Für jede Wissenschaft war meistens nur ein und eine halbe Stunde gegeben. Die historische Aufgabe nahm sich in Anbetracht dieser kurzen Zeit höchst komisch aus; sie lautete: „die Geschichte des vorigen Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den siebenjährigen Krieg."

Es ging mir in allen Zweigen vortrefflich, mit Ausnahme der politischen Geographie. Ich sollte das Gebiet zwischen Mosel, Rhein, Maas und Schelde beschreiben! Ich wußte davon herzlich wenig, und ein nahe sitzender Freund, der meine Verlegenheit sah, steckte mir eine Karte zu; allein ich schob sie zurück, da der Aufpasser, Hauptmann Hannemann, Argusaugen hatte und ein Ertapptwerden die Folge nach sich zog, daß man unfehlbar nicht gleich Officier wurde. Ich zog es daher vor — ein leeres Blatt abzugeben, meine Unwissenheit dadurch eingestehend. Die Aufgaben in der mathematischen und physischen Geographie hatte ich indessen gut gelöst.

Nach dem Examen und bis ich mein Schicksal erfuhr, wohnte ich in Berlin bei der Schwester meines Vaters, Frau von Arnim. Sie war der vernünftigen Meinung, daß ich mich nach all den Strapazen erholen müsse, und füllte meine Börse mit ungemeiner Freigebigkeit, so daß ich mich in Berlin amüsiren konnte.

Es ist für jeden jungen Mann von großer Wichtigkeit, welche Kreise er vor seinem Eintritt in die Welt besucht, aber besonders wichtig ist es für einen angehenden Officier, der im Cadettencorps erzogen wird. Treten nicht besondere Umstände ein, so ist darauf zu rechnen, daß der junge Officier der Richtung folgt, die ihm als Cadet gegeben wurde.

Wer nicht schon in diesem frühen Alter die Befangenheit im gesellschaftlichen Verkehr ablegt, wird später noch lange damit zu kämpfen haben und sie nicht allein als eine Störerin seines Lebensgenusses, sondern oft als ein ernstliches Hinderniß seines Fortkommens in der Welt kennen lernen.

Ich war in dieser Hinsicht besonders begünstigt worden. Schon von frühester Jugend an war ich mit Menschen

von allen Ständen zusammengekommen und von allen ohne Unterschied liebreich empfangen worden. Ein angenehmes Aeußere ist ein offener Empfehlungsbrief des Himmels. Wir Geschwister waren alle schöne Kinder. Mein ältester Bruder Eduard war eine Erscheinung, wie sie eine Romanschriftstellerin in Extase setzen würde. Er war groß, schlank und nobel in jeder Bewegung, mild, schweigsam und stolz. Sein ovales bleiches Gesicht war von untadelhafter Schönheit; sein Haar dunkel, ich möchte es schwarzblond nennen, nicht gelockt, seine großen, blauen träumerischen Augen wunderschön geschnitten mit langen, dunkeln Wimpern und überwölbt von regelmäßigen dunkeln Brauen. — Mein zweiter Bruder Louis war ein blühender Knabe mit rundem, offenen Gesicht, hellbraunem Haar und nußbraunen Augen. Ich war der Jüngste von uns Dreien und wurde am meisten von den Menschen verwöhnt. In einer Beziehung war es ein Glück, daß die Mutter uns so frühe verließ; ich würde sonst wahrscheinlich eines der verhätschelten Muttersöhnchen geworden sein, die später sich selbst und der Welt eine Last zu werden pflegen.

Als ich im Potsdamer Cadettenhause war, nahmen mich oftmals Freunde zu ihren Verwandten mit und ich erinnere mich bei dem Commandeur der Garde du Corps, Oberst von Brauchitsch und bei dem Obersten von Lavière gewesen zu sein. Die Artigkeit, mit der ich einst die Tante eines Kameraden empfing, welche ihren Neffen in der Anstalt aufsuchte, gewann mir die Gunst der lieben alten Dame und ich war sonntäglich ihr Gast.

In den kürzeren Ferien ging ich gewöhnlich nach Berlin. In den Pfingstferien 1824, die bald nach meiner Ankunft eintraten, holte mich der Jäger meines Vetters ab, der als Major ein Bataillon des Kaiser Franz Regiments in Berlin befehligte. Er war damals der flotteste und eleganteste Major

in Berlin und seine Frau, Ida v. Arnim-Jahn, die Adoptivtochter meines Onkels Arnim, eine schöne und liebenswürdige junge Frau. Ich wurde dort äußerst liebevoll empfangen. Die Mutter des Majors, Witwe eines Generals, Bruders meines Vaters, lebte damals gleichfalls mit ihren beiden Töchtern in Berlin, von denen die jüngste, Ferdinande, meine Lieblingscousine war. Sie wurde frühzeitig Stiftsdame im Stift Heiligengrabe, wohin sie ihre Mutter mitnahm. Das schöne, sanfte Mädchen sah mit ihrem Ordensbande quer über die Brust und ihrem glänzenden Stiftsstern sehr stattlich aus. — Eine andere Cousine von mir war in Berlin an einen Kriegsrath verheirathet, der später Geheimerath wurde. Diese Cousine war in ihrer Jugend eine sehr große Schönheit gewesen; allein da sie eine Waise und arm war, so lebte sie eine zeitlang in unserem Hause und dann als Gesellschafterin bei der Gemahlin des Kriegsministers. Dort wurde eine Heirath zwischen ihr und dem Secretair des Ministers arrangirt, einem lieben, geschickten, fleißigen Männchen, welches seiner junonischen Ehehälfte bis an den Ellenbogen reichte. Es war höchst spaßhaft die Beiden zu sehen. Wenn der Eheherr zu seiner — Hälfte kann man nicht sagen, denn auf sie kamen gut zwei Drittheile der vereinten Länge — wenn er zu seiner Herrin redete, mußte er stets auf den Zehen stehen und den kahlen Kopf seitwärts zurückbiegen, um ihr ins Gesicht zu sehen. Seine Stimme war dann immer gleich der eines kleinen Jungen, der seine Mama um einen Extra-Apfel bittet, und sie klopfte ihn auf den blanken Schädel, mit tiefer Stimme und im Tone einer begütigenden Mutter redend. Der kleine bescheidene Mann war das Lastthier des Ministeriums und arbeitete von Morgen bis zum Abend. Dabei war er äußerst gefällig, und wenn irgend Jemand von unserer Familie ein Anliegen bei der Regierung

hatte, wußte er es durch seinen geschäftlichen Einfluß zu unterstützen. Er war ein höchst nützlicher Vetter.

Als Haupt unserer Familie wurde die einzige noch lebende Schwester meines Vaters, die schon genannte Frau von Arnim betrachtet. Da sie keine Kinder hatte, so waren die Güter ihres Mannes bei dessen Tode an die Familie Arnim zurückgefallen; allein außer verschiedenen Leibrenten besaß sie auch ein ziemlich beträchtliches Privatvermögen und galt in der Regel für bei weitem reicher, als sie wirklich war. Sie hielt Equipage, Bedienten u. s. w. und machte ein ganz angenehmes Haus. Alles war nett und anständig bei und an ihr und ich fühlte mich in ihrem Hause außerordentlich behaglich. Meine Tante, an der meine Erinnerungen mit ganz besonderer Liebe hängen, war von mittlerer Größe und ein Wenig zur Corpulenz geneigt. Das allmälig ergraute Haar war durch einen glatten schwarzen Scheitel und Haube verdeckt. Unter den ziemlich starken, schwarzen Brauen funkelten nicht eben große, aber klare, freundliche, sehr ehrliche braune Augen, die hin und wieder einen sehr angenehmen schelmischen Ausdruck annehmen konnten. Ihre Nase war eine Corvinische Familiennase, wie sie aus dem Portrait des alten Kürassier-Generals, meines Großvaters herausschaute; nicht dünn und nicht klein, etwas gebogen in der Mitte. Die Wangen waren fleischig, aber etwas flach und hängend, wodurch das Kinn etwas kurz erschien; der Mund, dessen Oberlippe ein ganz klein wenig vorstand, trug den Ausdruck herzlicher Güte. Es war aber Leben und Festigkeit in dem lieben Gesicht.

Ihr Charakter war auf das Höchste achtungswerth und liebenswürdig. Selbst durch und durch rechtlich und von ächt adeliger Gesinnung im besten Sinne des Wortes, war sie keiner auch nur den Schein der Zweideutigkeit an sich

tragenden Handlung fähig. Ueber Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit konnte sie sich ereifern; allein in ihrem Urtheil über die Menschen, welche sich derselben schuldig machten, war sie dennoch niemals hart und lieblos. Obwohl anscheinend nicht leicht gerührt war sie doch außerordentlich theilnehmend bei Anderer Unglück, und traf dasselbe eine ihr näher stehende Person, so dachte sie so beständig daran, daß sie förmlich krank davon wurde. Deshalb fürchtete sie auch nichts so sehr als Gemüthsbewegungen, und als sie älter und schwächer wurde, hielt sie dieselben mit einer Sorgfalt von sich, die oft wie Fühllosigkeit und Egoismus aussah, wovon ja übrigens das Alter selten ganz frei ist. Trotzdem war sie keineswegs zaghaft, sondern in ihrem Geist kühn und muthig und eine würdige Tochter eines kriegerischen Geschlechts. Nie würde sie einen Mann von Kampf und Gefahr weichlich abgehalten haben und ein zaghafter Mann konnte ihres Spottes gewiß sein. Wunden erschreckten sie nicht, ja sie war sogar im Besitz eines in der Familie vererbten Mittels zum Blutstillen und Heilen, welches nur eine Frau einem Manne der Familie und umgekehrt mittheilen durfte. „Ein paar Wunden schaden Dir nicht," sagte sie einst zu mir, „und es ist recht gut, wenn Dir etwas von Deinem wilden Corvinischen Blute abgezapft wird."

Alle Morgen vor dem Frühstück las sie den „Morgensegen" nämlich ein Kapitel aus einem vernünftigen Gebetbuche von Witschel, oder aus den „Stunden der Andacht." Pietisten waren ihr ein Greuel und ihr Lieblingsprediger war Deibel, den sie auch persönlich sehr hochschätzte. Für den König Friedrich Wilhelm III. hatte sie eine große Anhänglichkeit und Verehrung und um ihn zu sehen, ging sie manchmal ins Theater, da sie den Hof nicht besuchte. Diese Anhänglichkeit an den König und ein wenig Gicht trieben sie all-

jährlich nach Teplitz, und daß der König einst mit ihr die Bälle eröffnete, war für sie eine sehr schmeichelhafte Auszeichnung. Sprach man in ihrer Gegenwart von den Erwartungen, die Viele von dem damaligen Kronprinzen hegten, dann ging sie kopfschüttelnd auf und ab, und fragte man sie um ihre Ansicht, so antwortete sie durch eine eigenthümliche Handbewegung und das Wort: „Pietist!" —

Der Kronprinz galt aber nicht nur für pietistisch, sondern auch für sehr witzig und so oft ich zu meiner Tante kam, war ein neuer Witz von Hofe berichtet worden. Ich will nur einige anführen, üm den Genre derselben zu zeigen.

Einst bei Tische fragte der Kronprinz: „Wer ist der größte Zauberer in der Gesellschaft?" — Er mußte selbst antworten: „Se. Majestät der König, denn er hat einen Strauß in einen Dompfaffen verwandelt." Der Prediger Strauß hatte nämlich damals eine Stelle am Dom erhalten.

Einem Minister, der weder das Pulver noch die deutsche Grammatik erfunden hatte, gab er einst folgendes Silbenräthsel auf: „Die erste frißt's Vieh, die zweite fehlt Sie, das Ganze sind Sie." Der Minister von Kleewitz konnte das Räthsel nicht rathen, weil ihm die zweite eben fehlte.

Eine geistreiche Prinzessin quälte die Gesellschaft nicht selten mit Räthseln. Einst hatte sie sich bei Tafel einen neben ihr sitzenden alten General als Opfer ausersehen, so daß diesem der Angstschweiß ausbrach. Die Prinzessin hielt ihm einen blanken, silbernen Löffel vor das Gesicht, bewegte ihn schnell hin und her, so daß er im Sonnenlicht funkelte und fragte: „Was ist das?" Der General sah sehr dumm und verlegen aus, als ihm der Kronprinz schnell die Lösung ins Ohr flüsterte. Mit freudestrahlendem Gesicht rief der General mit der Vehemenz einer platzenden Granate: „Löffel-

gans!" Es soll eben kein „Silberblick" gewesen sein, den die Prinzessin ihrem unartigen Schwager zuwarf.

Doch zurück zu meiner Tante.

Sie war sparsam und ordentlich in Geldsachen und wenn auch nicht geizig, so freute es sie doch ungemein, wenn sie einen Profit durch glücklichen Verkauf ihrer Staatspapiere machen konnte. Einst hatte sie durch rechtzeitigen Kauf und Verkauf mehrere Tausende gewonnen und galt nun in ihrer Gesellschaft für eine tiefe Kennerin der Politik. War irgend eine Krisis im Werk, dann versammelten sich bei ihr eine Menge alter adeliger Damen, die von ihren Renten lebten, um das Orakel aus ihrem Munde zu vernehmen. Da kam die „Excellenz Beville", die Recken, die Krummenseen, die Scheven und wie sie alle heißen. Die Politik, welche in diesem Kreise verarbeitet wurde, war höchst komisch und die Urtheile über die Russen, die Polen, die Belgier, die Spanier u. s. w. unerklärlich für jeden, der nicht wußte, daß nicht die Völker, ja nicht einmal deren Regierungen, — sondern nur deren Staatspapiere gemeint waren.

Die Tante hatte eine alte Freundin, die mit ihr in Heiligengrabe Stiftsdame gewesen war. Es war dies ein Fräulein von Retzdorf, die wir alle aber gewöhnlich „Tante Retzchen" nannten. Sie besaß sämmtliche gute Eigenschaften der Tante und vielleicht noch in höherem Grade. Sie begnügte sich mit der zweiten Stelle, nicht etwa weil sie sich untergeordnet fühlte, sondern nur, weil die Tante die zweite Stelle nicht eingenommen haben würde. In dieser Freundschaftsehe, wie ich ein solches Verhältniß nennen möchte, war sie die Frau und die Tante der Mann. Zog die Tante aus, dann wußte es Fräulein v. Retzdorf stets so zu arrangiren, daß sie in demselben Hause, oder doch wenigstens gegenüber eine Wohnung fand; denn trotz aller Freundschaft liebte sie die

Unabhängigkeit. Alle Morgen kam sie zur Tante und die beiden Damen blieben zusammen bis zum Abend.

Wir hatten Tante Retzchen alle außerordentlich lieb und betrachteten sie als zur Familie gehörig. Entstand irgend wo eine Mißhelligkeit in derselben, so machte sie die Vermittlerin und redete uns bei der Tante das Wort.

Im Hause meiner guten Tante fühlte ich mich mehr zu Hause wie in dem meiner Eltern. Beide treffliche alte Damen nahmen innigen Theil an meinen kleinen Erlebnissen und waren immerfort darauf bedacht, mir irgend eine Freude zu machen, und da sie eben nicht viel zu thun hatten, so drehten sich, wenn ich im Hause war, alle Arrangements um meine kleine Person.

Gab die Tante Gesellschaften, so mußte ich die Honneurs als Sohn vom Hause machen, die Gäste empfangen und die Damen in den Salon führen, auf welches Amt ich nicht wenig stolz war. Zuweilen wurde auch nach dem Clavier getanzt. Höchst spaßhaft war es für mich, wenn die Tante vor einem solchen Gesellschaftstage mit Tante Retzchen die Spielpartieen arrangirte. Die Rücksichten, welche dabei zu nehmen waren, erinnerten mich an jenen Fährmann, der einen Wolf, eine Ziege und einen Kohlkopf über den Fluß zu setzen, in seinem Kahn aber nur Platz für einen der Gegenstände und dabei zu berücksichtigen hat, daß Ziege und Kohlkopf, oder Ziege und Wolf nie gemeinschaftlich an einem Ufer gelassen werden dürfen. Die Gründe, weshalb diese oder jene Personen nicht in eine Parthie zusammengebracht werden durften, waren oft so originell und possierlich, daß ich die Consultation durch mein tollstes Gelächter unterbrach. Ich erfuhr bei solchen Gelegenheiten die geheime Geschichte sämmtlicher adeligen Familien und ihre diplomatischen Beziehungen zu einander. Es war dabei auch nicht die geringste

Bosheit im Spiel; man handelte die Dinge einfach als für den Zweck zu berücksichtigende und unzweifelhafte Facta ab.

Zu jener Zeit hielt eine Generalin von Saldern, die ein schönes, großes Haus nebst Garten unter den Linden besaß, täglich offenes Haus für einen zahlreichen Kreis, zu dem auch meine Tante gehörte. Ich wurde dort eingeführt. Die Excellenz von Saldern war sehr reich, sehr alt und sehr verehrt. Als ich vorgestellt wurde, sprach sie ein Paar freundliche Worte mit mir, ich küßte ihre Hand und damit war ich ein für alle Mal eingeladen. Bei ihr waren die angesehensten Excellenzen, Gesandte, Minister, Generäle versammelt und addirte man deren Alter, so kamen entsetzlich viele Nullen heraus. Anfangs war ich der einzige junge Mensch dort und den Czacko in der Hand, den Säbel umgehängt, stand ich den ganzen Abend da und amüsirte mich, so gut ich konnte. Das wurde mir nicht schwer, denn ich beobachtete und hörte der oft sehr interessanten Unterhaltung an den Spieltischen zu, sobald das schicklicher Weise geschehen konnte. Häufig nahm auch Dieser oder Jener freundlichst Notiz von mir. Später wurde dann noch eine Menge junger Personen eingeladen und wir etablirten uns in einem besonderen Saal, dessen Flügelthüren wir oft schlossen, um nicht die ernsthaften alten Herrn und Damen in ihrem Spiel zu stören. Oft wurde auch eine Lotterie von allerlei Dingen veranstaltet, welche die Generalin von armen Leuten anfertigen ließ, um dieselben zu unterstützen.

Ein rothangestrichener Tag in meinem Kalender war es aber stets, wenn ich meinen Freund Gustav v. P. im Hause seiner Eltern besuchte. Unter seinen zahlreichen Schwestern war eine, zwei Jahre jünger als ich, Namens Valerie. Sie war ein reizendes Kind und schon als Potsdamer Cadet verliebte ich mich sterblich in sie. Meine Liebe, oder vielmehr

Anbetung, wurde natürlich bald bemerkt und wir Beide wurden vielfach geneckt. Dies zarte Verhältniß bestand mehrere Jahre lang, ohne daß es zum Aussprechen der Gefühle kam. Das Aeußerste, das ich wagte, war ein heimlicher Kuß auf ihre — lang herabhängenden Haarflechten. Meine Malerei bot mir oftmals einen Vorwand, Mittwochs oder Sonnabends in die Stadt zu gehen und ich versäumte nie, mir einen Auftrag von Gustav für seine Eltern geben zu lassen. Klingelte ich, dann fügte es immer „der Zufall," daß Valerie öffnete. Dann standen wir im Vorzimmer einander lange stumm gegenüber, sie über und über roth und ich mit laut klopfendem Herzen, in dem ich verlegen wie ein Bauernjunge die Mütze in den Händen drehte.

Anderen Mädchen gegenüber war ich keineswegs so blöde und sie waren nicht alle so verschämt, wie Valerie. Durch den Hauswirth meines Vetters, des Majors, der ein sehr reicher Kaufmann war, wurde ich auch in einem sehr angenehmen „bürgerlichen Kreis" eingeführt. Es waren dort freilich nicht so viele Excellenzen und nicht so viele Hochgeboren; allein es war da mehr und besser zu essen und zu trinken, was bei einem Cadetten sehr in die Waagschale fällt, und auch etwas mehr Heiterkeit. Unter diesen Bekannten war eine reiche Wittwe, die eine wunderschöne sechszehnjährige Tochter hatte. Einst war ich dort zum Ball eingeladen. Beim Abendessen ward viel Champagner getrunken und wir wurden alle sehr munter, besonders als mehrere ältere Respectspersonen sich zurückgezogen hatten und dem jungen tanzlustigen Volke der Ballsaal überlassen wurde. Zu einer Quadrille fehlte eine Dame und es ward vorgeschlagen, daß ich als Dame figuriren solle. Ich ließ mir das gefallen und sogar zum Zeichen meiner Jungfrauschaft ein Häubchen aufsetzen.

Als der Tanz vorüber war, ging ich in ein einsames Nebenzimmer und warf mich etwas erschöpft in einen Sessel. Gleich darauf kam die Tochter vom Hause herein, ein Mädchen mit braunen Locken, blauen Augen, frisch wie Hebe und von wunderschönen runden Formen. Champagner und Tanz hatten ihre natürliche Lebhaftigkeit noch gesteigert; sie lief auf mich zu, faßte mich mit ihren köstlichen, warmen, nackten Armen um den Hals, sagte eilig: „Du bist ein ganz wundersüßer Junge!“ und gab mir einen glühenden Kuß gerad auf den Mund. Ich sah ihr in die blitzenden Augen und flüsterte: „Schenk mir die Blume,“ auf welche ich zeigte. Sie bog sich nieder und sagte: „Nimm!“ — Mit „keckem Finger“ wagte ich das Abenteuer, bei dem weisere Leute als ich gezittert haben würden, — wie ich es that. — Zweimal sechszehn Jahr, Champagner, Tanz und der warme, köstliche Duft! Ich wurde in noch nie empfundener Weise berauscht, — ich schlang meine Arme um den schönen Hals und gab den Kuß zurück, — und noch einen — und noch einen längeren; allein sie riß sich los und floh, den Finger an den Lippen, mit einem „parthischen Blick“ — wie ein englischer Novellist sagen würde, — in ein dunkeles Nebenzimmer, dessen Thür halb offen blieb. Ich sprang auf, — als ein langweiliger Assessor aus dem Saal hereintrat, der all seine Rathshoffnungen darum gegeben haben würde, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre, denn er strebte nach der Hand des schönen Mädchens und dem was sie darin hatte. —

In den Hundstagsferien reiste ich stets nach Halberstadt. Dort war nun auch mein ältester Bruder. Er hatte schon als Fähnrich seinen Abschied nehmen müssen, da seine Gesundheit zu schwach war. Vom Stiefvater abhängig zu sein, kränkte ihn zu tief und er arbeitete mit fieberhaftem Eifer am Gericht, wo man ihn einstweilen ohne Gehalt

angestellt hatte. Nach etwa sieben Jahren hatte er sich todt gearbeitet. Er starb, gerad als er eine Stelle als Registrator mit ziemlich gutem Gehalt bekommen sollte. — Mein Bruder Louis, der wegen seines steifen Fußes nicht Soldat werden konnte, zeigte Lust zum Forstfach; allein darin war auch sein Bein ein Hinderniß. Er hatte weder Neigung zur Jurisprudenz noch zur Medicin und entschloß sich plötzlich, Thierarzneikunde zu studiren, wozu ihn hauptsächlich seine große Liebe zu Pferden und Hunden bewog. Damals gab man sich viel Mühe, Leute aus guten Familien zu diesem Studium zu bewegen und die Tante versprach Hülfe. Mein Bruder kam nach Berlin und studirte dort mit Lust und Liebe das erwählte Fach.

Schon vor der Prüfung hatte man uns, wie in Potsdam, in alle königlichen Schlösser und merkwürdigen öffentlichen Gebäude geführt, wie das Zeughaus, Gießhaus, Münze, Modellhaus, Kunstkammer u. s. w.; wir hatten den Schießübungen der Artillerie und den Uebungen der Pionniere beigewohnt, waren nach Spandau geführt worden, um die Festungswerke zu besehen, hatten schon früher Ausflüge nach Freienwalde und Neustadt-Eberswalde gemacht und die in jener Gegend liegenden Hütten und Hammerwerke besucht. In den Theatern hatten wir Cadetten unsere Logen, und große Paraden und Manöver hatten wir zur Genüge gesehen; allein es gab doch noch vieles in Berlin, was mir unbekannt war, und dazu gehörten namentlich öffentliche Vergnügungsorte.

Meistens war ich mit Freund Gustav v. P. zusammen, der sein Fähnrichsexamen gemacht hatte und in Berlin bei seinen Eltern wohnte. Damals war Tivoli am Kreuzberge en vogue, und die Berliner waren ganz närrisch auf das Rutschen.

Als wir eines Abends dort waren, nach Herzenslust gerutscht, gut gegessen und unsere Cadettenköpfe durch eine Flasche Rheinwein ein wenig illuminirt hatten, amüsirten wir uns mit Schaukeln und dachten nach Hause zu gehen, als wir nicht weit von uns einen alten Mann in abgeschabter schwarzer Kleidung stehen sahen. Nachdem wir die Schaukel verlassen hatten, setzte er sich vorsichtig hinein und versuchte, sie zu bewegen. Als ihm das nicht gelingen wollte, machten wir uns den Spaß ihn zu schaukeln. Er gestattete es ohne Umstände, da er uns für junge Burschen hielt, die zu diesem Geschäft angestellt wären, erschöpfte sich aber in Dank, als er seinen Irrthum erkannt hatte.

Nachdem wir ihn verlassen hatten, sahen wir ihn unschlüssig hin und her gehen und man merkte, daß er nicht recht wußte, was er mit sich selbst in Tivoli anfangen sollte. „Höre," sagte ich zu meinem Freunde, „das ist gewiß ein Fremder, der zum erstenmal in Berlin ist; komm wir wollen ihm alles zeigen." Wir gesellten uns zu dem alten Manne, boten ihm unsere Dienste an und erfuhren, daß er Neumann heiße und Pfarrer in einem märkischen Dorfe sei, dessen Namen ich vergessen habe; daß er im Begriff stehe, eine Kinderschrift drucken zu lassen und daß dies wichtige Geschäft ihn nach Berlin geführt. Wir fragten ihn, ob er denn schon gerutscht habe? — „Ach nein," antwortete er, „das ist mir zu theuer; da man aber so viel von Tivoli redet und lies't, so wollte ich doch die vier gute Groschen Eintrittsgeld daran wagen, um wenn ich nach Hause komme, meinen Kindern — irre ich nicht, so nannte er zehn! — davon erzählen zu können." Wir kauften sogleich einige Billets an der Kasse, und mein Freund stieg mit dem alten Herrn in den kleinen Rutschwagen, während ich eine Flasche Champagner bestellte, denn ich hatte ihn eingeladen, ein Glas Wein mit uns zu trinken. —

Als er ganz entzückt von der schnellen Fahrt auf dem Rutschberg in den Saal trat, bot ich ihm ein Kelchglas und wir tranken auf das Wohl seiner Familie. Kaum hatte er gekostet, so setzte er das Glas ab und sagte: „Das ist ein sehr köstlicher Wein; nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich nach seinem Namen frage.“ Als ich Champagner nannte, wurde er ganz gerührt und rief: „Du lieber Gott, also das ist Champagnerwein! Ich bin nun über siebenzig Jahre, habe so oft davon gelesen und ihn nie gekostet. Was werden meine Kinder dazu sagen, daß ich Champagner getrunken habe!“

Da er wahrscheinlich lange nichts gegessen hatte und Wein nicht eben gewohnt war, so stiegen ihm die paar Gläser schnell zu Kopf und wir sahen wohl ein, daß wir den alten guten Mann in sein Logis begleiten mußten; allein er wohnte bei einem Tagelöhner aus seinem Dorfe, in der — Oranienburger Vorstadt, die eine Meile von Tivoli entfernt liegt. Da nun von Gehen nicht die Rede sein konnte und es überdies anfing zu regnen, so mußten wir einen Wagen nehmen, wozu eben noch der Rest unserer Kasse ausreichte.

Der alte Herr wußte gar nicht, was er uns Liebes sagen sollte, und als er erfuhr, daß wir eben unser Examen gemacht hatten, meinte er, zwei so vortreffliche junge Leute würden gewiß bestanden haben. Plötzlich rief er: „O Himmel!“ erblaßte und wollte aus dem Wagen springen. Wir dachten, ihm werde unwohl, allein es war ein größeres Unglück, er hatte — das Manuscript seiner Kinderschrift vergessen, welches er bei dem Portier niedergelegt, da man ihn — vor den Berliner Taschendieben gewarnt habe! — Gustav stieg ab, lief zurück und holte den Schatz, wofür der gerührte Verfasser seinem Buchhändler Auftrag zu geben

versprach, jedem von uns ein Exemplar einzuhändigen. Es klang das fast wie Ironie; allein daran dachte die ehrliche Seele nicht, und als er sich unsere ihm nach vielem Weigern gesagten Namen notirt hatte, versprach er, dieselben stets in freundlichem Andenken zu bewahren.

Wir lieferten ihn endlich wohlbehalten an seinen bescheidenen Wirth ab, der nicht wenig erstaunt war, seinen ehrwürdigen Gast von zwei „Kaldaunenschluckern“ ziemlich „halb sieben“ heimgebracht zu sehen.

Dies kleine Abenteuer hat mir stes eine angenehme Erinnerung verursacht, und ich habe mich oft im Geist in die bescheidene Pfarrwohnung jenes märkischen Dörfchens versetzt und den einfachen alten Seelenhirten seinen ebenso einfachen Kindern von den Wundern Berlins, seiner ersten Kutschfahrt, seinem einzigen Champagnerrausch und den beiden Cadetten erzählen hören. —

Hin und wieder ging ich in das Cadettenhaus, um meine Kameraden zu besuchen, von denen einige wie ich mit Schmerzen das Resultat des Examens erwarteten. Die Nachrichten von der Examinations-Commission gelangten oftmals, bevor sie officiell wurden, ins Cadettenhaus. Als ich eines Nachmittags, um vielleicht etwas Neues zu erfahren, dorthin ging, fand ich einen sehr niedergeschlagenen Kameraden auf seinem Bette liegen, der mir mit trübseliger Miene sagte, ich habe das Examen bestanden, allein er habe „Bedingungen;“ das heißt, er wurde einstweilen Fähnrich, bis er in denjenigen Wissenschaften, in welchen er nicht genügt, beim Regiment eine nachträgliche Prüfung bestanden und die Commission in Berlin mit den eingesandten Arbeiten sich zufrieden erklärt haben würde. — Ich erhielt denn auch bald das vom General von Steinwehr unterzeichnete „Zeugniß der

Reise zum Officier," in welchem jedoch die „Weisung" enthalten war, mich in der politischen Geographie noch zu vervollkommnen.

Ich war also nun Officier, hatte jedoch noch keine Anstellung und es konnten bis zur Ankunft derselben noch einige Wochen vergehen. Vor dem Examen hatte man uns gefragt, zu welchem Regiment wir zu gehen wünschten. Diese Wünsche wurden dem Kriegsministerium eingereicht und berücksichtigt, wenn es die Verhältnisse irgend erlaubten. Ich hatte mich zum Kaiser Franz Grenadier-Regiment aufschreiben lassen, da ich gern in Berlin bleiben wollte, wo ich so viele Verwandte und Bekannte hatte. Meine gute Tante hatte mir meine Equipirung auf das Reichlichste und Eleganteste zum Geschenk gemacht; es war alles fertig bis auf die Regimentsabzeichen, und ich mußte noch in Cadettenuniform umhergehen!

Um die Qual dieser Uebergangsperiode abzukürzen, beschloß ich, eine kleine Reise nach Schwedt an der Oder zu machen. Während meiner Cadettenjahre hatte ich oftmals in großer, frakturartiger Schrift geschriebene, mit fünf mächtigen Siegeln bedruckte Briefe aus dieser Stadt erhalten; sie kamen von meinem alten Pathen von Brünnow, einem Obersten außer Dienst, der in dem sehr freundlichen Städtchen seine Pension verzehrte. Einige Cadetten, deren Eltern ebenfalls dort lebten, hatten mir so viel Sonderbares und Liebes von dem alten Herrn erzählt, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, die am Taufstein gemachte Bekanntschaft zu erneuern.

Mein Pathe war schon achtzig Jahr alt und Junggeselle; er wohnte mit zwei alten, gleichfalls unverheiratheten Schwestern zusammen. Er trug beständig Uniform und dazu den Federhut. Alle Morgen um sechs Uhr stieg er zu Pferde

und ritt zwei Stunden spazieren; dasselbe that er des Abends um diese Zeit, und jedermann in Schwedt kannte den eigenthümlichen, bequemen Galopp seines Pferdes. Alle Frauen und Mädchen der Stadt und Umgegend kannten den alten Obersten, ließen sich von ihm necken und gingen auf seine oft derben Scherze ein, besonders die Bauernmädchen. Am Markttage ritt er über den Markt, und fand er dort einen seltenen Vogel oder Fisch, so ließ er ihn sich nach Hause tragen, denn er unterhielt sich damit, Vögel und Fische aus den natürlichen Federn und Schuppen auf einer Fläche zusammenzusetzen und Schnäbel, Füße und Flossen durch Malerei zu ergänzen. Alle Wände waren mit diesen Kunstwerken überdeckt.

Ich mußte den alten Herrn stets auf seinen Spazierritten begleiten. Kamen wir am Morgen zurück, dann lagen die an einem schönen freien Platz wohnenden Damen Schwedts im Fenster, um die frische Morgenluft zu genießen, und der Oberst nöthigte mich dann stets, in zierlichem Galopp den Platz zu umreiten, während er an einer schmalen Seite hielt, und dann in der Carriere auf ihn zuzukommen, worüber der alte Braune, den ich ritt, äußerst erstaunt war.

Von Schwedt aus besuchten wir die Eltern eines Cadetten auf ihrem schönen Landgute. Es waren da noch andere Kameraden zum Besuch und schöne schwarzäugige Schwestern und blauäugige blonde Cousinen, — kurz es war wunderschön und ich war ganz außer mir vor Vergnügen. Bei Tisch schenkte mir eines der schönen Mädchen eine Aster. Der Stengel brach ab und da ich gesagt hatte, daß ich die Blume dennoch ihr zu Ehren tragen wolle, wo sie jeder sehen könne, befestigte ich sie mit einer Stecknadel an meiner Stirn, so daß mir das Blut über das Gesicht lief. Mein

alter Pathe verwies mir meine Wildheit und sagte, mit dem Finger drohend: „Nehm' Er sich vor den drei W's in Acht: Wein, Weiber, Würfel!"

Als ich nach einem höchst vergnügten Aufenthalt in Schwedt endlich nach Berlin zurückkehren wollte, schenkte mir mein alter Pathe einen schönen Geldbeutel voll neuer Thaler, zwischen denen hie und da ein Friedrichd'or funkelte, ferner ein Paar weiße seidene Strümpfe und schöne Schuhschnallen, denn er hatte vergessen oder es nicht erfahren, daß seit kurzem die Escarpins und kurzen Hosen, die sonst zur Galatracht der Officiere gehörten, abgeschafft waren.

Bald nach meiner Ankunft in Berlin erhielt ich mein Patent, welches vom 12. August 1830 datirt war. Ich erhielt meine Anstellung nicht nach meinem Wunsch, sondern bei dem 36sten Infanterie-Regiment, welches in Mainz lag. Ich war sehr betrübt darüber; allein Kundige sagten mir, daß Mainz eine bessere Garnison sei, als irgend eine im preußischen Staat. Mein hülfreicher Vetter, der Kriegsrath, hatte wahrscheinlich diese Aenderung veranlaßt und daran sehr gut gethan.

Am Abend des Tages, an welchem ich die Anstellung erhielt, war große Gesellschaft bei der alten Excellenz von Saldern. Meine Tante hielt so lange vor der Thür meines Schneiders, bis ich mich bei demselben aus einer unscheinbaren Cadettenpuppe in einen glänzenden Lieutenantsfalter metamorphosirt hatte. Man beglückwünschte mich und die Tante, und alte Generale und sonstige Excellenzen, die von dem Cadetten nie Notiz genommen hatten, unterhielten sich freundlich mit dem neuen Officier, der bei jedem Schritt in Gefahr gerieth, seinen langen Degen wie ein Steckenpferd zu reiten.

Der Sprung vom Cadetten zum Lieutenant ist so groß, daß man es wohl begreiflich finden wird, wenn ich sage, daß mein Kopf ein wenig verwirrt dadurch wurde. Ich ging nicht, nein ich schwebte, als seien meine Epauletts Flügel, und wie oft schielte ich auf meine Schultern, um mich zu überzeugen, daß mein Glück nicht etwa ein Traum sei. Ich rannte aber wie besessen durch die Straßen, weil mir überall Soldaten und Schildwachen in den Weg kamen, und mir die „Honneurs“ erwiesen, die mich in Verlegenheit setzten, und denen ich bald möglichst entlaufen wollte; — ein vergebliches Bemühen in dem soldatenreichen Berlin.

Als ich in das Cadettenhaus kam, neue Verlegenheit! Meine alten Kameraden, die auf den Bänken im Hofe saßen, standen schmunzelnd vor mir auf und nannten mich „Herr Lieutenant.“

Ich war in militärischen Pontificalibus, denn ich wollte mich beim General als avancirt melden. Während ich auf der Parade auf ihn wartete und in den Reihen meiner alten Compagnie stand, betrachtete mich mein Freund von Engeström von Kopf zu Fuß mit tiefem Schweigen; dann sagte er endlich ruhig: „Taille einen Zoll zu kurz.“ — Der General empfing mich höchst ungnädig; er sagte: „Sie hätten eigentlich gar nicht verdient, Officier zu werden.“ Die Officiere, die es mit anhörten, waren indignirt. Dieser kleinliche Mensch konnte es mir nicht vergeben, daß ich gegen seinen Willen ins Cadettenhaus gekommen war und schon als ich ihm zuerst in Potsdam vorgestellt wurde, sagte er: „Aha, das ist Der!“ Damit war ich für immer gezeichnet. Die Officiere, die mich alle gern hatten, sagten, ich müsse mir nun Dergleichen nicht mehr vom General gefallen lassen, und er habe mir nicht mehr das Geringste zu sagen. Ich

merkte mir das. Als ich später von ihm die Anweisung für das Reisegeld zum Regiment verlangte, äußerte er, daß ich das eigentlich gar nicht brauchte; man habe mich im Theater, im Tivoli und überall gesehen, wo Geld verschwendet werde 2c. Der Officier, der mich begleitete, gab mir einen Wink und ich antwortete sehr bestimmt; „daß ich meine, es gehe Niemand an, was ich mit dem mir zu meinem Vergnügen gegebenen Gelde mache und daß ich keine Begünstigung von ihm verlange, sondern was mir im königlichen Dienst zukomme.“ Brummend wurde mir die Anweisung eingehändigt. Ich sah den General nie wieder. Er suchte mir noch beim Regiment zu schaden; allein mein Hauptmann schrieb ebenfalls an den Regiments-Commandeur und klärte ihn über die Feindseligkeit des Generals gegen mich auf. Die Cadetten, welche als Officiere die Anstalt verließen, erhielten gewöhnlich eine Summe aus einem dem Cadettencorps zu diesem Zweck hinterlassenen Kapital; da aber der General über die Vertheilung zu verfügen hatte, so erhielt ich natürlich nichts, was man als eine große Ungerechtigkeit ansah.

Da ich meiner Mutter die Freude nicht versagen konnte, mit ihrem jungen Lieutenant groß zu thun, und sie auf vierzehn Tage in Halberstadt besuchen wollte, so mußte ich meine Abreise von Berlin beeilen. Eines Nachmittages bestieg ich also den Postwagen. Dieser fuhr durch die Leipziger Straße, wo die Eltern meines Freundes Gustav v. P. wohnten. Die Kinder wußten, daß ich vorüber kommen würde und erwarteten mich am offenen Fenster, um mir ein Letztes Lebewohl zuzuwinken. Valerie saß ganz vorn und es that mir wohl mir einzubilden, daß sie betrübt sei. Hinter ihr gruppirten sich die zahlreichen Köpfe der Geschwister und über sie alle hinweg ragte mein Nebenbuhler v. W., der ebenfalls Officier, aber beim ersten Garderegiment geworden

war und mir mit sehr vergnügter Stimme ein „Glückliche Reise“ zurief, welches klang als hätte er gern hinzugefügt „Hol dich der Teufel!“ —

Ich wischte mir heimlich eine Thräne aus den Cadettenaugen, und fort ging's zum Potsdamer Thore hinaus, — ins Leben, in die Welt!

III.

Lieutenants-Leben.

Erstes Capitel.

Lieutenantsglück. — Versuchung. — Reisenoth. — Mainz. — Der jute Oté. — Lieutenantsrevenüen. — Der Herzog Ferdinand von Würtemberg. — Die Herzogin. — Graf Mensdorf. — Die Fürstin. — Mesdemoiselles Helene und Finette. — Der alte Muff. — General von Schütz. — Mein Oberst. — Des Obersten Oberst. — Mein Major. — Im Dienst und außer Dienst. — Mein erster Hauptmann. — Der Knubbel. — Se. Majestät vom Rhein.

Feldmarschall werden, muß schön sein; Lieutenant werden, ist schöner! — Heute darf man nicht ohne Erlaubniß den Fuß auf die Straße setzen, wird man noch als ein Kind betrachtet, und morgen ist man ein Officier so gut wie der Feldmarschall. Man ist frei; man ist ein Mann, man darf seine Cigarre oder Pfeife rauchen und Lieutenant Mannkopf hat nichts darein zu reden, wenn's nur der Magen erlaubt. Man darf das schönste oder garstigste Mädchen küssen, wenn's nur das Mädchen erlaubt; kurz man hat alle Rechte des ältesten Premierlieutenants. Man steht vor diesem nicht mehr „den kleinen Finger an der Hosennaht", und titulirt ihn ehrfurchtsvoll „Herr Lieutenant", — nein, man ruht anmuthsvoll auf dem linken Bein, die linke Hand in der Hüfte, während die rechte eine Cigarre hält, die man eigentlich lieber mit einem Zuckerstengel vertauschte, und sagt: „Auf Ehre, lieber Haberstroh, die kleine Figgarillo ist ein ganz famoses Mensch!"

Mit welch mitleidiger Geringschätzung sieht man auf die Studenten, wenn man sich überhaupt herabläßt, ihnen einen Blick zu schenken! Einen Referendar oder Assessor betrachtet man mit Achselzucken, wenn er nicht grad ein Vetter ist, und findet es dann unbegreiflich, wie man ein Civilist sein kann, wenn man ein Officier sein und des „Königs Rock“ tragen könnte. Kurz man hat von der Würde eines Officiers die exaltirtesten Begriffe.

Meine Reise ging über Halberstadt, wo ich einige Tage bei den Eltern bleiben wollte, damit diese doch auch die Freude hätten, mit meiner jungen Herrlichkeit Parade zu machen. Die Mutter präsentirte mich in den Kaffeegesellschaften und an Vergnügungsorten, wo hauptsächlich die Damen zusammenkamen, und der Vater nahm mich mit in die Frühstücksstube zu „Hessen am Markt“ und in die „Harmonie“. Hier wurde ich in die Geheimnisse des Philisterthums eingeweiht; ich lernte Tabak rauchen, Kegelschieben, Landsknecht spielen — was mich einiges Lehrgeld kostete — und ähnliche nützliche Dinge. — In der Harmonie wurde zu jener Zeit erschrecklich viel politisirt; die Revolutionen in Frankreich und Belgien gaben genug zu reden, kümmerten mich aber sehr wenig, denn was ging mich die Politik an! Eines Abends beim Kegelschieben hieß es: es sei eine Revolution in dem nicht weit entfernten Braunschweig ausgebrochen und das herzogliche Schloß brenne. — Seltsam! zwei Tage darauf traf das auch wirklich ein.

Ich war damals nicht nur was man so gemeinhin einen hübschen Jungen nennt, sondern die Frauen sagten, ich sei schön und sehe ihrem ersten Geliebten ähnlich; einige alte Weiber schwärmten für mich als „ihr Ideal“. Ich gefiel mir selber sehr gut, und da ich noch ein ziemlich ähnliches Miniaturgemälde aus jener Zeit habe, so weiß ich wie ich

aussah. Ich war mittler Größe, zierlich gebaut; obwohl kräftig, und sehr gewandt in allen meinen Bewegungen. Mein Haar war dunkelbraun, ein wenig gelockt, die Augenbrauen dunkel und stark. Mein Gesicht war sehr regelmäßig und besonders mein Profil; die Augen sehr groß, dunkel, blaugrau und außerordentlich lebhaft; die Nase grade; der Mund klein und meine Hauptschönheit. Meine Gesichtsfarbe war sehr rein; die Wangen waren nur leicht geröthet und hatten noch den Phirsichflaum auf sich, der erfahrene Damen so entzückt.

Unter den Damen, welche wir in einem Kaffeegarten gewöhnlich fanden, war die junge Frau eines Beamten, die, obwohl mit der Mutter nur oberflächlich bekannt, sich nun ganz auffallend an sie anschloß. Die Dame mochte ungefähr vier- oder sechs und zwanzig Jahre alt sein, war groß, schlank, mit schwarzem Haar, zärtlichen blauen Augen und schönem Gesichte. Sie unterhielt sich stets sehr freundlich mit mir und da sie mir außerordentlich gefiel, so behandelte ich sie mit der mir eigenen, lebhaften Artigkeit, die oft für bedeutungsvoller gehalten wird als sie gemeint ist.

Als wir eines Abends nach Hause gingen konnte es meine Mutter nicht vermeiden, diese Dame, die ich Julie nennen will, zu uns herauf zu bitten, denn wir wohnten in einem Garten vor dem Thor und der Weg führte vorüber. Als meine Mutter das Zimmer verließ, um Einiges für das Abendessen anzuordnen, blieben Julie und ich allein. Es war in der Dämmerung. Julie behauptete, sie sei eben so groß als ich; ich zweifelte. „Das können wir ja gleich sehen," sagte sie, indem sie sich so dicht als möglich vor mir hin stellte, das Gesicht zu mir gewandt. „Sehen Sie," rief sie, indem sie ihre Arme um meinen Hals schlang und einen langen, heißen Kuß auf meine Lippen drückte, „sehen Sie," Alles paßt genau auf einander!" —

Der Eintritt der Mutter unterbrach diese Anpassungsversuche, die mir durchaus nicht unangenehm waren. Als es schon spät war und Julie nothwendig gehen mußte begleitete ich sie. Sie war schweigsam und ihr Arm zitterte in dem meinen, den sie oft sanft an sich preßte. Als wir vor ihrer Thür anlangten und ich zum Abschied ihre Hand küßte, hielt sie die meine fest, zögerte als ob sie etwas sagen wolle, ging aber endlich mit einem „gute Nacht“, das wie ein Seufzer klang.

Wenn ich auch nicht sehr unschuldig war — das wäre ein Kunststück gewesen bei meiner Erziehung! — so war ich doch noch sehr blöde und bescheiden und erst als ich im Bette liegend alle Vorfälle des Abends überdachte, kam mir die Ahnung, daß die Dame mich gern haben könne. Der Gedanke ließ mich kaum schlafen und ich beschloß am andern Vormittag einen Besuch zu machen. Ein allerliebstes Zöfchen mit herrlich blauen Augen und schelmischem Munde öffnete; ihre Herrin war zu Hause und da sie vor Freude strahlte, so konnte ich nicht daran zweifeln, daß ich willkommen war. „Warum kamen Sie gestern Abend nicht mit herauf? Mein Mann war lange im Bette und mein Mädchen schwatzt nicht.“

Deutlicher konnte man sich wohl nichts ausdrücken; allein es war noch nicht genug, meine Blödigkeit zu überwinden. Wir saßen neben einander auf dem Sopha. „Ich will Ihre Lehrerin im Küssen sein,“ sagte sie endlich und begann sogleich den practischen Unterricht. Ihre Augen und Wangen loderten; meine nicht minder und ich zweifle nicht, daß wir schon in dieser ersten Lection bis zum Z des Liebes-ABC's gekommen sein würden, wenn das hübsche Mädchen „welches nicht schwatzte“ nicht herein getreten wäre und die unvermuthete Ankunft des Herrn angekündigt hätte. — Ich war

in der lächerlisten Bestürzung und floh mit einer Eile, deren Abgeschmacktheit ich der schönen Versucherin nicht verzeihen konnte. Ich vermied, sie wieder allein zu sehen und als sie mich mit Thränen in den Augen fragte, was sie mir zu Leide gethan habe? drehte ich ihr unartig den Rücken! —

Die blauen Harzberge hatten mich schon als Cadet angelockt, ohne daß ich jemals dazu gekommen wäre, meine Sehnsucht zu befriedigen. Jetzt that ich es indessen, und eines Morgens brach ich mit Sonnenaufgang auf und fand mich bei Sonnenuntergang auf der Roßtrappe, von der Höhe auf die Teufelsbrücke und den Bodekessel hinunterschauend und den herüberguckenden Brocken mit Jubel begrüßend. Sehr zufrieden mit meinem Ausfluge kehrte ich am folgenden Tage nach Hause zurück, wo man meines plötzlichen Verschwindens wegen in Sorgen war.

Man glaubte dort zu jener Zeit an Krieg, und da dieser unmöglich ohne mich geführt werden konnte, so eilte ich zu meinem Regimente. Als ich in den an unserm Hause vorüberkommenden Postwagen stieg, fand ich jedoch darin einen Officier von einem andern in Mainz liegenden Regimente, der eine dreimonatliche Urlaubsreise antrat und mir sagte, daß es am Rhein sehr friedlich aussehe.

Die Reise ging über Cassel, wo die Post der damaligen Gewohnheit gemäß mehr als sechsunddreißig Stunden liegen blieb. Ich stieg natürlich im besten Gasthofe — damals der Römische Kaiser — ab, schrieb mich mit allen neu erworbenen und angeborenen Titeln ins Fremdenbuch, und hielt es durchaus für nöthig, mich bei dem Commandanten der Stadt persönlich zu melden. Zu diesem Ende wurde am andern Morgen meine beste Uniform zurecht gelegt, der Hut mit dem schönen feinen Federbusch gebürstet und die Schärpe so eng wie möglich angepaßt und bei Seite gelegt, denn vor-

her wollte ich ein substanzielles zweites Frühstück einnehmen, weniger aus Hunger, als weil der Oberkellner gefragt hatte, ob ich es nicht befehle, und es mir für einen Officier durchaus unanständig schien, sich dem Verdachte auszusetzen, als beabsichtige er zu sparen.

Ich frühstückte, weil das vornehmer war, auf meinem Zimmer, und der Appetit fand sich. Als ich fertig war, kleidete ich mich an und ersuchte den Kellner, mir die Schärpe zuzuhaken. „Herr Lieutenant, es geht nicht!“ — Es muß gehen, denn ich habe sie ja vorhin anprobirt. — Ich hatte jedoch vergessen, daß ich seitdem ein Beefsteak und verschiedene andere Kleinigkeiten zu mir genommen. Endlich gelang es dem Kellner mit Anstrengung aller Kräfte, die Schärpe zuzuhaken. Es war der Oberkellner, ein anständiger junger Mann; er öffnete eine hübsche Dose und bot mir eine Prise an, eine Vertraulichkeit, die mich roth machte! Indessen war ich doch zu gutmüthig, ihn für seinen Mangel an Respect kränken zu wollen, und überdies hätte er glauben können, ein Lieutenant sei unerfahren in Tabak; ich nahm also mit allem Ernst eine Prise. Aber ach, meine Nase war noch eine Cadettennase! Ich mußte mit solcher Vehemenz niesen, daß die silberne Schärpenschnalle platzte und klirrend an die Wand flog. Ich glaube fast, der Oberkellner hatte etwas Aehnliches erwartet.

Nun war guter Rath theuer. Sogleich wurde der Hausknecht fortgeschickt, eine neue Schnalle zu kaufen. Das hatte Schwierigkeiten, denn es war Sonntag, und endlich brachte er mir — eine Degenkuppel! Was konnte der arme Mensch dafür? Allein er hatte sich für mich bemüht und es ging gegen Lieutenantsehre, sich umsonst einen Dienst erweisen zu lassen. Konnte ich es wagen, einem ausgewachsenen Menschen weniger als einen halben Thaler anzubieten? — Ein

Zweiter und ein Dritter, die fortgelaufen waren, um mir gefällig zu sein, brachten gleichfalls etwas Falsches und erhielten ebenfalls Trinkgeld. Genug, man machte sich förmlich über mich lustig, ohne daß ein solcher Gedanke mir nur in den Kopf gekommen wäre. Als ich endlich eine recht gute neusilberne Schärpenschnalle erhielt, die etwa zehn Silbergroschen kostete, hatte ich dafür gegen — drei Thaler bezahlt! —

Auf den Reisen, die ich als Cadet machte, hatte ich mich stets trefflich zurecht gefunden; allein meine neue Würde hatte mir so wunderliche Ideen über das, was sich für dieselbe schicke, in den Kopf gesetzt. Unter diesen Umständen war es denn kein Wunder, daß ich nach Bezahlung des Passagierbillets nach Frankfurt, welches über acht Thaler kostete, mit Entsetzen gewahr wurde, daß mir nicht Geld genug blieb, um die nothwendigen Ausgaben in Cassel zu bestreiten. Da war erstlich die Rechnung für einen Tag und zwei Nächte, dann war es positiv unmöglich, dem feinen Oberkellner weniger als zwei Thaler anzubieten; ferner rechneten der Zimmerkellner, das Mädchen, welches das Bett machte, und der Hausknecht jeder ganz gewiß auf einen Thaler; endlich mußte noch der Wagenmeister, der das Gepäck besorgte, ein Trinkgeld haben, und was wurde aus den Postillionen, denen ich wenigstens am Tage stets zwei gute Groschen zu geben pflegte?

Ich verwünschte die Vorsichtsmaßregel meiner Tante, welche mir für die Reise eine Summe berechnete, die für jeden vernünftigen Menschen überflüssig ausgereicht haben würde, und den Rest meines Geldes der Sicherheit wegen zu meinen Effecten packte, die mit dem Packwagen nach Mainz geschickt wurden. — Von meiner Angst kann sich nur Der eine Vorstellung machen, der sie in solchem Alter zum ersten=

male empfunden hat. In wahrer Verzweiflung rannte ich schon Morgens um sechs Uhr durch die Straßen, um vielleicht meine Uhr oder sonst etwas zu verkaufen. Die Läden waren meistens noch geschlossen und dann schämte ich mich entsetzlich, so daß ich um sieben noch nicht den Muth gehabt hatte, in einen derselben hineinzutreten; allein um acht Uhr ging die Post ab!

Endlich entschloß ich mich zu einem andern Schritt. Unter meinen nach Frankfurt zu expedirenden Leidensgefährten befand sich eine preußische Kriegsräthin aus Coblenz, eine hübsche Dame von etwa dreißig Jahren; als Kriegsräthin gehörte sie gewissermaßen zum Officiercorps, und ich fand Muth, ihr meine Verlegenheit mitzutheilen. Sie logirte ebenfalls im Römischen Kaiser. Mit Zittern klopfte ich an ihre Thür. Ich mußte warten, denn sie lag noch im Bette und öffnete mir dann mit freundlichem Lächeln, schwerlich erwartend, an so frühem Morgen angepumpt zu werden. Wie ich's über meine Lippen brachte, weiß ich noch heute nicht, genug mein Wagestück gelang. Sie sagte mir, daß sie nicht sehr bei Casse sei, da ihr Mann sie in Frankfurt erwarte, und deßhalb nicht mehr als fünf Thaler entbehren könne. Sie reichten mit dem, was ich noch besaß, grade aus, denn als der Postwagen endlich abfuhr, hatte ich — noch vier gute Groschen in der Tasche!

Mit welcher Bangigkeit dachte ich an das Mittag- und Abendessen! Mein Entschluß war indessen gefaßt; ich gab Unwohlsein vor und aß weder zu Mittag noch zu Nacht, dachte aber wenigstens für den Rest meines Geldes zu frühstücken. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In der Nacht, die ziemlich kalt war, fühlte sich meine Kriegsräthin unwohl, und ich mußte ihr natürlich ein Glas Glüh-

wein bringen, welches sie zwar herstellte, aber auch meine letzte Hoffnung auf ein Frühstück vernichtete.

Endlich kamen wir zwischen acht und neun Uhr Morgens in Frankfurt an, wo ich, den „schlechten“ Gelnhäuser Kaffee verschmähend, vorgegeben hatte, ordentlich frühstücken zu wollen! Ich lief sogleich meinen Mitpassagieren unter einem Vorwande davon, nun fest entschlossen, meine Uhr zu versilbern, da ich sonst kein Mittel wußte, nach Mainz zu gelangen. Nachdem ich wenigstens zwanzigmal bei demselben Uhrmacher vorübergelaufen war, ohne den Muth zum Hineingehen zu finden, fragte mich ein Lohnkutscher, dem mein Suchen auffiel: „Wollen Sie vielleicht nach Mainz?“ — „Gewiß, wann?“ — „Gleich; es fehlt eben nur noch eine Person.“ —

Lohnkutscher übereilen sich noch weniger als der „Eilwagen“, und es war halb drei Uhr, als ich endlich auf der „großen Bleiche“ in Mainz im englischen Hofe abstieg. Ich that sehr eilig, hieß den Wirth den Kutscher bezahlen und verlangte äußerst dringend nach meinem Zimmer. Die List gelang und ich war glücklich im Hafen, allein hungrig wie ein — ja ich weiß nichts Hungerigeres — wie ein achtzehnjähriger Lieutenant, der am Dienstag Nachmittag sich vollkommen bewußt ist, seit Sonntag Abend nichts als eine Tasse Kaffee am Montag Morgen genossen zu haben.

Ich bestellte ein vollständiges Diner auf mein Zimmer, und als der Kellner den Tisch deckte, trank ich eilig einen Schluck Wein und wusch mir das Gesicht mit Wein, um mich zu stärken, denn ich war fast ohnmächtig vor Hunger, und das Essen wollte immer noch nicht kommen! — Die Schlacht, welche ich den vielen Schüsseln lieferte, aus denen ein rheinisches vollständiges Table d'Hote-Diner besteht, war

grauenhaft, und um mich vor dem erstaunten Kellner etwas zu rechtfertigen, sagte ich: „Mich hungert abscheulich, denn ich hatte in Frankfurt keine Zeit zu frühstücken, und auf den Stationen kann man nichts genießen.“ Man sieht, ich hatte Talent zum Lieutenant.

In Mainz standen eine Menge Officiere, die ich aus dem Cadettencorps kannte, und um sie aufzusuchen, ging ich auf die preußische Hauptwache, wo ich Theodor fand, den von Hectors Speer verwundeten Odysseus. Er sagte mir, daß ich zur dritten Compagnie eingetheilt sei, bei welcher auch er stehe, was mir sehr lieb war. Er rieth mir, die Meldung bei Gouverneur, Vice-Gouverneur, Kommandanten, Brigade-, Regiments-, Bataillons- und Compagniechef bis zum andern Tage zu lassen und sogleich zum Rechnungsführer zu gehen, der mir meine Wohnung anweisen und Geld auszahlen werde.

Unser Rechnungsführer war ein Feldwebel Odé; es war dies für uns ein sehr wichtiger Mann, der sich durch seine oft in Anspruch genommene Gefälligkeit auszeichnete, und es hieß von ihm: „Der gute Odé pumpt,“ was die Boshaften stets Berlinisch: Der „jude“ Odé pumpt — aussprachen, weil sie behaupteten, Odé sei aus Abrahams Samen entsprossen. Er war nicht allein Rechnungsführer, sondern hatte auch ein förmliches Lager von Tuch und allen andern zur Ausrüstung eines Officiers erforderlichen Dingen, womit er einen nicht unvortheilhaften Handel trieb, da er es stets in seiner Macht hatte, sich bezahlt zu machen. Ich fand an ihm einen sehr artigen, gefälligen Mann, dem ich es von Herzen gönnte, daß er später zum Feldwebel-Lieutenant ernannt wurde. Ein solcher rangirte hinter dem jüngsten Officier, trat nie in Reih und Glied und trug zu seiner Officiers-Uniform nie Czako oder Schärpe und bei der Parole

den Federhut; allein er hieß nun Herr Lieutenant und seine Frau: „gnädige Frau“. Ich sage das nicht um zu spotten, denn er war ein anständiger Mann und gebildeter als mancher wirkliche Officier.

Er belehrte mich darüber, welchen Gehalt man mir für meine Dienste zahlen werde und welche Vortheile ich speciell als Officier der Bundesfestung Mainz zu erwarten habe. Obwohl ich überzähliger Secondelieutenant war, erhielt ich doch, da ich als Officier aus dem Cadettencorps kam, gleich den vollen Gehalt. Dieser belief sich auf siebzehn Thaler monatlich. Dazu kam jedoch eine Dienstwohnung, Holzgeld für den Winter, eine kleine Entschädigung für Geschirr — wie Waschbecken, Flaschen, Gläser u. s. w. — und ebensoviel Commißbrod, als jedem Soldaten geliefert wurde. Wer keine Dienstwohnung hatte, erhielt dafür einen „Service“, das heißt Wohnungsgeld, dessen Betrag von der Größe der Stadt und dem Preise der Miethe abhing; für Mainz betrug er, glaub' ich, monatlich zehn Gulden. Außerdem hatte man in Mainz eine Bundeszulage von monatlich drei Thalern; ferner wurden für jeden ausgezahlten Thaler drei Kreuzer Coursvergütung gezahlt, da der eigentlich 108 Kreuzer geltende Thaler in Mainz nur 105 Kreuzer geschätzt wurde. Ferner hatte man für alle Briefe nach dem preußischen Staat Portofreiheit, wenn man auf die Adresse schrieb: „Officiersfamilienbrief“ und den Namen darunter setzte. Dasselbe galt für Briefe, welche man aus Preußen erhielt. Endlich hatte man noch das Recht, ein bestimmtes, sehr reichliches Quantum an allerlei Lebensbedürfnissen zollfrei einzuführen, da Hessen damals noch nicht zum Zollverein gehörte. Für den Mittagstisch zahlte der König den zusammenspeisenden Officieren einen Zuschuß von 30 Thalern monatlich für das Bataillon.

Von diesen Einnahmen wurden jedem Officier abgezogen: Für die Kleiderkasse fünf Thaler, für den Mittagstisch drei Thaler, für die Musik ein Thaler, und noch ein paar Thaler für verschiedene Kleinigkeiten, die ich vergessen habe. Wer am Ende des Jahres die sechzig Thaler für Kleidung nicht verbraucht hatte, erhielt den Rest ausgezahlt. Wer nicht am Officierstisch essen wollte, hatte keinen Antheil an der Tischzulage. Die Musik bezahlte zwar der König, allein die Officiere ließen sich einen Abzug gefallen, um das Musikcorps zu verstärken und tüchtige Leute zu engagiren. — Jeder Secondelieutenant in Mainz erhielt demnach monatlich etwa elf Thaler baar ausgezahlt, wovon er seinen Burschen bezahlen, Frühstück, Abendessen, Wäsche, Stiefeln und sonstige Bedürfnisse bestreiten mußte. Der Gehalt eines Premierlieutenants betrug fünfundzwanzig Thaler, ein Hauptmann zweiter Classe erhielt fünfzig, einer erster Classe hundert, ein Bataillons-Commandeur hundertfünfzig Thaler u. s. f. Was der Service und die sonstigen Zulagen betrugen, weiß ich nicht.

Da meine Anstellung vom 12. August datirt war, so erhielt ich für diesen Monat meinen vollen Gehalt, von dem jedoch die Hälfte für die Invalidencasse abgezogen wurde. Der Rest nebst dem Gehalt für den September, der bald zu Ende war, sowie dreißig Thaler, die mir durch einen freundlichen Wink des alten Majors von S. — Theodors Vater — als Equipirungszulage verschafft wurden, bildeten mit dem von Berlin glücklich angelangten Gelde eine Summe, die mir außerordentlich bedeutend schien, so daß ich daran denken konnte, meine höchst kahle Dienstwohnung etwas freundlicher zu machen.

Die meinige lag in der Universitätsstraße. Diese ganze Straße, welche die Thiermarktstraße mit der Münstergasse

verbindet, besteht nur aus einem einzigen dreistockigen Gebäude, oder vielmehr aus einer Anzahl von Häusern, die sämmtlich unter einem Dache liegen, unter sich aber nicht verbunden sind, denn jedes hat seine besondere Hausthür. In der mittleren Etage wohnten die verheiratheten Hauptleute, parterre und im dritten Stock Lieutenants. Die andere Seite der Straße ist durch eine Mauer gebildet, welche den mit schönen Bäumen besetzten Hofraum des Schönbrunner Hofes begrenzt. In diesem befand sich eine preußische Caserne und das Officierskasino. Das Innere einer Lieutenants-Dienstwohnung hat sehr wenig Einladendes. Die meinige lag ebener Erde und bestand aus zwei zweifensterigen Zimmern, in denen weder von Tapeten, noch von Fenstervorhängen die Rede war. Es stand nichts darin als nothdürftige Möbeln von angestrichenem Tannenholz nebst einem sehr mittelmäßigen Bette. In diesem traurigen Aufenthalt konnte ich mich nicht wohl fühlen, und meine erste Sorge war es daher, ein Sopha und andere Möbeln zu miethen, die Fenster mit Vorhängen zu versehen, die Wände mit Bildern zu schmücken und meine Einsamkeit durch Blumen und Vögel zu beleben. Dies, wie die Anschaffung von Pfeifen und sonstigem Junggesellenapparat fraß ein großes Loch in meine Casse.

Am ersten October erschien jedoch der Feldwebel mit dem Gehalt und fragte, ob er mir nicht meine Bedürfnisse an Kaffee, Zucker, Tabak, Rum u. s. w. besorgen solle, er thue dies auch bei den andern Officieren der Compagnie, da er einen ordentlichen Kaufmann kenne. Ich nahm sein Anerbieten an, und da ich noch bei Casse war, so dachte ich mich für mehrere Monate zu versehen und schrieb daher einen langen Zettel. Wie sehr erstaunte ich, als einige Tage darauf mir ein ganzes Magazin herbeigeschleppt, und statt abver-

langter Bezahlung — noch etwa ein Thaler an Geld dazu gegeben wurde!

Da ich von Zollverhältnissen auch nicht die entfernteste Idee hatte, so verstand ich denn auch von der Erklärung des Feldwebels nicht ein Wort. Die Sache hing indessen folgendermaßen zusammen. Wie schon oben bemerkt, hatte jeder Officier das Recht, ein bestimmtes, überreiches Quantum an allerlei Bedürfnissen zollfrei einzuführen. Der Schein dazu wurde von dem Hauptmann unterschrieben und von dem Feldwebel einem Kaufmann gegeben. Dieser führte die benannten Sachen aus dem Freihafen ein und berechnete jedem Officier den Zoll, den er für die eingeführten Waaren hätte zahlen müssen. Für dieses Geld schickte er nun dem Officier die verlangten Gegenstände nach seinem Ladenpreise und zahlte etwaige Ueberschüsse baar heraus.

Eigentlich hatte auch jeder Lieutenant das Recht, monatlich dreißig Flaschen fremden Wein zollfrei einzuführen; da dies aber gar zu sehr mißbraucht worden war, so fand man es für gut, einen solchen Weinfreischein nur auf besonderes Verlangen und wenn man von Nichtmißbrauch überzeugt war, auszustellen. — Die Steuerfreiheit der verheiratheten Officiere war noch weit ausgedehnter, und sie mag von manchen Seiten im großen Umfang ausgebeutet worden sein, denn man fand es später, glaub' ich, für nöthig, statt dieser Steuerfreiheit eine bestimmte Summe zu bewilligen. Mit dem Eintritt in den Zollverband hat das wahrscheinlich alles aufgehört. —

Am Tage nach meiner Ankunft meldete ich mich zuerst bei dem damaligen Gouverneur, dem österreichischen General-Feldmarschall Herzog Ferdinand von Würtemberg. Es war dies ein alter herzensguter Mann, der allgemein geliebt wurde, denn er ließ nicht allein viel aufgehen, sondern that auch so

viel Gutes, daß der Kaiser ihm nicht selten zur Hülfe kommen mußte. Nicht lange vor meiner Ankunft hatte er zum Geburtstage des Königs von Preußen — am 3. August — ein großes Fest gegeben, bei dem es so üppig zuging, daß selbst die sehr starke preußische Ehrenwache im Schloß in Champagner benebelt gewesen sein soll. Jedem preußischen Soldaten der Garnison schenkte er außerdem eine Flasche Wein und ließ am Vorabend ein großes Feuerwerk auf dem Rhein abbrennen.

Als ich mich bei ihm meldete, nannte er mich „Herr Kamerad" und bat mich, „ihm die Ehre zu schenken und heute mit an seinem Familientische zu Mittag zu essen." — Seine Höflichkeit setzte viele in große Verlegenheit, und manche begingen die Ungeschicklichkeit, sich an der Thür lange mit ihm wegen des Vortritts zu becomplimentiren. Ich ermangelte natürlich nicht seiner Einladung Folge zu leisten und erhielt meinen Platz zur Linken der Herzogin. Rechts vom Herzog saß ein durchreisender Gardelieutenant aus Berlin. Die andere Tischgesellschaft bestand aus dem Adjutanten des Herzogs, General von Rosen, den Fürsten von Thurn und Taxis und von Bretzenheim und der Gesellschaftsdame der Herzogin, Fräulein von Wittenbach.

Die Herzogin war eine Schwester des Fürsten Metternich, eine große stattliche Dame mit starken, dunkeln Augenbrauen und blühenden Wangen. Sie sprach meistens sehr langsam und halb deutsch, halb französisch. Mich setzte sie in nicht geringe Verlegenheit, denn obgleich ich dicht neben ihr saß, so betrachtete sie mich doch fortwährend durch ihre Lorgnette, wobei sie mehrmals vernehmlich seufzte. Endlich faßte sie meine an den Epauletts befestigten silbernen Fangschnüre an, und indem sie dieselben bewunderte, sah sie mir mit ihrem Glas ganz nahe in die Augen, so daß ich vor Verlegen-

heit hätte unter den Tisch kriechen mögen, denn an solche hochvornehme Ungenirtheit war ich denn doch noch nicht gewöhnt. Endlich erkärte sich dieses Beäugeln, wie das Seufzen. Sie wandte sich zu dem neben ihr sitzenden Herzog und sagte: „Oh mon ami, quelle ressemblance! — Oh mon cher Victor! — tout — tout — même la carnation!“ Dieser cher Victor war ein Neffe der Herzogin, von dem man sonst nicht viel in der Familie sprach, der aber das Herz seiner Tante besaß. Ich hatte mit dieser Aehnlichkeit die Gunst der Herzogin gewonnen, die späterhin nie verfehlte, mir Beweise davon zu geben.

Das Merkwürdigste an der Tafel war mir indessen der köstliche Johannisberger und der allerbeste ächte Tokaier, der übrigens nur in ganz kleinen Gläschen herumgegeben wurde, und wovon der Herzog jährlich eine kleine Anzahl Flaschen als Geschenk vom Kaiser erhielt. —

Der Vice-Gouverneur, bei dem ich mich ebenfalls meldete, war der Feldmarschall-Lieutenant Graf von Mensdorf-Pouilly. Seine Haare fingen zwar schon an, sich mit Grau zu mischen, allein dessen ungeachtet war er noch immer ein schöner Mann, der sich besonders in der herrlichen ungarischen Generalsuniform prachtvoll ausnahm. Diese Uniform besteht in einer reich mit Gold besetzten scharlachrothen Husarenjacke, ebensolchen enganliegenden Beinkleidern, über welche Halbstiefel getragen werden. Der mit Zobel besetzte und mit allen möglichen Orden geschmückte Pelz, welcher auf der Schulter hängt, ist weiß. Dazu wird eine hohe Mütze von Zobelpelz getragen, aus der ein rother Kolpak hängt und die von einem weißen Reiherbusch überragt wird. Das Zaumzeug des Pferdes ist gleich prachtvoll, und den Sattel schmückt als Decke ein Leopardenfell. Der Graf wurde wegen seiner Liebenswürdigkeit allgemein geliebt.

Während des französischen Krieges hatte er sich als tüchtiger Reitergeneral ausgezeichnet und besonders in dem Gefecht bei Regensburg, in welchem der Kaiser Napoleon verwundet wurde. Seine Gemahlin war die Prinzessin Sophie von Sachsen-Coburg, Schwester des Königs Leopold von Belgien und des damals regierenden Herzogs von Coburg. —

Als ich zum erstenmal in die neue Anlage kam — ein dem Einfluß des Mains gegenüber liegender Vergnügungsort — war die Prinzessin ebenfalls dort. Sie pflegte fast jeden Nachmittag, sowohl Sommer als Winter, einige Stunden dort zuzubringen, wo sie, wenn das Wetter ein Sitzen im Freien nicht gestattete, stets denselben Platz am Fenster einnahm, von dem aus sie jeden sehen konnte, der die Thür passirte. Bei ihr war stets ihre Gesellschaftsdame, Fräulein Jenny von W., ein sehr liebliches junges Mädchen, welches wenigstens von weitem zu lieben unter den jungen Officieren Mode war.

Der Wirth der neuen Anlage war ein Italiener Namens Marchisio, der sein Italienisch vergessen und weder Deutsch, noch Französisch ordentlich gelernt hatte, so daß seine Sprache ein italienischer Salat aus diesen drei Sprachen war. Bei meinem ersten Besuche kam er zu mir und sagte in seinem Kauderwelsch, daß die „Fürstin" — so wurde die Prinzessin allgemein in Mainz genannt — mich zu sprechen wünsche. Ich war davon etwas überrascht, da ich ihr noch keine Visite gemacht hatte, verfehlte aber nicht, sogleich der Aufforderung zu folgen. Die Fürstin war etwas verlegen, denn sie hatte Marchisio keineswegs einen so directen Auftrag gegeben. Indessen war ich einmal da.

Die Fürstin soll ein sehr schlankes, gewandtes, munteres und hübsches Mädchen gewesen sein. Sie erzählte mir später, daß sie einst, als ein fremder Prinz in Coburg zum Besuch

gewesen, mit dem sie sich gejagt habe, zum äußersten Entsetzen der Oberhofmeisterin zum Fenster hinaus in den Garten gesprungen sei. Als ich die Ehre hatte, sie kennen zu lernen, war sie das freilich nicht mehr im Stande, und wer sie sah mußte bezweifeln, daß es jemals möglich gewesen sei. Sie war damals wohl zwischen fünfzig und sechzig, und ihr letztes Wochenbett hatte eine Art Lähmung zur Folge, wodurch sie verhindert wurde gerade zu gehen, so daß sie viel kleiner erschien, als sie wirklich war, und das um so mehr, als sie ziemlich stark war. Ihr Teint war dunkel, und wenn ihr Gesicht auch nicht mehr schön genannt werden konnte, so blickte doch aus ihren braunen Augen viel Geist, und ihr Mund konnte einen sehr angenehmen Ausdruck annehmen, besonders wenn sie sich über etwas amüsirte.

Die Langeweile mochte sie wohl häufig plagen, denn sie konnte nicht immer lesen oder schreiben. Sie correspondirte übrigens fleißig, unter Andern auch mit der Kaiserin von Rußland, und wenn ich manchmal ihr am Vormittag einen Besuch machte, fand ich sie schreibend und sie sagte: „Sie kommen grade recht, Sie können mir die Briefe couvertiren.“ Auch als Schriftstellerin hatte sie sich versucht und zwei Bändchen Erzählungen drucken lassen, welche, wenn ich nicht irre, bei Kupferberg in Mainz, doch nur mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens, erschienen sind.

Ohne daß sie besonders neugierig gewesen wäre, wollte sie doch alles sehen; sie wollte sich eben unterhalten und fand besonderes Vergnügen daran, das Volksleben zu beobachten. Sie ging daher überall hin und stets ohne andere Begleitung als Fräulein von W. Gott sei Dank, ist ja selbst die letzte sociale Schicht unseres so guten Volkes gebildet genug, daß eine Dame fast überall hingehen kann, ohne Beleidigungen ausgesetzt zu sein. Man sah sie daher, ihren

rosigen Engel zur Seite, in der Anlage, bei den Nachmittagsconcerten in Wiesbaden, auf den Bällen dort im Kursaal und sogar manchmal auf Kirchweihen. Die Manöver versäumte sie ebenfalls nicht, und da sie sich meistens auf einer Anhöhe mitten auf dem Schlachtfelde niederließ, so kam es nicht selten vor, daß sie von Soldaten dicht umringt und in Wolken von Pulverdampf gehüllt war, was ihr gerade Vergnügen machte. Junge und lebhafte Männer hatte sie gerne um sich, und ihr einfaches, gutmüthiges Wesen verbannte jeden lästigen Zwang. Manche wollten behaupten, sie sei stolz, und erzählten, daß sie Damen bei Visiten nicht zum Sitzen einlade, sondern stehen ließe. Es mag schon vorgekommen sein, daß sie hin und wieder Gründe hatte, die Prinzessin zu spielen, allein ich habe sie bei allen Veranlassungen eher zu bescheiden als das Gegentheil gesehen.

Ich gewann bald ihr Wohlwollen; mein ungenirtes Geplauder unterhielt sie, und sie amüsirte sich darüber, wenn ich Fräulein von W. den Hof machte und mich liebenswürdig zu sein bestrebte. Mir wurde nicht leicht etwas übel genommen, wenn ich auch in meiner Etourderie manches sagte, was nicht eben passend war.

Nur ein einzigesmal war sie gegen mich ungeduldig, allein sie machte das auf eine Weise gut, die zeigt, welch vortreffliches Herz sie hatte, weßhalb ich den Vorfall erzähle. Als ich einst in der Anlage zu ihr kam, las sie und Fräulein von W. war mit einer Arbeit beschäftigt. Ich machte mein Compliment, und die Prinzessin las weiter, wie sie das oft zu thun pflegte, während ich mich mit ihrer Gesellschaftsdame unterhielt. Ganz lustig sagte ich zu dieser: „Ich muß Ihnen eine hübsche Geschichte erzählen.“ — Plötzlich warf die Fürstin ihr Buch auf den Tisch und sagte mit sehr verdrießlicher Miene: „Ich habe hier auch eine hübsche Ge=

schichte, allein wenn dazwischen immer gesprochen wird, dann kann man nicht lesen.“ — Ich machte ein sehr tiefes, ceremoniöses Compliment und sagte: „Ich bitte sehr um Verzeihung, Durchlaucht, ich wollte nicht stören.“ Damit ging ich, und zwar sogleich nach der Stadt; als ich aber in die Augustinergasse kam, hörte ich einen Wagen hinter mir, der, als er herankam, still hielt. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß es der Wagen der Fürstin war. Ich trat zu ihr heran, und mit einiger Verlegenheit sagte sie: „Sie haben Ihren kleinen Hund in der Anlage gelassen; ich habe ihn dem Lieutenant W. mitgegeben. — — Sehen Sie, ich bin eine alte Frau und habe Launen, Sie müssen mir das nicht so übel nehmen.“ — Ich konnte weiter nichts erwidern, als: „Ach Gott, Durchlaucht!“ denn dies Benehmen einer so hochgestellten Frau überraschte mich ebenso sehr, als es mich rührte; was konnte ihr am Ende daran gelegen sein, ob ein unbedeutender junger Lieutenant ihr etwas übel nahm! Allein sie war zu gutmüthig, jemand auch nur im Geringsten wehe zu thun.

Die Armen unterstützte sie reichlich, obwohl sie — verhältnißmäßig — nicht reich war. Meist nahm sie ein Röllchen Zwanziger in die Anlage mit, und mehrere Arme fanden sich vor ihrem Fenster ein. Es kam nicht selten vor, daß sie ihr letztes Geldstück weggeschenkt hatte und mich bat, den Kaffee oder die Musik für sie zu bezahlen.

Hin und wieder kam auch die Herzogin von Würtemberg in die Anlage. Wenn ich dort war und nicht gleich zu ihr kam, dann pflegte sie mich holen zu lassen. Einer meiner Kameraden hatte mir ein hübsches Hündchen geschenkt, welches die Figur eines Dachshundes hatte, aber weiß und braun gefleckt war, wie ein Hühnerhund. Dieses Hündchen hatte mein närrischer Freund Helene genannt, einem jungen Mädchen

zu Ehren, für welches er schmachtete. Die Fürstin meinte, meine Helene sehe aus wie eine verkleidete Ente. Das Hündchen hatte sich die Gnade der Herzogin erworben, welche ebenfalls einen sehr fetten Wachtelhund hatte, der Finette hieß. Begegnete mir die Herzogin auf der Straße, so ließ sie halten, und nach erster Begrüßung fragte sie jedesmal: „Wie befindet sich Mademoiselle Helène?“ worauf ich stets antwortete: „Ich danke, Königliche Hoheit, sehr wohl, und Mademoiselle Finette?“ —

Als sie einst in der Anlage war und sich außer ihr die Fürstin, die Gesellschaftsdamen, die Gräfin L. und ihre schöne Enkelin, Fräulein v. St., im Zimmer befanden, fragte ich zuerst nach Mademoiselle Finette, da die gewöhnliche Frage nach Mademoiselle Helène ausgeblieben war. Wie erstaunte ich aber, als die Herzogin die nassen Augen gen Himmel richtete und seufzend sagte: „Ach, sie liegt auf dem Johannisberg begraben!“ — Natürlich allgemeines Bedauern; allein als ihre Hofdame aufstand und ebenso gerührt und pathetisch sagte: „Sie hatte einen so vortrefflichen Charakter!“ da war ich dem Ersticken nahe, und Fräulein v. St., deren Lippen schon lange zuckten und deren schwarze Augen wie Diamanten glitzerten, wurde ganz roth von Anstrengung. Wir fingen Beide an zu husten, und da wir uns in's Gesicht sahen, war kein Halten mehr, als zufällig der Fächer der Herzogin niederfiel und uns erlöste; denn indem wir uns Beide hastig danach bückten, stießen wir mit den Köpfen zusammen. Das erlaubte uns, unserer Heiterkeit freien Lauf zu lassen. —

Kommandant von Mainz war damals der preußische General von Müffling. Zu jener Zeit war er nicht besonders beliebt und seines verdrießlichen Wesens wegen nannten ihn die Officiere den alten Muff. Als er sich aber — er

war Wittwer — mit einem Fräulein von R. verheirathete, einer sehr liebenswürdigen und gebildeten Dame, zeigte sich der anscheinende Bär als ein sehr freundlicher, umgänglicher und heiterer Mann. Als er einst einen Maskenball gab, erschien er selbst in kurzen ledernen Hosen, Jacke, grüner Leinwandschürze, einen Abstauber von Federn in der Hand, sein Gesicht ohne Maske. Da er ein großer, stattlicher Mann war, so erregte sein Aussehen nicht wenig Heiterkeit, aber noch mehr die Art, wie er sein Amt verwaltete. In einem der Säle war ein Wachsfigurenkabinet zu sehen, wie es häufig auf den Messen gezeigt wird; das heißt, hier waren alle Wachsfiguren lebende Personen, die irgend welche berühmte Männer oder Frauen vorstellten. Der General fungirte als Erklärer und versah sein Amt auf so komische Weise, daß gar manche Wachsfigur, die er „erklärte“ und gelegentlich abstäubte, ihren Wachsfigurenernst verlor und plötzlich lebendig wurde. —

Unser Brigade-General von Schütz war ein Mann, den wir Lieutenants alle recht gern mochten, denn er war in seinem Umgange angenehm und hielt es nicht für nöthig, Subaltern-Officieren gegenüber stets als General zu erscheinen. Auf solche Dinge gab er nichts, und ich habe nicht gefunden, daß der Dienst in irgend einer Weise durch dieses Benehmen gelitten hätte. Uebrigens war er in vielen Dingen ein höchst närrischer Kauz. Am meisten amüsirte er uns durch seine Sparsamkeit. Er mußte mehrmals im Jahr zur Inspicirung der preußischen Truppen nach Luxemburg reisen und hatte das Recht, zu diesem Ende nicht allein Diäten, sondern auch vier Pferde Extrapost zu liquidiren. Das that er denn auch sehr gewissenhaft, allein er machte „der Gesundheit wegen“ die Reise zu Fuß und lebte auf das einfachste; erst auf der letzten Station nahm er einen Wagen.

Einst hatte er die Idee, sein Officiercorps öfters zu Spielpartieen bei sich zu vereinigen; allein so viel ich weiß, blieb es bei einem einmaligen Versuch. Ich war an jenem Abend ebenfalls bei ihm. Die Klage über die Kälte und den Wein war allgemein, und als die Bedienten auf alle Winke und directe Aufforderungen nachzuheizen, nicht hören wollten, ging ein junger Officier, der eben solch ein Original war, wie der General, in die Küche und kam mit einem Arm voll Holz zurück, womit er in aller Seelenruhe zu allgemeiner Belustigung einheizte. Der General war ganz verdutzt, lachte dann aber unmäßiger als die Andern und rief einmal über das andere: „Nein, das ist zu komisch!"

Schütz war ein leidenschaftlicher Jäger und hatte eine naheliegende Jagd gepachtet, welche nicht allein seine Tafel versah, sondern durch den Verkauf des Wildes auch sonst noch einen kleinen Gewinn brachte. Bei seinen Treibjagden mußten stets Soldaten die Treiber machen, und ihre Bewegungen wurden durch das Signalhorn ganz wie beim Tirailliren geleitet. — Da er den Rheumatismus außerordentlich fürchtete, so war er sehr besorgt, sich gegen Nässe zu schützen. Neue Stiefel stellte er vierundzwanzig Stunden in's Wässer und wollte sie nicht bezahlen, wenn sie inwendig feucht waren. Um bei Regenwetter jagen zu können, hatte er eine Vorrichtung erfunden, durch welche der Stiel eines aufgespannten Regenschirms auf seinem Rücken befestigt werden konnte. Ich muß jedoch gestehen, daß ich ihn niemals in diesem Aufzuge gesehen habe. — Er war ein mittelgroßer, sehr magerer Mann; sein Dialekt verrieth seine Heimath, Sachsen.

Mein Oberst war ein feiner, sehr gebildeter Mann. Von seinen Tugenden als Soldat wußten die Hauptleute nicht viel zu rühmen. Seine Frau paßte in Hinsicht der Bildung und Liebenswürdigkeit vollkommen zu ihm und hatte

mehr Charakter als er. Es hieß allgemein und nicht mit Unrecht, daß sie das Regiment führe. Sie hatte zwei allerliebste noch nicht erwachsene Töchter, die eine vortreffliche Erziehung erhielten, und konnte damals noch für eine hübsche Frau gelten. Da sie in ihren Aeußerungen manchmal äußerst naiv war, so hatten einige böse Mäuler sie Gurli getauft. — Einige Jahre vor meiner Ankunft hatte sie Veranlassung zu einem traurigen Ereigniß gegeben. Einer der Adjutanten des Grafen Mensdorf, ein blonder Husarenlieutenant, hatte sich in ihre schönen Augen verliebt und besuchte Frau von B. täglich. Als einst der Oberst verreist war und Lieutenant W. seine täglichen Besuche fortsetzte, fand sie sich veranlaßt, ihn auf möglichst schonende Weise zu bitten, diese Besuche während der Abwesenheit ihres Mannes einzustellen.

Der Lieutenant war in Verzweiflung darüber, daß sein Benehmen vielleicht Veranlassung gegeben habe, dem Rufe der von ihm geliebten Frau zu schaden. Er eilte trostlos nach Hause, wo er von seinem Bedienten seine Pistolen verlangte. Dem Burschen fiel die Aufregung seines Herrn auf, und nichts Gutes ahnend, theilte er der Fürstin seine Befürchtungen mit. Ein österreichischer Adjutant ist meistens gleich einem Kinde vom Hause gehalten, und der Lieutenant, der ein außerordentlich liebenswürdiger junger Mann gewesen sein soll, wurde sowohl von dem Grafen, wie von der Fürstin sehr hochgeschätzt. Sie erschrack daher außerordentlich und eilte sogleich in das Zimmer des Adjutanten. Als sie aber die Thür öffnete, krachte der Schuß, und der unglückliche junge Mann endete sein Leben, mit dem Kopfe im Schooße seiner mütterlichen Freundin ruhend.

Mein Bataillonscommandeur nahm mich freundlich auf, denn er war ein guter Freund meines Vetters, des Majors. Er war ein hübscher, ziemlich großer Mann, mit schönen

blauen Augen und weichem, hellbraunem, lockigem Haar, welches leider etwas dünn zu werden anfing; auch ging er ein klein wenig mehr gebückt, als sich für einen jungen Mann ziemte, denn für einen solchen wollte der Major den Frauen gegenüber gern gelten. Uns jungen Officieren gegenüber gab sich der Major trotz aller Galanterie gern ein väterliches Ansehen, was von uns eben nicht besonders freundlich aufgenommen wurde. — Ueberhaupt war das Verhältniß der ältern preußischen Officiere zu den jüngeren damals ein nicht besonders erfreuliches. Ersteren fiel es häufig am unrechten Fleck ein, die Vorgesetzten spielen zu wollen. Besonders war dies der Fall mit den Stabsofficieren, und Müllner sagt in den „Vertrauten" sehr passend:

„— — — Der Officier vom Stab
Legt selbst im Pferdestall den Herrscherblick nicht ab."

Sie wollten den Grundsatz geltend machen, daß ein Officier niemals außer Dienst sei, und trieben dies sogar so weit, daß sie jedem Officier das Recht zusprachen, einem nur um einen Tag jüngern selbst außer Dienst als Vorgesetzter entgegenzutreten. Ich will nur zwei Beispiele aus meiner Erfahrung erzählen.

Ich war in der neuen Anlage in dem Zimmer, in welchem die Fürstin gewöhnlich zu sein pflegte. Außer mir waren nur noch ein anderer junger und ein älterer Secondelieutenant anwesend. Als das hübsche Kellnermädchen mir den Kaffee brachte, faßte ich sie scherzend um die Taille, wogegen sie nicht das Geringste einzuwenden hatte. Am andern Tage auf der Parade kam der ältere der beiden Officiere zu mir und stellte mich in einem verweisenden Ton über mein Benehmen zur Rede und bemerkte dabei, er sei aufgestanden und zur Thür hinausgegangen, um mir sein Mißfallen zu

erkennen zu geben! — Nun fand ich es erstlich durchaus nicht unanständig, in Gegenwart von zwei Kameraden, mit denen ich noch dazu näher bekannt war, einen Scherz mit einem hübschen Mädchen zu machen, und zweitens mißfiel mir der Verweis gründlich wegen des insolenten Tones. Ich hielt es also für angemessen, sehr derb zu antworten und dem Andern zu bemerken, daß ich mich sehr wenig um sein Mißfallen kümmere, daß es eine Dummheit sei, zu verlangen, ich solle von seinem Herausgehen Notiz nehmen, und endlich eine Unverschämtheit, in solchem Tone mit mir zu reden. Anstatt mir darauf zu entgegnen, wie ich es erwartete, schrie er: „ich werde Sie bei dem Obersten verklagen!" — „Dort steht er — er stand nur wenige Schritte von uns — gehen Sie nur gleich hin," versetzte ich ruhig. Das that er denn auch.

Der Oberst rief mich zu sich und überschüttete mich, ohne nur meine Rechtfertigung anzuhören, mit den derbsten Verweisen, und zwar in so lautem Tone, daß die in den Fenstern des österreichischen Kasinos liegenden Officiere jedes Wort hören konnten. Ich zitterte vor Zorn, und da ich an mich halten mußte, so biß ich so heftig auf meine Unterlippe, daß mir das Blut über das Kinn lief. Der Oberst sagte, jeder ältere Officier, und sei er im Patent um einen Tag älter, sei mein Vorgesetzter und ich müsse seine Verweise gebührend hinnehmen. „Aber nicht in solchem Ton," schob ich ein. — „Ach was, der Ton, der Ton!" antwortete er, „der thut nichts zur Sache." — Nun riß mir aber die Geduld und ich rief: „Ich dulde aber solchen Ton nicht und von Niemand, wer es auch sei!" Dabei maß ich den Obersten mit flammenden Augen von Kopf bis zu Fuß. — „Sollte ein Duell daraus entstehen," sagte er heftig, „so würde ich Sie unfehlbar Sr. Majestät dem Könige melden."

Es war dies seine Lieblingsdrohung, welche nie zur Ausführung kam. Auch ein Duell fand nicht statt.

Bei einem Ball in Saarlouis (wohin unser Regiment später verlegt wurde), der in unserm Officierskasino stattfand, tanzte Lieutenant von G. den Cotillon vor. Als er eben eine neue Tour beginnen wollte, fing die Musik plötzlich an den Kehraus zu spielen, womit der Ball gewöhnlich beendigt wurde. Als G. den Capellmeister deßhalb zur Rede stellte, verantwortete sich dieser damit, daß Major A. den Kehraus befohlen habe. „Ich tanze den Cotillon vor und bitte Sie, weiter zu spielen," rief der Lieutenant. Major A. kam nun herbei und sagte, daß er allerdings den Tanz befohlen und der Cotillon ein Ende habe. Darüber erhitzte sich G., den der Major in seiner beliebten väterlichen Weise: „Mein liebes Kind" nannte. G. zeigte auf seine Epauletts und rief: „Ich bin der Lieutenant von G. und nicht Ihr liebes Kind." Man kann sich denken, welches Aufsehen eine solche Unterredung auf einem Balle machen mußte! Als die Musik den Kehraus auf's neue spielte, und Major A. seine Dame mitten in den Saal führte, hatte er die Beschämung, dort allein stehen zu bleiben, da kein anderes Paar den Kehraus tanzen wollte. Die Sache kam vor den General, der dem Lieutenant von G. vierzehn Tage Stubenarrest gab. —

Ebenfalls in Saarlouis tanzte ich einst mit der Schwägerin des Majors Grafen von —, eines kleinen, vergelbten Menschen. Mitten in einem sehr schnellen Walzer kam der Graf zu mir und sagte: „Herr von C., ich muß Sie bitten, anständig zu tanzen." Ich sowohl, wie meine Dame waren höchlich überrascht, und ich erwiderte, daß ich zu wissen glaube, was sich in Gesellschaft zieme, und mir nicht bewußt sei, irgend eine Unanständigkeit begangen zu haben. Der kleine

Mann richtete sich hoch auf und rief mit lauter, feiner Stimme: „Ich rede zu Ihnen als Stabsofficier!“ Ich drehte ihm den Rücken und sagte lachend: „Er ist wohl närrisch geworden?“ — Die Sache war um so lächerlicher, da es ein Maskenball war und ich vor dem Major, der allerdings Uniform trug, — als Fra Diavolo stand. Meine Dame flüsterte mir zu: „Bitte, tanzen Sie nur ebenso schnell wie vorher, ich tanze gar zu gerne schnell.“ — Graf — wurde ganz gelb und verklagte mich am andern Tage auf der Parade bei meinem damaligen Major. Man sollte meinen, ich hätte den Cancan getanzt oder dergleichen; allein meine Unanständigkeit, die ich eigentlich erst hier erfuhr, bestand darin, daß bei dem schnellen Drehen die Röcke der jungen Dame etwas hoch geflogen waren. Ich erwiderte, daß das nicht meine Schuld, sondern die der damals getragenen kurzen Kleider und des Arrangements der Toilette sei. Daß ich ihm den Rücken gedreht und etwas gesagt, „das er nicht verstanden,“ hatte ihn besonders gekränkt, wie auch, daß ich nachher noch schneller getanzt. Mein Major wußte vor Lachen nicht, was er sagen sollte, und damit hatte es sein Bewenden.

Bei den Oesterreichern fand zwischen den Officieren damals ein ganz anderes Verhältniß statt. Dort nannten sich sämmtliche Officiere einer Charge Du, und außer Dienst verkehrten die Stabsofficiere mit den Subalternen kameradschaftlich. Oesterreichische Majors schoben mit uns jungen Lieutenants Kegel oder spielten mit uns Landsknecht; das that bei uns — wenigstens damals in Mainz — kein Hauptmann, ja nicht einmal jeder ältere Secondelieutenant. — Es gab indessen auch Ausnahmen, wie das bei so vielen verschiedenen Individualitäten wohl natürlich ist. Mein Hauptmann zum Beispiel war eine solche Ausnahme, und wenn

er sich nicht zu familiär mit uns jungen Officieren machte, so hatte das andere Gründe.

Hauptmann L. war ein Mann von mittlerer Größe, mit kurzem Halse, einem guten, meistens besorgt und ängstlich aussehenden, etwas pockennarbigen Gesichte, welches durch einen ordonnanzmäßigen blonden Schnurrbart nicht verschönert werden konnte. Nach der Vorschrift durfte der Bart nämlich nicht über die Lippe herabhängen und nicht über die Mundwinkel hinausragen. Wer nun etwas starre Barthaare hatte, wie mein guter L., sah aus, als habe er sich eine defecte Zahnbürste unter die Nase geheftet. Des Hauptmanns dünnes sandfarbenes Haar stand in verschiedenen Richtungen von dem ziemlich großen Kopfe ab.

Saß Hauptmann L. in Kastel im Bären, seinen halben Schoppen vor sich, so glühten Schädel und Gesicht in mildem Scharlach, und auf letzterem strahlte der Ausdruck des größten Wohlwollens und der äußersten Zufriedenheit mit sich und seinem Nächsten, — nämlich dem halben Schoppen. Dieser kleine halbe Schoppen war der Mantel christlicher Liebe, mit welchem der wackere Hauptmann seine große Schwäche zudeckte — die einzige Heuchelei, deren er übrigens fähig war. — Kam ich in den Bären und konnte an dem Gesichte des Hauptmanns nicht gleich die Nummer erkennen — eine Art Cyanometer für Scharlach wäre da sehr von Nutzen gewesen — so fragte ich den Kellner heimlich: „Georg, der wievielte?“ — Dann hieß es nicht selten: „Der fünfzehnte, Herr Lieutenant,“ — halbe Schoppen nämlich. War einer leer, so vertauschte ihn Georg still gegen einen vollen. — Der gute Hauptmann hatte viel Durst, konnte unendlich viel vertragen — denn niemals sah ich ihn auch nur entfernt angetrunken — und die Welt ist so böse! Er haßte jedes Aufsehn, und war glücklich, wenn er unbemerkt und demüthig

durch das Leben gehen konnte. Er war harmlos wie ein Kaninchen und ebenso ängstlich, obwohl er den Krieg als österreichischer Jäger mitgemacht hatte und das österreichische Feldzugszeichen trug, zu welchem sich später das preußische goldene Kreuz gesellte, welches die Officiere erhalten, wenn sie ihre silberne Hochzeit mit der Fahne feiern.

Es sah in Mainz doch nicht so friedlich aus, wie mir der Officier bei der Abreise von Hause gesagt hatte; die Garnison stand auf dem Kriegsfuße und die Officiere hofften auf Krieg. L., als ein vorsichtiger Mann, traf bei Zeiten seine Vorbereitungen. Vor dem Wasser hatte er den frommen Schauder eines rheinischen Schoppenstechers, und so war es denn seine erste Sorge, sich den Regen vom Leibe zu halten. Zu diesem Ende ließ er seinen Mantel durchaus mit feinem Wachstuch füttern. — Als es mit dem Kriege nichts war und der Hauptmann, besonders als es kalt und der Wachstaffent steif wurde, über das knitternde Geräusch, welches er verursachte, aus einem Schrecken in den andern fiel und sich wie eine Katze mit Nußschalen vorkam, so wurde das Futter wieder entfernt.

Eine andere Sorge, die den Hauptmann bei den kriegerischen Aussichten beschäftigte, war die, daß er mit seinem Zahnstocher von Degen gegen einen feindlichen Uhlanen ein verlorner Mann sein würde. Er trug zwar preußische Hauptmannsuniform, allein eigentlich war er nur ein verkleideter Jäger, und wie ein reich gewordener Frankfurter Kaufmann, wenn er sich vom Geschäft zurückzieht, in seinem Hause ein kleines „Comtorche" haben muß, wenn er auch darin nichts thut, als seine Coupons abschneiden, — so schmachtete auch L. nach einer Miniatur-Jägerbüchse. Ein ausgewachsenes Schießinstrument dieser Art ließ sich unter dem marschmäßig angezogenen, wachstuchgefütterten Mantel, der die jetzt üblichen

Paletots anticipirte, durchaus nicht verbergen. Ich hatte die Ehre, zu Rathe gezogen zu werden, und der Beschluß fiel dahin aus, den geschickten Büchsenmacher, Herrn Lindenschmidt junior, eine Art Kindergewehr machen zu lassen, welches hinter den Tugenden einer Pürschbüchse sicher nicht zurückstehen und ganz gewiß geeignet sein würde, einem bösen Uhlanen ein Loch in den Schädel zu bohren, ehe dessen Lanzenspitze dem Wachstaffentnen zu nahe kam. Die kleine Büchse fiel wirklich allerliebst aus; allein das Kriegsgeschrei verhallte.

Mit Schrecken sah mein guter Hauptmann, daß er alle Tage älter wurde. Es war nicht sowohl das Alter, welches er fürchtete, — er hatte nichts dagegen, hundert Jahre zu erreichen — als vielmehr das Avancement zum Major. Er war so glücklich als Hauptmann erster Klasse, der von keiner Frau geängstigt wurde, mit hundert Thalern monatlich und Bundeszulage und was sonst an Servicen und andern Dingen erspart wurde; welche große Menge kleiner halber Schoppen ließen sich dafür genießen! Ein Major hatte freilich noch mehr, und es war daher auch wieder nicht eigentlich das Avancement, welches er fürchtete, sondern das damit unvermeidliche Reiten! Der Gedanke, daß er dazu bestimmt sei, einst den festen Erdboden mit dem schwankenden Sitz auf dem Rücken einer unvernünftigen Bestie zu vertauschen, — dieser Gedanke trug sicher viel zu dem besorgten Ausdrucke seines Gesichtes bei und vergällte ihm manchmal seinen Hochheimer.

Bei unsern Manövern um Mainz wurden indessen häufig „kleine Bataillone“ gebildet, und eines Tages erhielt mein armer L. auf Parade den Befehl, bei dem Manöver am andern Tage das Kommando eines solches Bataillons zu übernehmen. Schon häufig hatte er sich durch allerlei Listen und Kunstgriffe dieser Ehre zu entziehen gewußt; allein dies-

mal ging es durchaus nicht, da einige Hauptleute abwesend waren. Es half nichts, er mußte zu Pferde. Ein Officier, der L.'s Schwäche kannte, und den der tiefe, auf seinem Gesichte ausgedrückte, Kummer rührte, bot ihm seinen Fuchs an, der seiner Sanftmuth wegen bekannt und in der That mit einem seidenen Faden zu lenken war. L. schüttelte, mit Thränen in den Augen, dem Gefälligen beide Hände.

Am andern Morgen hatten wir also das Vergnügen, unsern guten L. hoch zu Rosse an unserer Spitze zu sehen. Das ganze Bataillon schmunzelte, und sogar des Hauptmanns Fuchs lachte gutmüthig mit, denn es war kein Funken von Schelmerei in ihm. L.'s Gesicht aber sah sehr sorgenvoll und übernächtig aus; ich bin überzeugt, er hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan. Er zählte diesen Tag gewiß zu den unglücklichsten seines Lebens. Das Abenteuer ließ sich indessen weit besser an, als er erwarten mochte. Es gelang ihm, ungetrennt vom Fuchs auf den Exercierplatz zu kommen.

Da er nun aber bei jeder Bewegung seines Pferdes, auf welche er nicht gefaßt war, und unter diese Kategorie gehörte eigentlich eine jede, — in tausend Aengste gerieth, so hatte er natürlich keine Aufmerksamkeit für sein Bataillon, und die Folge davon war, daß dasselbe im Mombacher Wald in solche Verwirrung gerieth, daß alle „vierzehn Nothhelfer," neben deren Capelle es stand, es nicht auf gewöhnlichem Wege in Ordnung gebracht haben würden. Die Züge standen am unrechten Fleck, die Sectionen waren verkehrt eingeschwenkt, kurz niemand wußte, wo Kopf und Schwanz des Bataillons waren, und L. hätte sich gern die Haare gerauft; allein eine Hand hielt den Sattelknopf und die andere den blanken Zahnstocher. Ich wollte Dickens hätte meinen Hauptmann gesehen, welch' köstliches Genrebild würde seine unvergleichliche Feder zeichnen! — L.'s Angst

wurde Agonie, als ein feindlicher Hauptmann lachend auf ihn einsprengte, ihm den Degen auf die Brust setzte und ausrief: „L., Ihr seid mein Gefangener!“ — Durch den Anprall gerieth der Fuchs ein wenig in Bewegung; der Hauptmann packte mit beiden Händen die Mähne, wobei sein Degen an die Erde fiel und sein Czako in den Nacken rutschte, so daß die Kinnschuppen unter die Nase kamen. „Lieber St.,“ rief er mit flehender Stimme, „bitte, bitte — Sie sehen ja, daß ich mit dem wilden Thier genug zu thun habe!“

Zum Glück wurde Sammeln geblasen, das Manöver war zu Ende und wir marschirten nach Hause. L. hielt sich weislich hundert Schritt seitwärts von der Colonne, da die lärmenden und singenden Soldaten sein „wildes Thier“ leicht noch wilder machen konnten. Der Marsch ging aber unglücklicherweise durch ein Defilé, welches er nicht umgehen konnte und mit der Colonne passiren mußte. Allein o Schrecken, zwischen dieser und ihm lag ein Graben! Freilich war derselbe in sandigem Boden, kaum drei Fuß breit und mit so abgeflachten Rändern, daß er nur eine kleine Vertiefung bildete, allein für L. war es ein entsetzliches Hinderniß. — Mit Zittern sah er seinen Fuchs darauf zugehen und derselbe würde den Graben durchschritten haben, ohne auch nur an einen Sprung zu denken, wenn sein furchtsamer Reiter nicht den Zügel angezogen hätte. Wie es L. anfing, weiß ich nicht, genug als ich vorüber marschirte, sah ich ihn in der lächerlichsten Situation, die man sich nur denken kann. Mit den Vorderfüßen stand das Pferd diesseits und mit den Hinterfüßen jenseits des Grabens, in der Stellung, welche man die Pferde oft zum Aufsitzen anzunehmen lehrt, — und bewegte sich nicht. Der Hauptmann war in der tödtlichsten Verlegenheit, denn rührte er das

Pferd an, so trat es natürlich mit den Hinterfüßen in den Graben, und das Gleichgewicht des Reiters mußte bedenklich erschüttert werden.

Wir Offiziere und sämmtliche Soldaten lachten laut über das komische Schauspiel, und zu allem Unglück kam auch noch Hauptmann von St. angesprengt, der immer seinen Spaß mit L. hatte. Laut rief er diesem im Magdeburger Dialect einen derben Scherz zu, dann aber gab er dem Fuchs einen leichten Hieb, so daß er vorwärts ging, wobei sich sein Reiter mit beiden Händen am Sattelknopfe hielt. Das war das erste- und letztemal, daß ich L. zu Pferde sah.

Der gute Hauptmann hatte einen gewaltigen Respekt vor dem Adel und mußte mit den adeligen Offizieren seiner Kompagnie schon ganz gut bekannt sein, wenn er es wagte, sie einigermaßen auf gewöhnliche Weise zu behandeln. Mir zeigte er eine höchst lächerliche Ehrerbietung, die sich mit unserm dienstlichen Verhältniß durchaus nicht vertrug. Er wagte es nie, mich kurzweg zu einem Dienst zu bestellen, sondern sagte stets mit sanftester Stimme, die Hand an der Mütze: „Dürfte ich Sie wohl ganz unterthänigst bitten" u. s. w. Um keinen Preis ging er vor mir durch die Thür, und erst nach längerer Zeit gelang es, ihm diese Abgeschmacktheit abzugewöhnen. Die erste Folge davon war, — daß ich zum Kompagnieexercieren oder zum Apell kam, wenn es mir gerade paßte, bis mein Freund S. mir etwas die Leviten las und mir vernünftige Gründe dafür gab, die Schwachheit des Hauptmanns nicht zu mißbrauchen.

L. war nicht das einzige Original bei unserm Bataillon; die Hauptleute konnten fast sämmtlich auf diesen Namen Anspruch machen. Hauptmann von St. war der älteste Kapitän des Regiments. Die Leute seiner Kompagnie und

wir Offiziere nannten ihn unter uns „den Knubbel“; woher dieser Name, weiß ich nicht, vielleicht weil man das Drillen der Soldaten knubbeln nannte, was jedoch auch von dem Spitznamen des Hauptmanns hergeleitet sein kann, da dieser sehr diensteifrig war. Der Knubbel war, glaub' ich, aus dem Magdeburgischen, wenigstens hatte er die Gewohnheit, alle Vokale in Doppelvokale zu verwandeln, besonders wenn er sich im Reden gehen ließ; denn in Gesellschaft verstand er sich ganz gut auszudrücken. Jeder seiner Soldaten, besonders im ersten Gliede, hatte seinen Spitznamen. Da war der Flügelkerl, der Weiberkerl, — weil er zu Hause eine Frau hatte — das krumme Luder, der H—kerl u. s. w. Letzterer erhielt diesen Namen, weil ihn einst eine Patrouille auf der Straße mit einem Mädchen angetroffen und arretirt hatte, was dem Hauptmann Veranlassung zu einer schönen Sittenpredigt gab, deren Moral war: „Wenn ich lieben will, dann gehe ich in der Ecke und schäme mir.“

Wenn nach einer Bewegung des Bataillons die Richtung wieder hergestellt wurde, so pflegten die Zugführer die einzelnen Leute, die zu weit vor- oder zurückstanden, leise bei Namen zu rufen, was gestattet war, wenn es „flüsternd“ geschah. Hauptmann St. war darin besonders eifrig, und man hörte seine Stimme bis zum linken Flügel des Bataillons, obwohl er stets behauptete, nur zu f l ü s t e r n. Man denke sich in einer Front acht Zugführer, die so flüstern und dazu mehr oder weniger heftige Bewegungen mit Oberkörper und Händen machen, und man wird begreiflich finden, daß die Kommandeurs darüber förmlich außer sich geriethen, da Eiferer, wie St., nie mit dem Ausbessern fertig werden konnten. Major A. rief oft in Verzweiflung: „St., Dein F l ü s t e r n ist auf Ehre nicht zum Aushalten!“ Mußte dieser endlich schweigen, dann drehte er sich wenig-

stens noch nach dem schließenden Lieutenant um und rief: „Pfäh, was versteht der dervon!"

Mein Oberst trachtete sehr danach, es beim Regiment abzustellen, daß die Soldaten beim Exercieren gestoßen oder geschimpft wurden. Als er einst über den Schloßplatz ging, blieb er bei der Kompagnie stehen, welche Hauptmann von St. in gewöhnlichem Eifer exercierte: „Will der Saukopp wol des Schloß auswärts nehmen! — Der verfluchte Saukopp hört nich! — Saukopp, der Deibel dreht Ihm des Schloß auswärts!" — „Aber lieber Hauptmann," unterbrach ihn der Oberst, dessen Anwesenheit gar nicht bemerkt worden war, „ich bitte, Sie wissen, daß ich das Schimpfen der Soldaten nicht leiden kann und Ausdrücke, wie Saukopf und dergleichen, durchaus nicht haben will." — „Pfäh!" antwortete der erstaunte Hauptmann, der sehr höflich gewesen zu sein meinte, „Gott verdamm' mir, Herr Oberst, ich schimpfe niemals nich, kann ich denn aber dafür, daß des Schweineluder Saukopp heißt?" —

Damals suchten manche Stabsoffiziere noch etwas darin, derbe Ausdrücke zu gebrauchen, da sie meinten, es gehöre das zum Soldaten. Man hörte vor der Front oft Reden die in Buchstaben ausgedrückt ganz ungeheuerlich scheinen, weshalb sich keine Proben mittheilen lassen.

Der Vorschrift nach wurden die Soldaten damals Er genannt, doch meistens nannte man sie Du. — Es blieb nicht immer beim Fluchen und Schimpfen; es donnerte nicht nur, es schlug auch ein. Die armen Leute wurden von Hauptleuten und Unteroffizieren beim Exercieren oft unbarmherzig geknufft. Der Oberst gab sich alle Mühe es abzustellen, da es überdies auf das Strengste verboten war, und drohte Uebertreter unfehlbar „Sr. Majestät dem Könige zu melden." Das geschah nie und die Mißhandlungen blieben.

Als ich einst die Aufsicht beim Exercieren der Rekruten hatte, sah ich, daß ein kleiner, giftiger Sergeant einem armen Menschen mit seinen massiven Stiefeln fortwährend die Schienbeine bearbeitete, so daß dem Aermsten die hellen Thränen über die Backen liefen und er sein Gewehr fast fallen ließ. Ich wurde über diese raffinirte Bosheit so wüthend, daß ich den Degen zog und den Sergeanten mit der flachen Klinge und einigen Fußtritten regalirte, wobei ich rief: „Wie gefällt Ihnen das? Wie Sie zu dem Manne stehen, so stehe ich zu Ihnen!“ — Ich rieth ihm, mich zu verklagen; allein er unterließ es. Freilich hatte ich Unrecht, allein der Zorn hat auch sein Recht. —

Da ich von all' meinen Vorgesetzten geredet habe, so darf ich den „Kommandirenden“ nicht auslassen, den ich hätte zuerst nennen sollen. Der Befehlshaber des achten Armeekorps, wie überhaupt aller Truppen in den Rheinprovinzen, war der General der Kavallerie von Borstell. Ich habe selten einen schönern Soldaten gesehen, als den alten General zu Pferde. Er saß elegant wie ein Lieutenant und blickte stolz wie ein Kaiser. Die unter ihm stehenden Generale bückten sich vor ihm bis auf den Sattelknopf. Wir nannten ihn Se. Majestät vom Rhein, und er selbst pflegte, nur halb im Scherz, Coblenz seine Residenz zu nennen. Die Stabsoffiziere verdufteten förmlich zu nichts vor ihm, und Major von S. verlor, „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ so sehr den Kopf, daß er einst Präsentiren kommandirte mit Gewehr beim Fuß! „Ei, ei, mein lieber Major,“ rief Borstell, „wie kommt denn das?“ — „Excellenz,“ stotterte der Sichineinmauselochzuverkriechenwünschende, „Excellenz, — die — der — Respekt!“ — „Nun, nun,“ antwortete Se. rheinische Majestät mit superbem Lächeln, „ich bin ja auch nur ein Mensch!“ —

Als er uns die Ehre erzeigte, ein Diner in unserm Kasino anzunehmen, stand er beim Dessert auf, das Glas in der Hand und rief: „Ich habe gerne bei Euch gegessen!" — Sein Stolz stand ihm indessen gut, und die Soldaten mochten ihn gern, zum Theil wohl mit deshalb, weil sie die kleinen Tyrannen vor ihm zittern sahen. —

Zweites Capitel.

Die Bundesfestung. — Der Dienst. — Der General. — Manövers. — Das Officiercorps. — Heirathen. — Geselliges Leben. — Oesterreicher. — Die Cadettenclique. — Friedrich von Sallet. — Kriegsgericht.

Mainz ist bekanntlich eine Bundesfestung und ihre Besatzung besteht zu gleichen Theilen aus Oesterreichern und Preußen; sie stand damals auf dem Kriegsfuße und belief sich auf mehr als 12,000 Mann. Sie wurde gebildet aus dem Regimente von Langenau und einem Bataillon eines böhmischen Regiments, Artillerie, Pionnieren, Pontonieren und einer Schwadron Dragoner, die später durch eine von Coburg-Ulanen abgelöst wurde; dem 35. und 36. preußischen Infanterie-Regiment, Artillerie, Pionnieren und einer Schwadron Ulanen, die später von Dragonern abgelöst wurde. Die Zahl der Officiere war sehr bedeutend, da außer den regimentirten noch eine Menge bei der Militär-Commission, beim Proviantwesen u. s. w. angestellt waren.

Stadt und Festung waren in eine österreichische und in eine preußische Hälfte eingetheilt; sogar die niederen, von den gemeinen Soldaten besuchten Wirthshäuser der Stadt sowohl, wie der naheliegenden Dörfer, erlitten diese Scheidung. Letzteres geschah, um Schlägereien zu verhüten, die hin und wieder vorkamen und nicht selten blutig abliefen. In den

ersten Jahren nach dem Kriege kam es einst sogar zu einem Gefecht mit scharfen Patronen. Zu jener Zeit war jedoch das Verhältniß der beiden Truppen ein ziemlich freundschaftliches, trotz der gelegentlichen Wirthshausschlägereien.

Die beiden Officiercorps vertrugen sich vortrefflich, und ich weiß mich keines Duelles zu erinnern, welches zwischen einem österreichischen und einem preußischen Officier stattgefunden hätte.

Bei den Einwohnern von Mainz waren die Oesterreicher damals beliebter, als die Preußen, was wohl zum Theil daher kam, daß sie ihrer langen Dienstzeit wegen viele Jahre in Mainz blieben, mit den Bürgern besser bekannt wurden und sich zu allerlei Gefälligkeiten und Dienstleistungen willig finden ließen, während die Preußen höchstens drei Jahre dienten und häufig schon nach anderthalb oder zwei Jahren zur Kriegsreserve entlassen wurden. Auch herrschte in jener Gegend noch aus den neunziger Jahren her eine Art traditioneller Antipathie gegen die Preußen, wie denn überhaupt ihre norddeutsche Art und Weise wenig Beifall fand.

Bei den Oesterreichern herrschte damals noch sehr viel Altmodisches im Militärwesen, welches uns viel zu lachen gab. Besonders amüsirte es uns, daß jedem Commando erst eine Geschichtserzählung voranging; z. B. „man wird in ganzer Front marschiren,“ und nun kam erst das eigentliche Commando. An den Dialect und die Betonung des Commandos konnten wir uns gar nicht gewöhnen, und während General von Welden sich über das preußische Commando „Gewehr über“ halb todtlachen wollte, passirte uns fast dasselbe bei dem ächt österreichisch betonten „Kolben hoch“.

Der Dienst war für uns Officiere in Mainz nicht besonders schwer, wenigstens hatte ich nicht darüber zu klagen, daß mein Hauptmann mich zu häufig mit Exercieren plagte,

geschah es, so war die Sache in höchstens zwei Stunden abgemacht. Das tägliche Erscheinen bei der Parole war mehr ein Amusement, denn man fand sich hier mit allen Kameraden zusammen und konnte verabreden, was man am Nachmittage beginnen wolle, oder sich sonstige Tagesneuigkeiten mittheilen. Die Appells, bei denen den Leuten die Befehle bekannt gemacht und die meist von nur einem Officier abgehalten wurden, dauerten selten länger als eine Viertelstunde, wenn nicht gerade Montirungsstücke nachgesehen oder „Instructionsstunden" gehalten wurden, die man indessen auch häufig dem Feldwebel und den Unterofficieren überließ. Alles das hing natürlich sehr von dem Compagniechef ab. Zur Ausbildung der Rekruten eines Bataillons waren gewöhnlich einige Officiere commandirt, die dann allerdings sechs Wochen lang einige Stunden Vor- und Nachmittags bei deren Exercieren anwesend zu sein hatten.

Die Preußen hatten in der Festung zwei Officierswachen; die preußische Hauptwache nahe dem Dom und die Gauthorwache. Dieser Dienst traf uns in der schlimmsten Zeit, wenn viele Officiere beurlaubt oder zu auswärtigem Dienst abwesend waren, etwa alle vierzehn Tage. Die Wache hatte eben nicht viel Unangenehmes, da man in der Nacht gewöhnlich die Unterofficiere die Ablösungen besorgen ließ und sich ruhig auf's Sopha legte, wenn einmal die Hauptronde — vor Mitternacht — dagewesen war. Man hatte den ganzen Tag über und oft die Nacht dazu Besuch von Kameraden; es wurde getrunken, geraucht und gespielt. In frühern Zeiten erwarben sich Officiere eine Zulage damit, daß sie von anderen Kameraden für Geld die Wachen übernahmen. Damals kam das jedoch nur noch sehr selten und unter der Hand vor, und man gab dann nicht Geld, sondern Wein und Tabak, um die Kosten als Wirth bestreiten zu können.

Die Hauptronde hatte stets ein Hauptmann oder ein älterer Premierlieutenant, der Hauptmannsdienst that. Dieser nahm sich von einer Wache eine Patrouille mit und „stellte“ zwischen dem Zapfenstreich und Mitternacht einige Wachen, um sich von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen; die Visitirronde, welche ein Lieutenant hatte, versah denselben Dienst zwischen Mitternacht und Reveille. Es kam stets in den Morgenrapport, wann die Ronden auf den Wachen gewesen waren. Oft sagte man auch zu dem wachthabenden Officier am Mittag auf der Parade: „Du, ich bin um zwei Uhr dagewesen“. Das kam dann in den Rapport. Ich ging jedoch meine Ronden meist sehr gewissenhaft, da mir die Nachtpromenade Spaß machte, und ich stellte oft, selbst mitten im Winter, sämmtliche preußische Wachen. Es war das eine ziemlich angreifende Promenade, und im Sommer ging bei meiner Rückkehr manchmal die Sonne bald auf. Das wird Dem begreiflich sein, der Mainz kennt und dem ich sage, daß man von der Gauthorwache die Alzeyer Straßenwache, die Sternschanze, die Hechtsheimerschanze, die Weissenauer Lagerwache, die Neuthorwache, die am eisernen Thor und die Thorwache in Kastel besuchte und erst mit der Hauptwache seine Ronde schloß.

Wenn das Exercieren im Bataillon und Regiment anging, dann hatte man allerdings auf dem Mombacher Sand eine hübsche Vormittagspromenade; allein dann hatte man den Nachmittag für sich, und solch Exercieren konnte schon deshalb nicht täglich stattfinden, da meist immer ein ganzes Bataillon auf Wache war, obwohl auch bei besonderen Veranlassungen gemischte Wachen gegeben wurden. — Das gewöhnliche Paradeexercitium im Bataillon oder Regiment auf dem Mombacher Sand in den Hundstagen war allerdings kein Vergnügen, besonders für einen schließenden Officier,

der mitten in der Colonne steckte. Der aufgewühlte Staub war fast erstickend; man schnappte nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Indessen selbst dieses Exercieren machte mir Spaß, besonders wenn im Feuer exerciert wurde. Der Pulverdampf hat etwas ganz eigenthümlich Berauschendes, und der preußische Avancirmarsch scheint mir aufregender als die Marseillaise. Man hat denselben in neuerer Zeit für die ganze Musik arrangirt; ich finde ihn wunderschön, allein er bringt bei mir ganz dieselbe Wirkung hervor, wenn ihn auch nur die Pfeifen allein spielen und die Trommeln mit dem Tact begleiten. Ich faßte stets unwillkürlich den Degen fester und mein Blut gerieth in Wallung.

General Schütz war ein tüchtiger Taktiker und belästigte unsere Obersten mehr mit Manövern und anderen militärischen Versuchen, als ihnen lieb war. Besonders waren manche Hauptleute Feinde der Manöver und Felddienstübungen, weil es die Leute „zum Parademarsch verdarb". Ein untadelhafter Parademarsch, besonders in Compagniefront, war das höchste Ziel, nach welchem die meisten Hauptleute damals strebten. Sah man den weißen Federbusch des Generals am Ende der Thiermarktstraße auftauchen und die Parole war ausgegeben, dann war der Thiermarkt, wo die tägliche Parade stattfand, in einer Minute leer, denn Schütz hatte gewöhnlich einen langen Zettel voll Notizen.

Seine Manöverdispositionen waren meistens sehr interessant; allein der Wunsch, seine Aufgabe zu lösen, ließ ihn oft Vorkehrungen treffen, wodurch er sich selbst betrog. Einst hatte er sich die Aufgabe gestellt, einen Convoi von Proviant in die Festung zu schaffen. Unsere Truppen, von denen angenommen wurde, daß sie die Festung blockirten, sollten diesen Transport aufzufangen suchen. Da man nicht genug preußische Truppen in Mainz hatte, um ein getreues Bild

des Krieges aufzustellen, so mußte man zu militärischen Hieroglyphen seine Zuflucht nehmen und ganze Bataillone durch wenige Rotten und eine kleine Fahne repräsentiren lassen; man nannte dies gegen einen markirten Feind manövriren. — Der Convoi war durch einen — einspännigen Karren „markirt". Dieses Markiren war sehr gut und entsprach seinem Zweck vollkommen, wenn man nur nicht so oft im Eifer die taktischen Möglichkeiten vergessen hätte. Ein Bataillon von tausend Mann braucht eine bestimmte und ziemlich lange Zeit, um ein Defilé zu passiren, und nimmt selbst in geschlossener Kolonne einen nicht unbeträchtlichen Raum ein; wollen nun die zwanzig Mann, welche solch Bataillon repräsentiren, ihre Aufgabe ordentlich erfüllen, so müssen sie sich nicht schneller bewegen, als es dieses Bataillon zu thun im Stande ist. Eine Linie von fünfzig und mehr vierspännigen Proviantwagen ist erschrecklich lang, und die Spitze kann in großer Gefahr sein, während der letzte Wagen noch gar nicht in Bewegung ist; das muß der einspännige Karren berücksichtigen. Allein die Lust, die Aufgabe zu lösen, verführte, wie gesagt, den General oft zum Selbstbetrug. Bataillons versteckten sich hinter einem kleinen Gebüsch und der Karren agirte stets als einzelner Karren, ja er wurde so unschuldig maskirt, daß er mit anderen Wagen die feindliche Linie passirte, ohne daß man in derselben die Ahnung haben konnte, der große Proviantransport sei glücklich in die Festung gekommen! War ihm eine solche List gelungen, dann that er sich nicht wenig darauf zu gut, dessenungeachtet war er ein recht tüchtiger General.

Ich kam bei ihm in den Ruf eines sehr talentvollen Officiers. Der Zufall, der mir dies einbrachte, ist komisch, und da dergleichen im Felde nicht selten vorkommt, so will ich ihn erzählen. Wir rückten gegen den Mombacher Wald

vor. Ich hatte den Auftrag, mit meinem Tirailleurzuge die Verbindung zwischen zwei in Angriffscolonne formirten Bataillons zu unterhalten. Das eine derselben zog sich jedoch immer weiter rechts und das andere immer weiter links, so daß ich meine Linie ungebührlich ausdehnen mußte und endlich, als ich in den Wald tiefer eindrang, gezwungen war, den Zug zusammenzuziehen. Ich hielt indessen die muthmaßliche Mitte, Plänkler rechts und links schickend, um wo möglich einen Blick von meinen Bataillonen zu behalten. Endlich wußte ich weder, wo ich selbst mich befand, noch wo meine Bataillons standen, noch wohin ich mich zu wenden habe, da uns die Manöverdisposition nur äußerst flüchtig mitgetheilt war und ich — ehrlich gestanden — mich auch nicht viel darum gekümmert hatte. In meiner Verlegenheit stieß ich auf meinen Freund S., der mit einem Zuge Bieberich gegenüber an der sogenannten schönen Aussicht stand. Er hatte den Auftrag, dort zu bleiben, bis man ihm sagen würde, wohin er zu gehen habe. Er stand schon eine Ewigkeit dort, man hatte ihn ganz sicher vergessen, und er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte.

Ich hielt es für das Beste, mich ihm anzuschließen und ging dann allein in den Wald vor, um zu recognosciren, da ich an dem Gewehrfeuer im Walde, wie an den verschiedenen Signalen nicht gewahr werden konnte, ob sie von Feind oder Freund kamen. Endlich sah ich feindliche Czakos — wir trugen Mützen — in dichten Colonnen sich anschicken, vor ihnen liegende Höhen mit Sturm zu nehmen. Wir befanden uns im Rücken der feindlichen Linie. Ich lief sogleich zu S. zurück und veranlaßte ihn, mit mir vereinigt vorzurücken. Ohne Signale lösten wir fast unsere ganze Mannschaft in eine lange Tirailleurlinie auf und unsere Signalisten — S. hatte zufällig zwei bei sich, ich einen — bliesen mit

aller Macht „Avanciren“ und bald darauf „Schießt ihn todt“. Das unerwartete lebhafte Feuer in seinem Rücken veranlaßte den Feind zu einer schleunigen Seitenbewegung, die ihn in eine so mißliche Lage brachte, daß dadurch das Manöver sogleich entschieden und „Sammeln“ geblasen wurde.

Als unsere Tirailleurs in der schönsten Ordnung aus dem Walde ins Freie rückten, kam General von Schütz in voller Carriere und schrie schon von weitem: „Wer commandirt hier? Wer commandirt hier?“ — S., der ein Ungewitter fürchtete, verzog sich, und da ich dem General zunächst war und es auch für billig hielt, die muthmaßliche Nase in Empfang zu nehmen, da ich S. verführt hatte, so trat ich denn sehr demüthig heran und sagte: „Ich, Herr General!“ — Man denke sich meine freudige Ueberraschung, als er ganz außer sich vor Freude rief: „Nein, das ist ganz ausgezeichnet! Kommen Sie her, meine Herren Stabsofficiere, sehen Sie, das nenne ich in den Geist des Manövers eingehen“ u. s. w. Er wollte auch von seinem Lobe nichts schenken, als ich ihm ganz ehrlich den Zusammenhang erzählte. Seitdem holte er mich nicht selten ab, wenn es einen besonderen Auftrag galt, und einmal mußte ich sogar eine Abtheilung vom anderen Regiment führen; obwohl ich noch einer der „allerjüngsten“ Herren war.

Unsere beiden Officiercorps — das des 35. und 36. Regiments — waren aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Sämmtliche Premierlieutenants und noch eine ziemliche Anzahl der Secondelieutenants hatten den Freiheitskrieg mitgemacht und mehrere von ihnen trugen das eiserne Kreuz, welches auch noch auf der Brust mancher Feldwebel und Unterofficiere zu sehen war. Hinter diesen Officieren folgte im Alter eine andere Classe, die sich von dem Ende des Kriegs herschrieb, als man eben nicht Zeit hatte, genau zu

als S.

prüfen, ob sie die zum Officier erforderliche wissenschaftliche Bildung besaßen, und an sie schloß sich eine Anzahl anderer, welche früher in den Contingenten kleiner deutscher Fürsten gedient hatten und nach Reduction der Armeen in die preußische aufgenommen worden waren. Die Officiere, welche auf sie folgten, waren schon zum Theil im Cadettencorps gewesen, oder hatten wenigstens das Officierexamen machen müssen. Die Officiere, mit welchen ich hauptsächlich in nähere Berührung kam, datirten ihr Patent nicht vor 1824. — Mit älteren Officieren kamen wir allerdings auf der Parade, beim Exercieren und bei Tisch zusammen; allein wir hatten sonst gar keinen Umgang mit ihnen — seltene Ausnahmen abgerechnet — und trafen sie auch nicht in Gesellschaften.

Sehr häufig nennt man den Officierstand ein „glänzendes Elend". Ich kann damit nicht einverstanden sein, denn ich finde das Elend ziemlich glanzlos, wenn der erste Jugendschimmer vorüber ist, der ja alles mit Glanz umkleidet. Das Loos eines Lieutenants ist traurig, wenn er nicht Vermögen hat, und wer dies hat, wird entweder nicht Officier, oder bleibt es wenigstens nicht sehr lange. Andere nicht besser bezahlte Beamte sind bei weitem besser daran. Sie strecken sich nach ihrer Decke und leben, wie es ihre Mittel erlauben. Alles, was man von ihnen verlangt, ist, daß sie ihrem Amte gewissenhaft vorstehen und achtbare Leute sind. Niemand findet es besonders anstößig, wenn die Frau eines solchen untergeordneten Beamten auf ehrliche Weise durch anständige Arbeit etwas zu verdienen sucht. Davon kann bei einem Officier nicht die Rede sein; denn bei seiner Heirath ist das ganze Corps betheiligt; seine Frau ist eine Officiersdame, und zwingt sie auch niemand in Gesellschaften zu erscheinen, so muß sie sich doch den Standesvorurtheilen fügen, denen ihr Mann unterworfen ist. Das ist bei dem

geringen Gehalt nicht möglich, und so hat sich denn die Regierung das Recht beigelegt, daß zu der Heirath eines Officiers der Consens von ihr eingeholt werden muß; ich glaube, eine Heirath ohne denselben ist gar nicht einmal gültig. Die Ertheilung dieses Consenses hängt von mancherlei Bedingungen ab. Zunächst muß das „Commisvermögen" da sein — wie es die Officiere scherzhaft nennen. Das heißt, das heirathslustige Paar muß außer dem Lieutenants-Gehalt die Zinsen eines Capitals von 12,000 Thalern jährlich zu verzehren haben. — Es genügt ferner nicht, daß das Mädchen von unbescholtenem Rufe ist; sie darf auch nicht sich durch ehrliche Arbeit erhalten haben oder in irgend welcher dienenden Stellung gewesen sein, wie zum Beispiel in einem Laden, wenn es nicht vielleicht der elterliche war.

Bei Hauptleuten ist der Nachweis eines Vermögens nicht nöthig. Will ein Lieutenant ohne Vermögen heirathen, so muß er warten, bis er Hauptmann wird. In Friedenszeiten ging es aber damals mit dem Avancement der Officiere entsetzlich langsam; Lieutenants mit grauem Haar waren keineswegs eine Seltenheit, und mancher trug auf der Brust das goldene Dienstkreuz. Kamen sie dann endlich so weit, eine Frau nothdürftig ernähren zu können, dann war ihr Körper durch Strapazen ruinirt, die oft im Frieden härter sind als im Kriege, — und sie brauchten mehr eine Krankenpflegerin, als eine Gattin. Die schönsten Jahre der Manneskraft waren in Einsamkeit hingegangen, und die meisten Officiere mußten auf das Glück im Kreise einer Familie verzichten.

Reiche Mädchen, scheint es, werden immer seltener, und diejenigen, die es noch gibt, machen gewöhnlich höhere Ansprüche, als sie ihnen ein Lieutenant gewähren kann. Ausnahmen giebt es allerdings; allein die Fälle, in welchen liebenswürdige Lieutenants reiche Mädchen heirathen, sind

doch ziemlich selten, obwohl hin und wieder ein reiches Bürgermädchen nach dem Titel „gnädige Frau“ schmachtet und die Eltern närrisch genug sind, solcher Schwachheit nachzugeben. Weise Mütter ziehen einen Wall um ihre Töchter. Das verhältnißmäß müßige Leben macht aber die Officiere ganz besonders begierig nach weiblichen Bekanntschaften. Mittlere Bürger — wie kleine Kaufleute und wohlhabende Handwerker — wissen sehr wohl, daß ihre Töchter den Herren Officieren zu Gattinnen nicht gut genug sind, und da sie dieselben natürlich zu Officiersgeliebten zu gut halten, so müssen die Herren mit ihren zärtlichen Herzen eine gesellschaftliche Stufe tiefer steigen. Das Herz befindet sich dabei keineswegs schlechter, denn unter der Classe der geringeren Bürgermädchen, welche sich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben, giebt es wie bekannt die großherzigsten, aufopferndsten, liebendsten Geschöpfe. — Knüpft nun ein Officier von sonst rechtlichem Charakter eine Liebschaft mit einem solchen Mädchen an, wozu ihn vielleicht nur ein hübsches Gesicht oder flüchtiges Gelüst veranlaßte, so findet er oft mehr als er erwartete, und aus der Liebelei wird eine ernste, dauernde Liebe.

Dergleichen Fälle kamen unter den Officieren in Mainz mehrfach vor. Ich kannte mehrere, welche Mädchen dieser Art liebten, sie von Jahr zu Jahr mehr achten lernten und ihnen für das Leben treu blieben. — Ich kenne mehrere Beispiele, daß Officiere alles Mögliche thaten, die Mütter ihrer Kinder zu ihren rechtmäßigen Frauen zu machen; allein sie erreichten es nur in seltenen Fällen, denn jahrelange Treue und Aufopferung, unbescholtenes Leben, — alles das reichte nicht hin, sie in den Augen der anderen Officiere zu der Stellung zu erheben, welche der Officierstand in Bezug auf andere Gesellschaftsclassen einzunehmen glaubte. Erreichte

aber ein solcher Officier seinen Zweck, und wäre es erst als Hauptmann, so ward ihm seine Verbindung doch stets als ein Vorwurf angerechnet, und man suchte ihn vom Regimente los zu werden.

Daß die zu einer Officiersheirath erforderlichen Vermögensbedingungen oftmals sehr illusorisch erfüllt wurden, kann man sich wohl denken. Die Advocaten, die zu allem Rath wissen, halfen auch einem ehebedürftigen Pärchen für Geld und gute Worte darüber hinaus. Da wurden Grundstücke sehr hoch taxirt, Documente von diesen Personen auf andere übertragen und heimlich Gegendocumente gemacht, (fingirte) Schenkungen bewerkstelligt, — kurz wer absolut heirathen wollte und nicht gerade ganz und gar mitlellos war, fand auch die 12,000 Thaler, oder doch die Zinsen. Wie das Paar dann in der Ehe mit diesen papierenen Zinsen auskam, war wenigstens nicht Sache des Advokaten. —

Es war wohl natürlich, daß die Officiere, welche sich schon aus dem Cadettencorps kannten, zusammenhielten. Bei unsern beiden Regimentern gab es eine ziemliche Menge, und mit mir zugleich waren mehrere als Officiere, Fähnriche oder Unterofficiere nach Mainz gekommen. An ein Zusammenleben gewöhnt, wohnten oft zwei und manchmal drei dieser Officiere in derselben Wohnung, was manche gesellige und pekuniäre Vortheile brachte, da nur eine Miethe zu bezahlen war und im Winter drei Personen nicht mehr Heizmaterial brauchten als eine, während dreifaches Service und dreifaches Holzgeld der kleinen Gemeinschaft zu gut kam. Ich blieb vorläufig allein, da ich eine Dienstwohnung hatte und es den mit mir gekommenen Kameraden ebenso ging. Mein liebster Freund war damals Theodor v. S., mit dem ich am häufigsten zusammen war, schon weil wir bei einer Compagnie standen. Er war zwei oder drei Jahre älter

als ich und viel bei mir, denn wir hatten uns herzlich und aufrichtig lieb. Da er die Guitarre spielte und hübsch dazu sang, so schaffte ich mir denn auch einen „Seufzerkasten" an und fing an zu lernen; allein als ich einst im Zorn meine Guitarre gegen den eisernen Ofen zerschlug, hatte mein Geklimper bald ein Ende. Ich schaffte mir jedoch Malgeräthschaften an und vertrieb mir die Zeit mit dem Verderben reiner Leinwand, denn mein Malen wollte leider nicht viel bedeuten.

Ich habe schon früher von dem Verhältniß der älteren Officiere zu den jüngeren geredet, doch kann und will ich nicht behaupten, daß ein solches in allen preußischen Officiercorps herrschte; im Gegentheil weiß ich, daß es in manchen Garnisonen anders war. In kleinen Städten kommen die Officiere natürlich weit mehr zusammen und schon die Nothwendigkeit zwingt sie zu einem freund- und kameradschaftlichen Zusammenleben, so sehr auch die persönlichen Neigungen verschieden sein mögen. Außerdem existiren selbst in größeren Städten des preußischen Staates Vereinigungsorte für die Officiere, und man fing auch in Mainz an, solche zu schaffen. Es wurde damals der Anfang gemacht zu einem preußischen Officierscasino, welches in demselben Lokale eingerichtet wurde, in welchem wir zu Mittag speisten; die Einrichtung war noch sehr unvollkommen, allein als ich mehrere Jahre darauf wieder nach Mainz kam, sah ich, daß es in vollem Gange war und von den Officieren fleißig benutzt wurde. Es befand sich darin ein Lese- und ein Billardzimmer außer dem Speisesaal.

Die ganze Oeconomie stand unter der Aufsicht eines Officiers, und unser Mittagstisch war, wenn auch Unverständige klagten — sehr gut, besonders wenn man den Preis berücksichtigt. Den Weinkeller hatte ein anderer Officier zu

verwalten, der die Sache ganz vortrefflich verstand. Er war ein wohlhabender Mann, und der Weinkeller, wenn ich nicht irre, von seinem Vermögen angeschafft. Er bezog jedoch nicht mehr als die gewöhnlichen Zinsen von seinem Gelde, und der Wein wurde uns fast zu dem Kostenpreise gegeben, denn es wurden nur vier Kreuzer auf die Flasche aufgeschlagen, wovon die für die Anstalt nöthigen Flaschen und Tischgeschirre nebst anderen Kleinigkeiten bezahlt wurden. Es ward aber so viel getrunken, daß dieser Fond stets bedeutenden Ueberschuß hatte. Als unser Regiment versetzt wurde, ward derselbe unter die Officiere beider Regimenter nach Maßgabe ihrer Anwesenheit in Mainz getheilt, und mancher Officier erhielt mehr, als er vielleicht während dieser Zeit an Wein consumirt hatte.

Daß die Weine steuerfrei eingeführt wurden, versteht sich von selbst, und daher kam es, daß wir französische Weine — und sehr gute — halb so billig tranken, als in irgend einem Gasthofe. Später ward auch eine Restauration mit dem Casino verbunden, in welcher alles Verlangte zu dem möglichst niedrigen Preise geliefert wurde. — Eine solche Anstalt kann nicht genug gelobt werden, denn sie befördert nicht allein das kameradschaftliche Zusammenleben, sondern setzt auch die Officiere in Stand, sich gesellige und materielle Genüsse zu verschaffen, von welchen sie sonst ihre beschränkte pekuniäre Lage ausschließen würde, wenn sie es nicht vorziehen, Schulden zu machen, wie das damals allerdings sehr an der Tagesordnung war.

Im Sommer miethete das Officiercorps ein Gartenlokal und contrahirte mit einem Restaurateur. Hin und wieder wurden hier von unserem ausgezeichneten Musikcorps Concerte gegeben, zu denen wir die österreichischen Officiere nebst ihren und unseren Damen einluden. Uebrigens fan-

den im Sommer alle Freitage in der neuen Anlage Concerte statt, in denen bald unser, bald das österreichische Musikcorps spielte, zwischen denen eine Nebenbuhlerschaft bestand, welche für das Publicum nur angenehm sein konnte. Bezahlt wurde bei diesen Concerten in der Anlage nichts, und es kamen, um sie zu hören, Fremde aus Wiesbaden, Schlangenbad und selbst aus Frankfurt.

Das österreichische Casino war nur wenige Schritte von dem unserigen entfernt, denn es lag ebenfalls am Thiermarkt. Es war schon länger eingerichtet und hatte den Vortheil einen Garten hinter dem Hause zu besitzen. In diesem Casino waren viele der jüngeren preußischen Officiere häufig zu finden, denn es ging dort scharf her „mit Geld und Gut und fahrender Habe“. Wir saßen da um einen großen grünen Tisch, auf den eine große Lampe mit breitem Rande und dunkelem Schirm tief hernieder hing, und würfelten oder spielten Landsknecht oder Macao. Oft saßen wir bis die Sonne die Lampe fast unnütz machte. Es herrschte dort die Sitte, daß jeder, der eine Taille gemacht hatte, ein Geldstück auf den Rand der Lampe legte; es war dies Geld für den Casinodiener bestimmt, der fast stets seine Nachtruhe unserem Vergnügen opferte. Ich bin überzeugt, daß dieser Mann, der gemeiner Soldat war, sich dadurch eine hübsche Summe erwarb. Häufig, wenn jemand „ausgebeutelt“ war, hieß es: „Berger, gieb mir zehn Kronenthaler“. Berger, so hieß der Diener, gab und der Borgende verwünschte am Morgen oft dessen Bereitwilligkeit, da das Geld „sehr rar“ und die Schuld eine Ehrenschuld, bei der kein Aufschub gestattet war.

Unter den alten österreichischen Hauptleuten, mit denen wir in jenem Casino zusammentrafen, fehlte es gleichfalls nicht an närrischen Kerlen. Einer von ihnen, Namens Tinti,

hatte in Italien große Besitzungen gehabt, die er nach und nach im Piquet verspielt hatte. Man sagte mir, daß ihm der Kaiser aus Mitleid und mit Rücksicht auf seine frühere Lage eine kleine Extrazulage bewilligt habe. Er war noch immer ein eifriger Spieler, und oft sah man ihn mit dem Major von F. auf dem Billard würfeln, wobei hunderte von Kronenthalern gewonnen und verloren wurden. — Ein anderer alter Hauptmann lieferte eine Menge Anekdoten, von denen ich indessen nur eine erzählen will. Es war Ball beim Grafen Mensdorf, und beim Souper wurde nicht wenig getrunken. Der Graf, der kurz vor Wiederbeginn des Tanzes den Saal verlassen hatte, kam lachend zurück und erzählte den Officieren, er habe an einem gewissen Ort den Hauptmann — dessen Namen ich nicht mehr weiß — in einer närrischen Situation gefunden, nämlich knieend und mit dem Gesicht über dem Sitz. „Was zum Teufel, Hauptmann, was machen Sie denn da?“ fragte der Graf. „Haltens zu Gnaden, Excellenz,“ antwortete der Hauptmann mit dem freundlichsten Gesicht und in seiner Stellung bleibend, — „i schöpf halt a Bissel frische Luft.“

Major von F., den ich eben nannte, war ein sehr liebenswürdiger und in jeder Beziehung höchst anständiger Mann. Außerdem besaß er ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung, und sein Steckenpferd, welches ihm sehr viel Geld kostete, war die Ornithologie. Er correspondirte nach allen Welttheilen hin und empfing Exemplare von Vögeln, für seine vortreffliche Sammlung, die einen europäischen Ruf hatte. Ein krausköpfiger Pelikan, den er in Ungarn, glaub' ich, aufgefunden, ist nach ihm benannt worden. Seine trefflichen Eigenschaften verschafften ihm schnelles Avancement, schnelleres, als er ertragen konnte. Als er etwa zehn Jahre später durch Leipzig kam, erhielt er die Nachricht von seiner Er-

nennung zum General, wurde darüber verrückt und starb bald darauf.

Die „jüngeren Herren“ — wie uns der Oberst bei jeder Gelegenheit titulirte — zerfielen in zwei Cliquen, obwohl ich eigentlich drei sagen sollte, da es eine vermittelnde gab. Diejenigen Officiere, welche als solche das Cadettencorps verlassen hatten, hielten zusammen, theils weil sie Jugendfreunde waren, theils weil ihre Neigungen nicht absolut auf Mädchen und Spiel gerichtet waren, sondern sie auch Geschmack an wissenschaftlichen oder doch literarischen Beschäftigungen fanden. Die anderen Officiere hatten entweder das Cadettencorps als Fähnriche oder Unterofficiere verlassen, oder waren als „Avantageure“ in das Regiment getreten und hatten sich auf der Divisionsschule zum Officiersexamen ausgebildet. In diesen Divisionsschulen wurden die jungen Leute nicht als Knaben, sondern als Soldaten behandelt, und von einer Kinderzucht und Aufsicht war nicht die Rede. Der Unterricht war hier nicht halb so sorgfältig wie im Cadettencorps — trotz der von mir dort gerügten Mängel; es handelte sich nur darum, so schnell als möglich das nothdürftige Quantum von Wissenschaft einzupauken, und beim Examen in Berlin ließ man eher fünf gerade sein, als bei Cadetten. Die Folge davon war, daß solche Officiere häufig keine Vorliebe zu wissenschaftlichen Beschäftigungen hatten und so schnell als möglich die Bücher für immer bei Seite warfen, um ihre auf der Divisionsschule begonnenen, weit amüsanteren Studien in Trinkologie, Landsknecht u. s. w. beim Regimente ungestörter fortzusetzen. Ausnahmen gab es natürlich, wie überall; im Allgemeinen konnte man aber annehmen, daß die erstgenannte kleinere Clique die gebildetere und ordentlichere war.

Ich und einige andere Officiere schwebten in der Mitte. Ich hatte keineswegs das im Cadettencorps erweckte Verlangen nach erweiterter Kenntniß verloren; allein es schien mir billig, vorläufig der Welt etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als den Büchern, da Welt- und Menschenkenntniß zum Leben wenigstens eben so nöthig sind als Wissenschaften. Außerdem trieb mich mein lebhaftes, leidenschaftliches Temperament unwiderstehlich zu Vergnügungen, und es dauerte lange, ehe mein Appetit danach einigermaßen gesättigt war. Wenn ich indessen auch dem Genuß nachlief, so fand ich ihn doch nicht in gewöhnlicher Liederlichkeit, die mich stets anekelte, obwohl ich nie den Tugendhaften spielte, sondern gelegentlich mit den Wölfen heulte.

Der Senior der Cadettenclique war Lieutenant von D. Er war fast der größte Officier im Regiment, von schönem, kräftigem Körper, ohne dabei im Geringsten plump zu erscheinen. Sein Gesicht war nicht schön, obwohl auch nichts weniger als häßlich. Es war fast ganz rund und gelblich, ohne eine Spur von Röthe auf den Wangen; seine nicht großen nußbraunen Augen verriethen Klugheit und der angenehme Mund Rechtlichkeit und Wohlwollen. Er lachte nie, obwohl er hin und wieder in ein schallendes: Ha, ha, ha! ausbrach, ohne die Miene zu verziehen; gewöhnlich stimmte er in unser Gelächter nur innerlich ein, was sich an einem heiteren Zug um seinen Mund verrieth. Meist trug sein Gesicht den Ausdruck einer gewissen Trauer, obwohl ich nicht glaube, daß er irgend welchen Grund hatte, trauriger zu sein, als jeder andere Lieutenant. Vielleicht erkannte er zu spät, daß er einen verkehrten Weg eingeschlagen hatte und daß seine Talente ihn zu einer höheren Sphäre beriefen, als er sie nun erreichen konnte. Wir alle hatten ihn ebenso lieb, als wir ihn achteten, und es giebt wenige unter meinen Be-

kannten, deren ich mich so gern erinnerte, als des trefflichen D. Er war keineswegs ein Misantrop, machte anständige Vergnügungen mit und liebte Wein und Mädchen wie jeder vernünftige Mensch, ohne jedoch jemals Excesse zu begehen. Er konnte uns Jüngeren in jeder Beziehung als Muster dienen, denn er war auch ein tüchtiger, im Dienste wohlerfahrener Officier.

Er wohnte eine Zeitlang mit Sallet und B. zusammen in einer Dienstwohnung der Lyceumskaserne. Als ich einst früh am Morgen zu ihnen kam, fand ich D. im Hemde auf einem Stuhle sitzend, die mächtigen Beine mit auf den Sitz gezogen und, das Buch in der Hand, aus dem Faust deklamirend:

„Weh, steck' ich in dem Kerker noch'
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!“

mit einer Stimme, daß die Fenster dröhnten. Sallet ging auf und ab und blies die Flöte, während der närrische B. der armen Murchel — Sallets Wachtelhund — eine Prise Schnupftabak über die andere gab und sich über ihre närrischen Gesichter halb todtlachen wollte.

Friedrich von Sallet, der Dichter, war nicht ganz ein Jahr älter als ich und ein Jahr vor mir als Officier zum Regiment gekommen. Er war nicht eben sehr klein oder schwächlich, allein außerordentlich zart und schien deßhalb jünger als er war. Er wäre gern etwas kräftiger gewesen, und es verdroß ihn, daß sein Körper an Reife nicht seinem Geist nachgeeilt war. Die Frau unseres Obersten, die manchmal etwas naiv war, sagte einst zu ihm: „Aber Herr von Sallet, wie ist es nur möglich, daß Ihnen die Soldaten gehorchen!“ Es war das eine grausame Bemerkung, die den armen Sallet sehr kränkte.

Ich sah sein schönes Gesicht stets mit Vergnügen, ja ich kann sagen, mit einer Art von Rührung, über deren Grund ich mir eigentlich keine Rechenschaft geben kann! vielleicht lag derselbe im Ausdruck seines schönen, lang bewimperten Auges, welches so klug und so rein blickte. Ein Sonntagskind mußte den hellen Stern über seiner Stirn leuchten sehen. — Sein Haar war hellbraun, er trug es damals kurz; von einem Bart war zu jener Zeit noch keine Spur. Dies in Verbindung mit seinem etwas verlegenen Wesen und seinem Blick gab ihm etwas Mädchenhaftes.

Schon im Cadettencorps hatte sich Sallet vielfach mit poetischen Versuchen beschäftigt; er benutzte die Muße des Officierslebens, dieselben fortzusetzen. Es standen bei ihm einige Quartbände seiner Manuscripte, auf deren Titel er „Stümpers sämmtliche Werke“ geschrieben hatte. Er besuchte mich oft vor oder nach der Parade und interessirte sich für meine Malversuche, um so mehr, als er für sein Leben gern gezeichnet hätte, was ihm aber nie recht gelingen wollte. Trotzdem verzierte er manchmal seine Gedichte mit eigenhändigen Federzeichnungen, und ich bewahre noch ein so geschmücktes, welches er mir einst zuschickte. Das Gemälde darauf ist ziemlich groß. In der Mitte sieht man ein Herz, aus dem eine Rose entsprießt, hervorgerufen durch einen Engel, der es aus den Wolken vermittelst einer Gießkanne begießt. Von der Seite betrachtet es durch eine Lorgnette ein Mann, aus dessen Munde folgende Worte hervorgehen: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehen!“

Da ich mich für seine Arbeiten interessirte, so schickte er mir oftmals Gedichte zu, die ich hin und wieder ebenfalls poetisch erwiderte, weßhalb er mich in einem seiner Briefe: „Theuerstes, verpfuschtes Universalgenie!“ anredete. Da ich ein ziemlich wildes Leben führte — wenigstens im Vergleich mit dem

seinigen — und seine Menschenkenntniß noch nicht viel sagen wollte, so verkannte er mich wohl etwas und mochte von mir nichts Besonderes erwarten. In einem Brief, den ich zwei oder drei Jahre später von ihm erhielt, titulirte er mich, „bodenloser Windhund", schickte mir aber dabei ein schönes Fragment seines herrlichen Gedichtes: „König Frühling." Später gewann er eine bessere Meinung von mir, obwohl er mir wohl schwerlich so recht traute, da ich eben anders war als er, und zu demselben Ziele, welches er verfolgte, einen anderen Weg einschlug. Lebte er noch heute, wie würde er mir das Unrecht abbitten, welches er mir vielleicht in seinen Gedanken gethan hat. Ich habe ihn immer gleich lieb gehabt.

Sicherlich war, denn er lobet den Wein, Weintrinker Homeros.

Auch Sallet besang und trank noch lieber den Wein. Sauern mochte er nicht und zu gutem reichte nicht immer das Geld. Eines Morgens fand ich ihn mit der Feder in der Hand in poetischen Geburtswehen; vor ihm stand ein halb gefüllter halber Schoppen nebst einem — Liqueurgläschen. Lachend rief ich; „O frommer Dichter, das ist also die Quelle, aus der du Begeisterung schöpfst?" — Er wurde roth und antwortete halb ärgerlich, halb lachend: „Dummer Kerl, das ist eine bloße Abreviatur; ich komme damit schneller eben so weit, wie mit zwei Flaschen Wein, und wohlfeiler." —

Er schätzte Witz und Epigrammen-Kürze
In seines Schnapses kraftdurchhauchter Würze,

wie er in seiner „wahnsinnigen Flasche" von dem Helden des Gedichtes sagt, allein man muß aus seiner scherzhaften Antwort nicht etwa schließen, daß er oft zu solchen Abreviaturen seine Zuflucht nahm.

Von B., Sallets anderer Stubengenosse, war ein närrischer Kauz. In seinen guten Stunden war er ganz leidlich und selbst liebenswürdig; allein er hatte einen kleinen Sparren im Kopf, und kam ihm seine verrückte Laune, dann war er unausstehlich. Er sah dann aus, als hätte er Mäuse gefressen, und schnappte um sich, als sei sein Appetit noch lange nicht gestillt. Civilisten haßte er gründlich und betrug sich bei jeder Gelegenheit so ungezogen wie möglich gegen sie. Machte man ihm Vorstellungen deßhalb, dann sagte er: „Was ist da dran?“ — Als ich einst mit anderen Officieren zu ihm kam, nahm er eine Pistole von der Wand — wir wußten, daß die seinigen stets geladen waren — fuhr damit bei allen unseren Gesichtern vorüber und drückte los. Die Kugel fuhr zwischen mir und einem anderen hindurch in die Wand. Er hatte eilig das Pulver von der Pfanne geschüttet und uns erschrecken wollen! Auf unsere Vorwürfe antwortete er: „Was ist da dran!“ Wahrscheinlich hätte er dasselbe gesagt, wenn er einen von uns auf diese Weise erschossen hätte.

Er war mit Sallet sowohl in Potsdam wie in Berlin bei einer Compagnie gewesen; außerdem spielte er Clavier und Sallet die Flöte; sonst kann ich nicht wohl begreifen, wie sie so nahe zusammen kamen, da B. für Poesie eben nicht viel Sinn zu haben schien. Er war übrigens keineswegs bösartig, und ich vertrug mich ziemlich gut mit ihm, wenn mich auch seine Seltsamkeiten eben nicht anzogen.

Der Herausgeber von „Sallets Leben und Wirken“ scheint anzunehmen, daß wir eine Art literarischer Gesellschaft gebildet hätten. Es war dies keineswegs der Fall. Wir besuchten uns häufig, weil wir uns seit vielen Jahren kannten, weil wir zusammen Cadetten gewesen waren und ziemlich

gleiche Neigungen hatten. An Sallets litterarischen Productionen nahmen wir alle Theil und sprachen daher darüber wie über neue Stücke, die wir im Theater sahen, oder über neue Bücher, die wir aus der trefflichen Leihbibliothek des Buchhändlers Kupferberg erhielten; Journale kamen uns selten zu Gesicht, denn so viel ich weiß, war damals niemand von uns an einem Journalcirkel betheiligt; wer politische Blätter las, wurde förmlich ausgelacht. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich während meines dreijährigen Aufenthalts in Mainz auch nur ein einzigesmal eine politische Zeitung gelesen hätte.

Später, als Sallet eine andere Wohnung bezog, wurde D's Stelle in derselben durch einen jungen Officier eingenommen, der sich von einem Cavallerie-Regimente zu dem unsrigen hatte versetzen lassen. Es war das ein höchst origineller Junge, den ich sehr wohl leiden mochte, obwohl mancher Andere ihm aus dem Wege ging. Lieutenant von C. hatte viel Verstand und einen trefflichen Mutterwitz, mit dem er nicht eben sparsam war. Daß ihn derselbe in manche Verlegenheit gebracht hatte, sah man an seinem hübschen, lebhaft gefärbten Gesicht, welches durch einige Narben zerfetzt war. Diese Narben trugen nicht wenig dazu bei, dieses Gesicht zu einem vollkommenen „Krakehlgesicht“ zu machen; die hellblonden Haare und das zierlich gedrehte Schnurrbärtchen verdarben an diesem Ausdrucke nichts. Er war jedoch nicht boshaft, sondern eher gutmüthig und vor allen Dingen ein anständiger Junge. Er war meistens sehr zerstreut oder hatte wenigstens diesen Anschein. Brachte ihn diese Zerstreutheit in Verbindung mit irgend einer Impertinenz in Verlegenheit, dann konnte man auf eine Entwickelung rechnen, welche sein ruhiges, zerstreutes Aussehen eigentlich keineswegs erwarten ließ.

Auf einem Ball im Kursaal in Wiesbaden hatte er mit einer Dame eine Extratour getanzt. Anstatt diese Dame ihrem Herrn wieder zuzuführen, trat er mit ihr in die Reihe der andern Paare und meinte wahrscheinlich, er sei mit ihr zu dem ganzen Tanz engagirt gewesen. Der eigentliche Tänzer der Dame fand sie endlich wieder auf, und anstatt die artige Entschuldigung des Herrn von C. gelten zu lassen, zog er es vor, diesen auf etwas lebhafte und ungeeignete Weise zur Rede zu stellen. C. ließ ihn ganz ruhig reden, zog mit aller Gemüthsruhe den linken Handschuh ab und — schlug ihm damit leicht rechts und links ins Gesicht, dann machte er der Dame sein Compliment und ging. Als der Herr, der ein Wiesbadener war, sich von seinem Erstaunen erholt hatte, wurde er sehr wüthend und suchte Rath bei seinen Freunden. Es waren aber auch eine Menge österreichischer und preußischer Officiere in Civilkleidung auf dem Ball, und man hielt allgemeinen Scandal nicht für räthlich. Nachdem Herr von C. den Saal mehrmals auf und ab gegangen war und dem Beleidigten vollkommen Zeit gelassen hatte, Genugthuung von ihm zu fordern, verließ er den Ball. Die Sache hatte keine Folgen.

Die Cadettenclique war klein und bestand aus höchstens zehn bis zwölf Officieren, von denen ich vielleicht noch einige bei spätern Veranlassungen schildern werde; sie löste sich indessen auf, noch ehe das Regiment von Mainz versetzt wurde. Sallet kam nämlich auf „Festung“ und wurde dann nach Trier verlegt. Die Veranlassung war folgende.

Unter Sallets schriftstellerischen Versuchen befand sich ein Aufsatz, in welchem satirische Seitenhiebe auf das Soldatenwesen vorkamen, die weder besonders stark, noch besonders witzig waren. Er nennt zum Beispiel darin das Exercierreglement ein Buch, in welchem gelehrt wird, wie

Menschen zu Drahtpuppen abgerichtet werden, spottet über seinen Degen und tritt seinen Federhut mit Füßen, weil er sich über den Unsinn ärgert, den er bei einer Visite hat anhören und reden müssen. Da der Aufsatz mit Humor geschrieben war, so las ich ihn mit andern bessern Sachen von Sallet der „Fürstin“ vor. Sie lachte sehr, ließ aber Sallet durch mich den Rath geben, diesen Aufsatz nicht drucken zu lassen, da er ihm Unannehmlichkeiten verursachen könne. Ich erfüllte meinen Auftrag gleich darauf, als ich Sallet im Theater fand; allein er sagte mir, die Warnung käme leider zu spät, er habe den Aufsatz der Dichterin Kathinka Haleyn — jetzt Madame Zitz — gegeben und diese ihn in den hessischen Blättern abdrucken lassen.

Die Folgen, welche die Fürstin befürchtet hatte, blieben nicht aus. Der Oberst und einige alte Capitäns waren wüthend und wußten es durchzusetzen, daß über den Verfasser des „schändlichen Pasquills“ — Kriegsgericht gehalten wurde. Ich werde gleich über das militärische Gerichtsverfahren reden und dann wird man sich eben nicht sehr wundern, daß das Kriegsgericht Sallet zu Cassation und zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilte! Der König, der das Urtheil bestätigen sollte, stieß dasselbe jedoch um und befahl ein neues Kriegsgericht. Dieses blieb bei der Cassation, ermäßigte aber die Festungsstrafe auf zwei Jahre. Auch das war dem König zu viel, er cassirte die Cassation und bestrafte Sallet mit — zwei Monaten Festungsstrafe. In dieser Strafe war Güte und gesunder Menschenverstand, die beide in dem Urtheil der Kriegsgerichte schwerlich zu finden waren. Das war die Meinung aller jüngern Officiere, denn wenn sie auch die in jenem Aufsatze enthaltenen Anzüglichkeiten nicht billigten, so sah doch jeder die Abgeschmacktheit ein, für ein paar unüberlegt geschriebene Worte,

wie sie tausendmal täglich von andern Officieren unter einander gesprochen werden, einen noch nicht zwanzigjährigen jungen Menschen zeitlebens unglücklich zu machen.

Die alten Officiere, welche gegen Sallet so erbittert waren, wußten jedoch dem Kriegsministerium vorzustellen, daß das ganze Officiercorps ihre Erbitterung theile, und daß Sallet, bleibe er beim Regiment, fortwährend Duelle zu erwarten habe, es daher wohl wünschenswerth sei, ihn nach Vollendung seiner Strafe, auf der Festung Jülich, zu einem andern Regimente zu versetzen. Dies geschah; Sallet kam zum 30. Regiment nach Trier. —

Folgender Brief, in welchem mir Sallet das ankündigt, mag hier eine Stelle finden: „O theurer Höllenbreughel! — Dein verfluchtiges Gestaltenhucker-, Katermopsküsser-, Knisterknaster- und Gespensterkatzennußknacker-Gedicht ist mir in meiner jetzigen Lage ein rechtes Labsal gewesen, da es mich aus der scheußlichen Wirklichkeit einen Augenblick in die sehr angenehme und liebliche Gestaltenwelt Deines Gedichts versetzt hat. Du mußt wissen, daß ich 2 Monate nach Jülich komme und zum 30. Regiment nach Trier versetzt bin. Höre hierüber das Chor der Rachegöttinnen philosophiren:

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die sehr beschränkte Seele,
Denn diesem dürfen wir nicht nahn.
Doch wehe, weh, wer unverhohlen,
Ein Narr ist und Satiren schreibt,
Wir heften uns an seine Sohlen,
Bis er in Jülich sitzen bleibt.
Glaubt er nach Mainz zurückzukehren?
Wir wollen ihn ganz anders scheeren,
Wir wissen, hier verweilt er gern,
Drum treiben wir von Mainz ihn fern.
So jagen wir den armen Jungen,

Versöhnen kann uns keine Reu',
Bis er in Trier eingedrungen,
Und geben ihn auch dort nicht frei.

Meinen Namen schreib' ich nicht darunter, sonst schicken sie mich am Ende gar nach Sibirien."

Wie manche alte Officiere über Sallet dachten, zeigt eine Aeußerung des alten „Knubbel", dessen man sich vielleicht noch erinnert. Als man später von einem andern Officier redete, der viel mit Civilisten umging, sagte er: „Des is auch so 'n Vahgebund wie der Sahlep!"

Drittes Capitel.

Militärische Strafen. — Standgericht. — Kriegsgericht. — Latten. — Prügel. — Schulden. — Der lange W. — Lieutenant von Z. — Eine tragische Scene. — Wein und Spiel. — Wiesbaden. — Der Quax. — Der schöne Fritz und Nochnichtdagewesenes. — Vergnügungen. — Theater. — Bälle. — Maskenbälle. — Theodors Abenteuer. — Die lustigen Mainzerinnen von damals.

Da ich vielleicht nicht wieder eine Veranlassung dazu habe, so will ich hier Einiges über die militärischen Strafen und die Art sagen, wie das Recht damals in der preußischen Armee gehandhabt wurde und höchst wahrscheinlich noch gehandhabt wird.

Für kleine Dienstvergehen, Nachlässigkeit u. s. w. wurden die Soldaten mit Nachexercieren, Strafwachen, zum Rapport kommen und gelinden Arrest gewöhnlich vom Hauptmann selbst, oder je nach den Umständen vom Major oder Obersten bestraft. Ueber schwerere Vergehen entschied ein Standgericht und über Verbrechen ein Kriegsgericht.

In den beiden letztgenannten Fällen mußte ein „Species facti“ an den Auditeur eingereicht werden, oder in unbedeutenderen Dingen an den Officier, der bei jedem Bataillon gewissermaßen Auditeur spielte. Nachdem die Verhöre gehalten waren, bei denen jedes Mal ein Officier anwesend sein mußte, ward ein Standgericht oder Kriegsgericht berufen. Von einem Rechtsbeistand oder Vertheidiger für den Ange-

klagten war gar nicht die Rede; wahrscheinlich setzte man voraus, daß der Auditeur beide Rollen als Ankläger und Vertheidiger in sich vereinigen könne.

Das Standgericht unterschied sich vom Kriegsgericht nur darin, daß ersteres von einem Capitain oder Hauptmannsdienst thuenden Lieutenant und das letztere von einem Major oder Majorsdienst thuenden Hauptmann präsidirt wurde und die Zahl der Beisitzer um die Hälfte weniger zahlreich war. Bei einem Kriegsgericht bestand das Personal aus einem Major, zwei Hauptleuten, zwei Premierlieutenants, zwei Secondelieutenants, zwei Sergeanten, zwei Unterofficieren und zwei Gefreiten. Zunächst mußten alle Richter den Eid leisten, „nach bestem Wissen und Gewissen“ zu richten und weder „Freundschaft noch Feindschaft, Gaben noch Geschenke“ Einfluß auf ihr Urtheil haben zu lassen. Dann wurde nochmals ein summarisches Verhör vorgenommen, d. h. das von dem Angeklagten bereits Unterschriebene vorgelesen. Der Auditeur zog dann die betreffende Gesetzesstelle an und sprach sein Gutachten über die höchste und niedrigste Strafgrenze aus. Die Officiere blieben im Zimmer und jede Charge berieth sich für sich, während die andern Beisitzer zu demselben Ende vor die Thür geschickt wurden. Zuerst hörte man die Gefreiten, zuletzt die Hauptleute, jede Charge hatte nur eine Stimme; bei Stimmengleichheit entschied der Präses.

Ich habe schon bemerkt, daß der Angeklagte keinen Vertheidiger hatte, also einer Rechtswohlthat beraubt war, die jeder andere Staatsbürger genießen soll. Doch dies war nicht der einzige Uebelstand dieser Militärgerichte; weit größere waren der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit, mit welcher die Richter dabei häufig verfuhren und vor allen Dingen der Einfluß, welcher von den höhern Chargen ausgeübt wird.

Der Eid wurde mit außerordentlicher Gleichgültigkeit geleistet und das Urtheil meist eben so leichtsinnig ausgesprochen. Man verließ sich auf den Auditeur; hörte nur obenhin zu, wenn er die Sache auseinandersetzte und merkte sich, welche Strafe er vorschlug.

Diesen Vorwurf des Leichtsinns mache ich hauptsächlich den Officieren: denn die Gemeinen und Unterofficiere waren meistens sehr aufmerksam; ihr Urtheil verständig und sie gedachten des Eides, den sie geleistet hatten, gewöhnlich besser wie die Officiere.

Ich wohnte einem Kriegsgericht über einen Mann bei, welcher dabei ertappt wurde, als er eben den Schrank eines Kameraden, den er aufgebrochen, wieder zugemacht hatte. Er gestand ein, daß er aus demselben eine Uhr genommen, aber Scham und Reue gefühlt und sie wieder in den Kasten gelegt habe, wo sie sich in der That vorfand; es fehlte auch sonst nichts darin.

Der etwas närrische Auditeur hatte die Sache ganz verkehrt aufgefaßt; allein seine Ansicht war auch die des närrischen „Knubbel", welcher dem Kriegsgericht präsidirte. —

Die Gemeinen mußten zuerst ihre Stimme abgeben; es waren zufällig Leute von meiner Compagnie und zwar von den besten, die eigens zu einem solchen Richteramt ausgewählt worden waren. Sie erkannten auf die gelindeste Strafe gegen die Ansicht des Auditeurs und Präses. Letzterer wurde wüthend, fuhr die Leute an und sagte: „welche gemeine Canaillen" sie sein müßten, daß sie einem Diebe, einem Kerle, der seinen Kameraden bestehlen wollte, die gelindeste Strafe zuerkennen könnten. — Die Leute motivirten ihr Urtheil sehr vernünftig dadurch, daß der Mann den Diebstahl nicht begangen, sondern Reue gefühlt habe u. s. w. Der Präses wurde jedoch noch heftiger, drohte den Leuten

und diese gaben gegen ihre bessere Ueberzeugung nach! —

Nun hielt ich es jedoch für nöthig, mich ins Mittel zu legen; ich nahm die Parthie der Soldaten und als es zum Unterschreiben und Untersiegeln des Urtheils kam, verweigerte ich meine Unterschrift, womit ich gegen das ganze Kriegsgericht protestirte. Der Präses, der sonst ein vernünftiger Mann war, sah wohl ein, daß ich in meinem Rechte war und die andern Officiere ebenfalls, obwohl sie gar nicht begreifen konnten, daß ich solchen „dummen Kerls" wegen so viel Aufhebens mache. Genug, mein Verfahren hatte zur Folge, daß ein anderes Kriegsgericht berufen werden mußte. —

Für schwere Dienstvergehen der Soldaten bestand damals noch die Lattenstrafe, welche indessen bald darauf abgeschafft wurde. Ich habe den Marterkasten nie angesehen, doch bestand er nach der Beschreibung aus einem Behälter, in welchem man nicht stehen konnte und dessen Boden mit auf die Kante gestellten, oben geschärften und einen Zoll voneinanderstehenden Latten benagelt war. In diesen Kasten wurde der leicht bekleidete Delinquent hineingesperrt. Stehen konnte er nicht — er hatte übrigens keine Schuhe an — und mußte auf den scharfen Latten sitzen oder liegen. Die damit verbundene Diät bestand aus Wasser und Brod, doch wurde, glaub' ich, alle drei Tage warme Speise verabreicht. Für solche Dienstvergehen, die im Kriege mit dem Tode bestraft wurden, trat im Frieden meist eine sechswöchentliche Lattenstrafe ein. Ich habe jedoch mehrere Soldaten gesehn, die diese harte Strafe ohne besondern Nachtheil ausgehalten hatten; es ist indessen nicht unwahrscheinlich, daß das Mitleid ihnen hin und wieder Mittel verschaffte, ihr hartes Lager etwas weicher zu machen.

Für das erste Desertiren wurde halbjährige Festungsstrafe erkannt. Diebe kamen gleichfalls auf Festung und traten nach der Rückkehr zum Regiment in die zweite Classe. Diese war durch ein graues Pompon am Czako ausgezeichnet und konnte bei Vergehen mit Stockprügel bestraft werden. Die höchste Zahl derselben belief sich, glaub' ich, auf fünfzig.

Sollte eine solche Execution statt finden, dann wurde der Delinquent in die Mitte eines hohlen von dem Bataillon gebildeten Quarrées geführt, wo er die Jacke ausziehen mußte, so daß er nur mit Hemd und Hosen bekleidet war. Rechts und links von ihm standen Unterofficiere, jeder mit einem spanischen Röhrchen in der Hand, dessen Griff zum bessern Halten mit Bindfaden umsponnen war. Die beiden Unterofficiere hieben nun wechselweise auf den Rücken des Delinquenten, welcher nur von dem Hemde bedeckt wurde, das sich sehr schnell roth färbte. Gewöhnlich nahmen die Gestraften eine Bleikugel in den Mund, um darauf ihren Schmerz zu verbeißen, allein das war verboten. Ich habe nur ein einziges Mal einer solchen Execution beigewohnt, die überhaupt nicht sehr häufig stattfand.

Hatte sich ein in der zweiten Classe befindlicher Soldat anhaltend gut aufgeführt, so wurde er unter allerlei Ceremonien wieder „ehrlich gemacht", wobei die Fahne über ihm geschwenkt wurde.

Wurden Kriegsgerichte über Unterofficiere oder Officiere gehalten, so war die Zusammensetzung eine andere, denn es war Gesetz, daß die niedrigste Charge des Gerichts der des Angeklagten gleich sein mußte. In gewöhnlichen Fällen war die Sache mit einer Sitzung abgemacht, doch kenne ich auch Fälle, wo die Verhandlungen mehrere Wochen dauerten.

Damals standen in Preußen der Adel, Officiere außer Dienst und andre Personen, die mit ihnen in gleichem Range waren, unter einem besonderen Gerichtsverfahren, doch wurden ihre Angelegenheiten vor Civilgerichten verhandelt; Officiere im Dienst dagegen waren nur den Militärgerichten unterworfen.

In mancher Hinsicht war dies für Officiere sehr günstig, während das Publikum dabei zu kurz kam; denn die Ansichten der Stand- und Kriegsgerichte wichen bedeutend von den in civilisirten Ländern Geltung habenden Rechtsansichten ab und besonders wenn es sich um irgend welche Streitigkeiten mit Civilpersonen handelte.

Wer einem Officier borgte hatte keine andere Sicherheit als das Wort des Schuldners; Wechsel galten nichts, denn Personalarrest konnte wegen einer Schuld gegen einen Officier nicht verfügt werden, wahrscheinlich weil dabei der Dienst gelitten haben würde, oder die Officiersehre, die durch Prellen eines Schneiders oder Schusters nicht gefährdet wurde! Es war ja Jedermann gewarnt, einem Officier nichts zu borgen, und wer es that, der that es auf seine Gefahr. Das Härteste, was den Officier traf war ein monatlicher Abzug von zwei, in seltenen Fällen von vier Thalern. Für ein uneheliches Kind, dessen Mutter klagte, wurden dem glücklichen Vater ebenfalls monatlich zwei Thaler abgezogen, bis das Kind vierzehn Jahre alt war.

Trieb es indessen ein Officier zu arg, und die Warnungen des Regimentscommandeurs fruchteten nichts, oder erlaubte er sich gar zu auffallende und gemeine Schwindeleien, dann kam es allerdings vor, daß dem Officier der Rath gegeben wurde, seinen Abschied zu nehmen, weil man ihm sonst denselben ohne Bitte geben würde. Damit gewannen die Gläubiger freilich nichts.

Der Regimentscommandeur war verpflichtet, zu bestimmten Zeiten über das Betragen seiner Officiere nach Berlin zu berichten; es geschah dies vermittelst der Conduitenlisten, deren Inhalt, beim Regiment wenigstens, nur dem Obersten, der sie ausfüllte, bekannt war oder sein sollte.

That ein Officier Etwas, das sich mit den allgemeinen Gesetzen der Ehre oder mit denen nicht vertrug, die unter dem Officiercorps Geltung hatten, so wurde über ihn ein Ehrengericht gehalten. Die Organisation und Wirksamkeit dieser Ehrengerichte ist mir jedoch nicht hinlänglich bekannt, um darüber etwas Näheres angeben zu können, auch weiß ich nicht, ob es dieselben waren, welche damals über Duellsachen entscheiden sollten.

In jener Zeit wurde es nämlich besonders strenge mit den Duellen genommen, und um dem Unwesen einigermaßen zu steuern, war dafür ein eigenes Verfahren vorgeschrieben. War ein Officier beleidigt, oder für eine Beleidigung gefordert worden, so sollte er die Sache schriftlich dem ältesten Hauptmann einreichen. Dieser rief nun wahrscheinlich eine Art Ehrengericht aus den ältesten Officieren zusammen und hier wurde entschieden, ob der Officier Genugthuung zu geben oder zu verlangen habe, oder ob einer der Betheiligten sich so ungehörig benommen, daß er ferner nicht Officier bleiben könne. Richtete der Appellant sich nach dem erhaltenen Gutachten, so vertrat seine Sache das Officiercorps und ein Duell bot unter solchen Umständen sowohl den Duellanten wie Secundanten größere Sicherheit.

Wenn nun auch diese eigene Gerichtsbarkeit in manchen Fällen den Officieren Vortheile vor jedem andern Staatsbürger einräumte, so waren sie in andern dafür desto schlimmer daran, besonders wenn es sich dabei um solche Vergehen handelte, welche den Officier in Collision mit den närrischen

Standesvorurtheilen des Militärs brachten. In solchen Fällen vergaßen die Richter nur zu häufig ihren Eid und urtheilten, wie es ihnen die Leidenschaft eingab. Belege dazu bieten eine Menge Prozesse gegen Officiere, welche sich dem Kastengeiste widersetzten, oder wohl gar im Verdachte standen, daß sie „Demagogen“ wären! und in solchen Verdacht konnte leicht ein Jeder kommen, welcher abgeschmackte Prätensionen lächerlich machte oder den Umgang gebildeter Civilisten denen der Officiere vorzog. Mehre dieser Prozesse sind zur Oeffentlichkeit gekommen und das Publikum hat Gelegenheit gehabt, die in dem Officiercorps herrschenden Ansichten kennen zu lernen.

Ich habe keine Zeit, hier die Sache näher auszuführen, allein es scheint mir über allen Zweifel, daß die Officiere durchaus keine andere Gesetze brauchen als jeder andere Staatsbürger, und daß sie keine besondere Standesehre für sich zu beanspruchen nöthig haben, sondern sich damit begnügen können zu handeln und beurtheilt zu werden wie jeder andere anständige Mann.

Das Verfahren gegen Sallet und das zweimalige Umstoßen des Urtheils von Seiten des Königs zeigt zu deutlich den faulen Fleck, als daß ich noch nöthig hätte, näher darauf hinzuweisen. Für sein Vergehen war ein Verweis hinlängliche Strafe, denn kein Gerichtshof würde wegen des Inhaltes jenes Aufsatzes — aus dem ich die stärksten Stellen angeführt! — eine Klage angenommen haben. Cassation und zehn Jahre Festung!! Ein anderer Officier unseres Regiments, der Adjutant und überwiesen war, Geldbriefe an die Soldaten zum Theil gänzlich unterschlagen oder ihres Inhaltes beraubt und Unterschriften nachgemacht zu haben, wurde zwar cassirt, erhielt aber nur eine kurze Festungsstrafe. Nach jedem andern Gerichtsverfahren und in jedem andern Lande

würde er zu Zuchthausstrafe, Deportation oder Galeeren verurtheilt worden sein. Man muß gestehen, das ist eine vertraueneinflößende Rechtspflege!

Die kleinern Strafen für Officiere waren: Verweis unter vier Augen; Verweis vor dem Officiercorps; im Parolebefehl, und endlich Stubenarrest. Der Officier, der Stubenarrest hatte, mußte seinen Degen dem Adjutanten abgeben und durfte seine Wohnung nicht verlassen. Eine Controlle existirte nicht, allein es war angenommen, daß er durch sein Ehrenwort gebunden sei. — Es bestand auch die Verordnung, daß ein Officier, der im Stubenarrest war, keine „Spiel- und Trinkgelage" halten solle; dasselbe Verbot existirte für die Wachstuben der Officiere; da aber der Begriff dieser Worte sehr relativ ist, so legte sich in dieser Hinsicht Niemand Zwang auf.

Ein Officier konnte nur von dem Bataillons- oder Regiments-Commandeur bestraft werden, oder auf einem Commando von dem commandirenden Officier, wenn dessen Patent auch nur um einen Tag früher datirt war. —

Arrestlocale für Officiere, die mit der Hauptwache in Verbindung stehen, wie sie bei andern Armeen gebräuchlich sind, gab es für uns in Mainz nicht und ich glaube auch überhaupt nicht in Preußen. —

Ich habe schon bemerkt, daß die Cadettenclique ziemlich ordentlich war; sie machte weder übermäßige Schulden, noch nahm sie gewöhnlich Theil an Trink- und Spielgelagen oder andern Orgien, wie sie bei den andern jungen Officieren in Mainz damals sehr gewöhnlich waren.

Der Senior dieser letztern lustigen Clique war der „lange Wedell". Er trug die „lederne Medaille" und war daher 1830 kein Knabe mehr. Das Officiersexamen war ihm herzlich schwer geworden, denn da er einiges Vermögen

hatte und in Mainz Gelegenheit genug fand es los zu werden, so beschäftigte er sich damit natürlich lieber wie mit dem Erwerben von Gelehrsamkeit. Schon als Fähnrich machte er ein gewisses Aufsehen; mehre seiner Abenteuer lebten in der Tradition und erregten die Bewunderung der „jüngsten Herren". Als ich ihn kennen lernte, hatte er schon so ziemlich sein Geld durchgebracht und mit demselben zugleich alles irgend entbehrliche Fleisch verloren. Hübsch war er nicht, allein seine ganze Art und Weise war gentlemanlike. Seine Gesundheit war nicht mehr die beste, denn er war nicht eben sorgfältig damit umgegangen; allein das hielt ihn nicht ab, es den Jüngsten gleich zu thun.

Er blieb jedoch nicht lange unser Führer. Als er eines Nachmittags zu Pferde stieg, um nach Wiesbaden zu reiten, wurde ihm unwohl. Er mußte sich zu Bette legen und starb, trotz der großen Sorgfalt, mit welcher ihn sein Mädchen pflegte. Sein Freund v. T., der mit ihm zusammen wohnte, legte ihn mit der besten Uniform in den Sarg, und sorgte dafür, daß der große, blonde Schnurrbart schön schwarz gewichst war. T. wollte gar nicht glauben, daß Wedell todt sei, obgleich er vor ihm im Sarge lag; als er ihm aber einen eben angekommenen Brief vorlas, welcher die Nachricht enthielt, daß Wedell noch einige tausend Thaler geerbt habe und dieser nicht aufwachte, rief er ganz ernsthaft: „Nun glaube ich erst, daß er todt ist; denn wäre noch ein Funken Leben in ihm, bei dieser Nachricht wäre er aufgestanden!" —

Nach Wedell verloren wir bald einen andern Kameraden, der unter uns nicht weniger populär war. Er war Adjutant des Majors und gehörte einer angesehenen nicht preussischen Familie an. Die Veranlassung, welche ihn dazu bewog, den Abschied zu nehmen, war zu ehrenvoll, als daß ich sie nicht erwähnen sollte. Er hatte einer unbedeutenden nicht

eben hübschen Choristin die Ehe versprochen, und um sein Wort zu halten, nahm er den Abschied, obwohl ihm der Herzog von *** die Stelle als sein zweiter Adjutant anbot, wenn er den Gedanken an solche Mesalliance aufgeben würde.

Z. war ein schöner, großer und kräftiger Mann, dessen Gesicht den Stempel der Offenheit und Ehrlichkeit trug. Wir hatten ihn alle sehr lieb und verloren ihn ungern. Er trat in ***sche Dienste und besuchte uns ein Jahr darauf als Kürassierofficier. Dieser Besuch wurde durch ein sehr trauriges Ereigniß denkwürdig.

Z. saß mit dem Dragonerfähnrich v. H.— im englischen Hof in Mainz bei Tische und man trank dem Gaste zu Ehren mehr als gewöhnlich. Der Wirth schlug den Officieren vor, mit ihm in den Freihafen zu gehen, um dort für ihn angekommenen Champagner zu probiren. Nachdem das geschehen, ging die schon ziemlich illuminirte Gesellschaft nach Castel in den Bären, um ihre Unterhaltung bei der Flasche fortzusetzen.

Als man endlich aufbrechen wollte entstand eine kleine Differenz zwischen Z. und dem Dragonerfähnrich, welche den Erstern veranlaßte, zu sagen: „Ich bin ***scher Officier!“ — „„Da bist Du auch ein rechter Dreck!““ antwortete lachend der Dragoner. — Z. hatte bereits seinen Pallasch umgeschnallt. Er riß ihn wüthend aus der Scheide, warf den dazwischen springenden Kellner bei Seite, schrie: „Herr ziehen Sie!“ und, ehe von H.— nach seinem an der Wand hängenden Säbel fassen konnte, durchbohrte ihm der Pallasch die Brust. — „Du hast mich schändlich ermordet“, rief H.— und starb. —

Z. war plötzlich nüchtern geworden und wie im Traum ging er nach Mainz. Er begegnete dem Platzmajor von

Palmenstein und sagte ihm: „Ich habe eben den Fähnrich v. H.— erstochen“, als wollte er fragen, ob es auch wirklich wahr sei. Dasselbe sagte er in unserm und im österreichischen Casino. Hier fand er einen seiner nähern Freunde, einen österreichischen Officier, Graf L., der sogleich Anstalten traf, ihm fortzuhelfen. Er setzte sich mit Z. in einen Wagen, den die österreichische Wache zum Thore hinauspassiren ließ, als sie die österreichische Officiersuniform sah; denn es war bereits Auftrag an die Wachen gekommen, Z. nicht hinauszulassen.

Ich erzählte den Vorfall, wie er von den Augenzeugen berichtet wurde. Z. war der gutmüthigste Mensch von der Welt, und so oft ich auch mit ihm zusammen kam, habe ich ihn doch niemals heftig werden sehn. — Die Sache fand bei seiner Regierung eine günstige Auslegung und es geschah Z. nichts. Mehre Jahre später sah ich ihn wieder, mochte aber natürlich von dem traurigen Vorfalle nicht reden, der ihm gewiß genug trübe Stunden gemacht hatte. —

Trunk und Spiel waren die Klippen, an denen mancher Lieutenant scheiterte! Ich muß gestehen, ich bin erstaunt darüber, daß dies nicht noch häufiger der Fall war, und diejenigen, welche geneigt sind, Officiere hart zu beurtheilen, sollten versuchen, sich in ihre Lage zu denken. Wenn andere junge Leute ihres Alters noch auf der Schulbank umherrutschen, dann zählt der junge Officier bereits als Mann; wenn die Leidenschaften erwachen, die Versuchungen von allen Seiten andringen und eine väterliche Leitung mehr als je nöthig wäre, dann ist er frei; ältere Officiere verführen ihn nicht allein durch ihr Beispiel, sondern verhöhnen ihn, wenn er den Tugendhelden spielen will; falsche Schaam, falsches Ehrgefühl treiben ihn zur Theilnahme an Dingen, gegen welche sich theils sein Gefühl, theils sein Geschmack sträuben, bis

er endlich in den Strudel hineingerissen wird; Mancher geht darin zu Grunde, Mancher läßt darin Ehre oder Gesundheit zurück, Keiner kommt reiner daraus hervor. Die Armuth macht die Versuchungen, denen ein junger Officier ausgesetzt ist, noch bei Weitem gefährlicher, denn sein Stand öffnet ihm die höchsten Kreise, — aber seine Armuth zwingt ihn häufig auf die dadurch gebotenen gesellschaftlichen Genüsse zu verzichten; bei jeder Gelegenheit fühlt er, daß er trotz aller Talente eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt, wodurch seine Eitelkeit empfindlich beleidigt und jeder Genuß verbittert wird; er sucht sich daher Geldmittel zu verschaffen und geräth in Schulden. Es giebt gewiß nur wenige Officiere, die Schulden machen mit der vollen Ueberzeugung sie nicht bezahlen zu können, allein die Versuchungen, denen man ausgesetzt ist, wissen vortrefflich das Gewissen zum Schweigen zu bringen und diesem sehr vage Hoffnungen als Gewißheit aufzudrängen.

Mainz ist ein sehr gefährlicher Ort für einen jungen Officier von lebhaftem Temperament, denn die ihm dargebotenen Genüsse sind mannigfaltiger als irgend wo anders, und verhältnißmäßig sehr billig zu erlangen. Mit einer monatlichen Zulage von fünfzehn bis zwanzig Gulden kann ein junger Lieutenant sich aller dort gebotenen geselligen Genüsse erfreuen, ohne zum Borgen seine Zuflucht zu nehmen; allein natürlich darf er nicht so thöricht sein, es den reichen, jungen Kaufleuten gleich thun zu wollen.

Der Wein wird nicht so leicht Jemand bankerott machen, es sei denn, daß er gradezu ein Säufer sei; der Wein und guter Wein ist so billig in Mainz, daß auch der ärmste Lieutenant, der nichts als seinen Gehalt hat, darauf nicht ganz zu verzichten braucht; allein gefährlicher ist das Spiel und besonders die Nähe von Wiesbaden.

Gegen die öffentlichen Spielhöllen ist schon so viel gesagt worden, daß es überflüssig ist, hier darüber zu reden. Ob reiche Taugenichtse ihr Geld am grünen Tisch wegwerfen, ob hin und wieder einer davon sich in der Verzweiflung eine Kugel in den Kopf jagt, — hat am Ende nicht so übermäßig viel zu bedeuten; allein weit verderblicher wirkt das öffentliche Spiel dadurch, daß es selbst den Armen zugänglich ist. An den Gulden, welche der Croupier einzieht, kleben mehr Thränen wie an den Goldstücken, und die Zahl der Unglücklichen unter den Armen, welche der grüne Tisch macht, verhält sich zu der unter den Reichen wie der Gulden zum Doppellouisdor. „Sein Glück zu versuchen" reizt jeden Menschen und natürlicher Weise den Armen am meisten; ja ich möchte fast sagen, Jeder, der es irgend kann, ist es sich schuldig, einen solchen Versuch zu machen, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erscheinen die Staatslotterieen eine vernünftige Einrichtung, besonders wenn sie wie zum Beispiel in Preußen geordnet sind. Es wird doch gewiß nur äußerst selten vorkommen, das sich ein armer Mann durch dies Spielen in der Lotterie ruinirt, denn der Preis der Loose ist so hoch, daß die minder wohlhabende Classe sich selten über ein Viertelloos versteigt; die Zahlenlotterie nimmt aber den im Schweiß des Angesichts verdienten Sechsbätzner und das Roulett handelt ähnlich.

Für uns Lieutenants hatte Wiesbaden eine ganz unwiderstehliche Anziehungskraft. Die paar Gulden, die man am ersten des Monats erhielt, waren „nicht zum Leben nicht zum Sterben"! allein eine glückliche Viertelstunde konnte sie in eine Quelle des Genusses für viele Monate verwandeln. „Schlimmsten Falls — so raisonnirten wir — kann ich die zehn oder zwanzig Thaler verlieren und das ist ja nicht der

Rede werth, allein wahrscheinlicher ist es, daß ich Morgen Hunderte in meiner Tasche habe."

Alle Mittwoch war im Sommer Ball im Kursaal in Wiesbaden, und wer von uns irgend Geld auftreiben konnte, versäumte es nicht, sich dort einzufinden. Zu diesem Ende wurde verkauft, versetzt und geborgt, denn je mehr Geld man hatte, desto wahrscheinlicher war der Gewinn; das Glück wendet sich aber bekanntlich jedes Mal, wenn man nichts mehr zu setzen hat.

Der Mittwoch nach dem ersten des Monats sah stets die meisten Lieutenants nach Wiesbaden pilgern, um sich dort auf der grüntuchenen Gimpelweide zu ergötzen. Was konnte vergnügter aussehen, als ein Wagen voll Lieutenants in Mufti (wie die Engländer einen Officier in Civilkleidern nennen), die am ersten Mittwoch des Monats nach Wiesbaden fuhren! Was aber kläglicher als der Inhalt desselben Wagens, wenn er in der Morgendämmerung des andern Tages nach Mainz zurückkehrte. Die Gespräche auf dieser Rückfahrt waren oft sehr tragikomisch, wenn moralischer und physischer Katzenjammer den jungen, leichtsinnigen Vaterlandsvertheidigern am Herzen nagte!

„Was für ein nichtswürdig, leichtsinniger Kerl bin ich doch," klagte sich der zerknirschte lange A. an, — „mein ganzer Gehalt für den August und all das Geld für mein schönes Bett dazu ist zum Teufel! Alle meine Möbeln haben die verfluchten Canaillen mit ihren niederträchtigen Harken eingekratzt!" „„Ach,"" fing sein Vetter an, „sei froh, daß Du den Plunder los bist; es war 'ne Dummheit, daß Du Möbeln gekauft hast: wir alle wohnen in möblirten Stuben."" — „Ach Quax sei Du nur still! Du hast immer keine Ruh bis der letzte Kreuzer weg ist, und hättest Du mich nicht verführt, dann wäre ich gestern zu Hause gebieben." — „„Geht's

mir etwa besser wie Dir?““ — „Ja Du! — Du guckst Morgen früh zum Fenster hinaus und sperrst's Maul auf, bis Dir ein Sperling zum Frühstück hinein macht. Du bist so was gewohnt, aber ich nicht.“ — „„Es ist schändlich,““ fing nach einer Pause der „Quax“ an, „„ich hatte schon zwanzig Louisd'or gewonnen; aber so geht mir's jedes Mal.““ — „Es ist ganz egal,“ brummte F. in der andern Ecke; „der Wein war aber ganz famos — ja — ganz famos. — Mir ist aber hundeschlecht — mach's Fenster —“ Es war aber nicht mehr Zeit, denn A. schrie: „Na ja, das fehlt noch, nun kotzt mir der meinen neuen Frack voll! u. s. w.“ Wie häufig waren wir sammt und sonders so ausgebeutelt, daß wir nicht allein ohne Nachtessen nach Hause fahren, sondern auch den Kutscher für den andern Tag bestellen mußten, weil wir ihm weder den Fahrlohn bezahlen, noch ein Trinkgeld geben konnten.

Einer der größten Lumpen und leichtsinnigsten Spieler bei unserm Regiment war der Officier, den ich eben mit seinem Spitznamen „Quax“ benannt habe. Er war ein kleiner, untersetzter, krummbeiniger Kerl mit breiten, unbedeutenden und schmutzfarbenen Gesicht, welches vollkommen mit seinem sonstigen Aeußern und — leider auch mit seinem Innern harmonirte. Saßen wir beim Landsknecht und Quax trat herein, so schrie er jedes Mal, wenn irgend etwas zu halten war: „Banko!“ Wurde sein Wort angenommen, so strich er das Geld mit häßlichem Grinsen ein wenn er gewann und sagte, wenn er verlor: „Du bekömmst es morgen!“ Der Morgen, an dem Quax eine Spielschuld, bezahlte, wollte aber nie anbrechen und die Folge davon war, daß man nie mehr seinem Worte traute, ja ihn nicht einmal eher die Karten in die Hand, oder überhaupt am Spiel Theil nehmen ließ, bis er nicht wenigstens — einen Thaler vorgezeigt

hatte! — Ich sehe ihn noch, verdrießlich: „Na uff Ehre!“ brummend mit seinen schmutzigen Fingern in der Tasche einer schmutzblanken Atlasweste fummeln, um dadurch die Kreuzer zum Vorzeigen hervorzusuchen.

Quax hatte einige tausend Thaler Vermögen; allein sein Onkel, der in Mainz Major und ein außerordentlicher Oeconom war, hielt ihn sehr kurz. Eines Tages kam der Kaufmann Panizza in das städtische Casino und sagte zu dem Major, der ebenfalls Mitglied desselben war: „Sie müssen doch bei Ihrem Regiment recht wohlhabende Officiere haben.“ — „„O gewiß — einige — das heißt — allein wie kommen Sie darauf?““ — „Heute kaufte ein junger Officier bei mir eine sehr schwere goldene Kette.“ — „„Hat er sie auch bezahlt?““ — „Nein, ich hab' sie ihm auf Credit gegeben, denn ein Officier wird doch schwerlich solchen Luxusgegenstand kaufen, wenn er nicht Vermögen hat.“ — „„Natürlich, natürlich,““ antwortete der Major, keineswegs überzeugt, „„wie heißt denn der Officier?““ — Der Major war der Onkel des Quax und man denke sich seinen Schrecken, als Herr Panizza diesen nannte!

Quax wurde sogleich citirt, allein die goldene Kette war bereits versilbert und mußte nun, um weitern Scandal zu verhüten, auf das Schleunigste bezahlt werden. — Er wurde später cassirt und ging nach Algier, wo ein Beduine ihm den Kopf abschnitt.

Seine beiden in Mainz gleichfalls stehenden Vettern waren sehr verschieden von ihm. Der älteste der beiden Brüder hieß in der Stadt der „schöne Fritz“ und war ein hübscher, herzensguter Junge.

Man sagt gewöhnlich, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt; allein ich bin überzeugt, daß das, was dem schönen Fritz geschah, in der Welt nur einmal geschehen ist,

und darum erzähl' ich's. In Folge einer Verrenkung behielt er eine Schwäche im Arm und der Arzt empfahl „thierische Bäder", zu welchem Zweck Fritz v. A. alle Morgen zu einem Metzger ging, um seinen Arm in ein frischgeschlachtetes Kalb zu stecken und eine Zeitlang darin zu lassen. Bei diesem Metzger traf er gewöhnlich ein schönes junges Mädchen, welches ebenfalls eine Schwäche im Arm hatte und gleichfalls thierische Bäder gebrauchen mußte. Beide Patienten bedienten sich desselben noch warmen Kalbes als Badewanne und es war kein Wunder, daß sich ihre Hände dort begegneten. Ueber dem noch warmen Herzen des unschuldigen Geschöpfes schwuren sie sich durch einen Händedruck Liebe. Schwerlich hat sich jemals eine Liebe im Innern eines Kalbes angesponnen! —

Der „lange A." überragte seinen Bruder Fritz um einen ganzen Kopf, und wenn sein Gesicht auch nicht so schön war, so hatte er dafür einen geistreicheren Ausdruck, der kein lügenhafter Aushängeschild war. Er war ein großer Liebling von uns Allen und ich habe über seine trockenen Einfälle oft Thränen gelacht. Hatte er ein wenig Wein im Kopf, dann war er ganz unübertrefflich komisch, hauptsächlich weil er seine Einfälle meistens mit dem ernsthaftesten Gesichte vorbrachte. Trotzdem schien er mir Anlage zur Hypochondrie zu haben. Einige Jahre nachdem ich den Abschied genommen hatte und in Leipzig wohnte, ward ich durch ein Packet von ihm überrascht, welches ein Manuscript von wenigstens 35 Druckbogen über — den Gebrauch der Morisonschen Pillen enthielt! Leider konnte ich trotz aller Mühe keinen Verleger dafür finden und hatte den Kummer, es zurückschicken zu müssen. —

Ich habe bereits mehrmals bemerkt, daß Mainz uns Vergnügungen und Genüsse aller Art in Menge bot; allein

eigentlich noch nicht angegeben, worin dieselben bestanden. — Im Sommer hatten wir erstlich unser Gartencasino, dann alle Freitage Concerte in der neuen Anlage und alle Mittwoche Bälle in Wiesbaden. Diese Bälle waren während der Saison oft sehr hübsch und die Zahl der Tänzer nicht selten so groß, daß der große Kursaal für sie fast zu klein war. Die Gesellschaft war bei diesen Bällen allerdings etwas gemischt; allein das störte unser Vergnügen nicht; am Rhein kann sich der Mann aus der höchsten Gesellschaft selbst in den Kreisen des Mittel- oder niedrigsten Standes sehr gut amüsiren, denn er wird selten auf Ausbrüche von Rohheit stoßen. Die Fröhlichkeit, welche der Wein erzeugt ist eine andere als die, welche durch Bier oder Branntwein hervorgebracht wird. Wenn ich übrigens die Gesellschaft im Kursaal in Wiesbaden gemischt nenne, so war sie es nicht mehr wie auf andern öffentlichen Bällen in Mainz, nur daß unter den Damen hin und wider welche waren, die sich nicht grade auf einen Casinoball gewagt haben würden.

Als einst zum Geburtstage der Herzogin von Nassau ein Extraball im Kursaal war, spielten zwei Musikcorps abwechselnd, so daß man zwischen jedem neuen Tanz eben nur Zeit hatte die Dame zu wechseln. Ich tanzte bei der Gelegenheit sämmtliche Tänze und machte am Ende des Balles die Wette, daß ich noch drei Mal im schnellsten Walzer um den ganzen Kursaal tanzen wolle. Es fand sich eine junge Dame, die mit mir diese Forcetour unternahm. Ich gewann meine Wette, fuhr nach Mainz und fand an meinem Quartier am Weißenauer Kloster den Feldwebel, der mir sagte, daß die Compagnie bereits nach dem Mombacher Sand abmarschirt sei. Ich war in Uniform, vertauschte nur den Hut mit dem Czako, ging die zwei Stunden nach dem Mombacher Sand, exercierte hier im Regiment bis gegen zehn

Uhr und kam gegen Mittag in meine Wohnung. Es wäre nicht uninteressant zu berechnen, wie viele Meilen ich auf diese Weise von Abends acht Uhr bis zum andern Mittag tanzte und ging.

Auch die Kirchweihen in der Umgegend von Mainz wurden von uns fleißig besucht, denn eine Kirchweih am Rhein ist ein sehr heiteres Fest und die hübschen Mädchen sind hier ganz anders wie in Bier und Schnapsländern. Oft machten wir auch blos des Weines wegen Excursionen nach Rüdesheim, Hochheim, Laubenheim oder Nierenstein. — In Laubenheim fanden wir damals bei Herrn Mehn den köstlichsten 1811r und 1827r, den wir frisch aus dem Fasse die Flasche für einen Gulden erhielten. Die Darmstädtische Flasche ist übrigens, beiläufig bemerkt, die größte die es in Deutschland giebt und man erschrickt förmlich, wenn man ein solches Ungethüm vor sich sieht. Ebenfalls beiläufig will ich hier noch bemerken, daß der „Tischwein" in vielen Gasthöfen Frankfurts und an andern Orten, der „Laubenheimer" etiquettirt ist, meistens um Weissenau, oder in andern benachbarten, geringen Wein erzeugenden Orten gewachsen ist. Der ächte Laubenheimer ist einer der gewürzhaftesten Weine, und als ich einst bei einer Durchreise den Damen meiner Gesellschaft 1811r und 1827r brachte, tranken sie erstern zum Frühstück und gossen sich von dem letztern ins Taschentuch, seines gewürzhaften Geruches wegen.

Jetzt, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe den Verkehr so sehr erleichtern, muß Mainz eine noch viel angenehmere Garnison sein als früher, wo man zu jedem kleinen Ausfluge einen besondern Wagen haben mußte; es gab sogar noch nicht einmal Fiaker.

Der Winter bot uns nicht weniger gesellige Genüsse. Zuerst nenne ich das Theater, welches damals unter der

Direction des Herrn August Haake stand. Das alte Haus, welches wie eine Scheune aussah und inwendig ziemlich schmutzig war, befand sich auf der großen Bleiche; das neue, schöne Schauspielhaus auf dem Guttenbergs-Platz wurde damals kaum begonnen. Wir Officiere hatten das Abonnement zu einem ganz außerordentlichen billigen Preise und sowohl Plätze im Parterre, wie in den Logen des ersten Ranges; Sperrsitze existirten im alten Hause nicht.

Obwohl die Breslauer mit Herrn Haake, der später ihr Theater übernahm, nicht besonders zufrieden waren, so muß ich gestehen, daß ich das ganz unbegreiflich finde. Ich hielt ihn für einen ganz ausgezeichneten Director, dem es mit der Kunst Ernst war und der nicht blos des Geldgewinnes wegen arbeitete, sondern danach trachtete, das Theater zu einer Bildungsanstalt für das Volk zu machen. Konnte er es auch nicht vermeiden, leichte Modestücke zu geben, so sahen wir doch weit häufiger, als es auf andern Bühnen zu geschehen pflegte, classische Stücke und besonders von Shakespeare. Die Oper wurde keineswegs vernachlässigt und manches alte, vortreffliche Werk, welches halb vergessen war, wurde neu einstudirt. Herr Haake, selbst ein verdienstvoller Künstler, ließ es sich auf das Eifrigste angelegen sein, die Scene bis in die kleinsten Details künstlerisch anzuordnen, die gebildeten Gruppen waren stets der Art, daß sie „lebende Bilder" zu sein schienen.

Unter den Künstlern, die wir dort besaßen, führe ich nur Herrn Döring an, der damals schon in denselben Rollen sich auszeichnete, in welchen er später das Berliner Publikum erfreute. — Unter den Gästen, die uns besuchten, nenne ich nur Esslair, den ich als Lear und als Wilhelm Tell sah. Sein Lear wird mir unvergeßlich bleiben; ich habe eine Menge berühmter deutscher Schauspieler in dieser Rolle ge-

sehen, allein keiner kommt ihm — nach meinem Urtheil — auch nur entfernt darin nahe.

Bälle gab es während des Winters in großer Menge. Im städtischen Casino fanden gewöhnlich fünf oder sechs Abonnementsbälle und ein oder zwei Maskenbälle statt, von denen ich niemals einen versäumte. Von den höheren österreichischen Offizieren gab Niemand Bälle als Graf Mensdorf, die stets sehr brillant und außerordentlich besucht waren. General von Müffling gab ebenfalls einige Bälle und hin und wieder auch der sparsame General von Schütz.

Das Civil blieb gleichfalls nicht zurück und die Bälle bei dem Präsidenten von Lichtenberg, Herrn von Camuzzi, Herrn von Fechenbach, Weinhändler Krätzer u. s. w. waren außerordentlich hübsch.

Manche der Mainzer Herren, die Bälle geben wollten, waren wegen der Tänzer in Verlegenheit, da sie mit den jungen Officieren nicht eben näher bekannt waren. Da sie nun dieselben nicht wohl eher einladen konnten, ehe sie eine Visite gemacht hatten, so wurden stets diplomatische Unterhandlungen angeknüpft, ein Dutzend Lieutenantsbeine zu engagiren. Zu diesem Ende wurde dann irgend eine einflußreiche junge Dame beauftragt, den gewünschten Officieren einen Wink zu geben, daß Dieser oder Jener einen Ball geben und es sehr gern sehen würde, wenn sie eine Visite machten, um eingeladen zu werden. Ich hatte das Glück, zu den flinksten Tänzern gezählt zu werden und habe, so angeregt, oft bei Leuten Visiten gemacht, die ich vorher nie gesehen.

Der Carneval hatte zu jener Zeit in Mainz sich noch nicht so ausgebildet, wie es später der Fall war; da ich aber aus dem Osten von Deutschland kam, wo Faschingsfreuden wenig gekannt sind, so war mir das Leben und

Treiben der drei letzten Tage des Carnevals ganz besonders interessant. Masken auf den Straßen zu sehen, war mir etwas ganz Neues, und die drei Tage hintereinander im Theater stattfindenden Maskenbälle schienen mir der Gipfel des Vergnügens. Während dieser drei Tage kam ich denn auch gewöhnlich in kein Bett.

Pomphafte Aufzüge, wie sie später in Mainz stattfanden, kamen damals noch nicht vor; allein dessen ungeachtet fehlte es nicht an einzelnen, sehr hübsch durchgeführten Scherzen. Eines erinnere ich mich noch mit großem Vergnügen. Während eines Balles erschien plötzlich auf der balkonartigen Treppe, die aus dem ersten Range in's Parterre führte, der Kaiser Napoleon, umgeben von seinen Marschällen, nebst Rustan und Soldaten der alten Garde, die Platz machten. Er sah durch sein Perspectiv in das Parterre und wurde von donnerndem Jubel empfangen. Das Interessanteste dabei war, daß der Kaiser seine Rolle ohne Maske spielte. Dieselbe war auch nicht nöthig, denn der junge Mann, ein Goldschmidt aus Mainz, sah dem Kaiser ganz auffallend ähnlich. — Sein Reich hatte aber ein tragikomisches Ende. Se. kaiserliche Pseudomajestät trank etwas zu viel Wein und als er bei anbrechendem Tage nach Hause zurückkehrte, verlangte er, daß eine preußische Schildwache präsentiren solle. Es war das aber ein Pommer, der keinen Spaß verstand. Er arretirte den angetrunkenen nachgemachten Napoleon und lieferte ihn auf die Hauptwache. Dort bat derselbe sehr, man möge ihn nicht auf die Polizei schicken, sondern „militärisch abstrafen“ und ich glaube, der Officier ließ ihn laufen.

Während dieser drei Tage des Carnevals war es, als sei in die hübschen Mädchen von Mainz — von denen ich gleich mehr sagen werde — noch eine Extra-Legion Teufel gefahren. Unter dem Schutz der Maskenfreiheit erlaubten

sich selbst verständige und sonst zurückhaltende allerlei Scherze und Tollheiten.

Als ich mich an einem ersten der drei Carnevalstage eben zum Balle ankleidete und vor dem Spiegel stand, um mein Haar zurecht zu machen, worauf ich große Sorgfalt verwandte, klopfte es, und auf mein Herein traten ein Paar wunderhübsche Schweizerinnen in mein Zimmer. Nicht lange darauf kamen noch andere weibliche Masken, so daß sieben bis acht meiner Toilette beiwohnten, zum Erstaunen meines Burschen. Unter Kichern und Schelmereien aller Art durchstöberten sie mein ganzes Zimmer, bis ich endlich Jeder etwas zu thun gab. Die eine mußte mich frisiren, einer andern gab ich zu nähen, zwei mußten die Lichter halten u. s. w. Als meine Neugier etwas zudringlich wurde, berief man sich auf das Maskenrecht, und wenn ich auch hie und da einen hübschen Arm küßte, so mußte ich doch artig sein. Später habe ich durch Zufall einige dieser jungen Damen entdeckt; sie gehörten in die Gesellschaft, welche unsere Bälle besuchte, und man würde sehr geirrt haben, wenn man aus ihrer Tollheit im Carneval leichtsinnige Schlüsse gezogen hätte.

Auf den Maskenbällen im Theater entspannen sich oft sehr interessante Intriguen, aber nicht weniger oft wurde man auf grausame Weise mystificirt. — Nach einem dieser Bälle kam mein Freund S. zu mir und stellte mir allerlei neugierige Fragen nach dem weiblichen Personal im Mensdorfschen Palais. Da ich sehr in ihn drang, so erzählte er mir unter dem Siegel der allertiefsten Verschwiegenheit sein Abenteuer. Während der ersten Stunden des Balles hatte ihn ein schönes Mädchen, natürlich maskirt, fortwährend intriguirt. Durch die Maske sah man sehr schöne Augen und der Hals und was man sonst von der Büste gewahr wurde,

war ganz auffallend weiß. S. war so liebenswürdig wie möglich und machte auch Fortschritte, denn gar bald würde sein Händedruck erwiedert; kurz, das Abenteuer versprach einen günstigen Ausgang, als die Schöne erklärte, daß sie durchaus zum Abendessen nach Hause müsse, weil sie sonst vermißt werde. Mit Mühe erhielt mein Freund die Erlaubniß, sie wenigstens bis an ihre Wohnung zu begleiten. Wie erstaunte er aber, als das schöne Mädchen den Weg nach dem Thiermarkt einschlug, auf demselben von ihm Abschied nahm, — ich glaube gar mit einem zärtlichen Kuß! — und dann in das Mensdorffsche Palais ging!

Die vermessensten Gedanken durchkreuzten S—'s Kopf, denn die Figur wollte für keines der ihm bekannten Kammermädchen in jenem Hause passen, und was hatten diese auch beim Abendessen zu thun? Er konnte die Nacht vor Unruhe nicht schlafen und kam so früh zu mir, daß er mich noch im Bette fand. Ich versprach natürlich Discretion und Hülfe; allein mir kamen ebenfalls sehr wunderliche Gedanken, besonders da S. meist weniger zu erzählen pflegte, als wirklich geschehen war.

Am Nachmittage sah ich die Fürstin und Fräulein von W. in der Anlage. Erstere fragte mich, ob ich auf dem Maskenballe gewesen sei? Letztere lächelte sehr verschmitzt und fragte, ob ich S. heute schon gesprochen hätte? — Ich war ganz verdutzt, denn nun wußte ich nicht, was ich von der Geschichte denken sollte; endlich löste mir die Prinzessin das Räthsel: „Meine ausgelassenen Mädchen haben meinen Max, der einen schönen Hals hat, in Frauenkleider gesteckt und auf den Maskenball geschickt." — Max war ein kleiner Bedienter der Fürstin! Er hatte seine Rolle prächtig gespielt und die Kammerjungfern, die sich halb todt lachen wollten, hatten nicht ermangelt, die Geschichte mit allen

Details den Damen zu erzählen. Eigentlich hatte man es auf mich gemünzt; allein zufällig kam ich erst sehr spät auf den Ball und der sonst so vorsichtige S. ward das Opfer. Daß er ganz unbarmherzig geneckt wurde, versteht sich von selbst.

Daß eine Besatzung von 10—12,000 Mann, welche fast durchgängig aus jungen, unverheiratheten Leuten besteht, die sich alle Jahr zum Theil erneuern, — auf die Bevölkerung einer Stadt von etwa 40,000 Einwohnern einen großen Einfluß hat, ist leicht begreiflich. Dieser Einfluß wirkt besonders auf die Moralität des weiblichen Geschlechts, welches bekanntermaßen eine entschiedene Vorliebe für zweierlei Tuch hat. Diese Vorliebe kann nicht überraschen; das gewandte und kecke Benehmen der Soldaten sticht vortheilhaft gegen die Unbeholfenheit der meisten jungen Leute aus den unteren Ständen ab, und überall, wo Militär hinkömmt, schlägt es das Civil bei den Mädchen aus dem Felde; es ist dies eine demüthigende Thatsache, die keines Beweises bedarf. Selbst nicht einmal religiöse oder politische Meinungsverschiedenheit sind Schutzmittel gegen diese Doppeltuchomanie der Mädchen. Ueberall heißt es, wie seiner Zeit in Tyrol:

Die Bayern und die Bauern
Sind alleweil im Stritt,
Die Madels wollen bayrisch sein,
Die Buben aber nit.

Die Occupation von Mainz durch die Franzosen scheint in dieser Stadt noch bis auf den heutigen Tag nachzuwirken. Die Männer sind erregbarer und freiheitliebender als ihre Nachbarn, zum Beispiel die Frankfurter, und noch größer ist der Unterschied unter den Weibern. Es scheint fast, als hätten die französischen Republikaner nicht allein ihren Geist, sondern auch ihr Fleisch und Blut in Mainz fortgepflanzt.

Die Mädchen haben dort nicht allein viel Geist und Lebhaftigkeit und in Liebesangelegenheiten mehr französische als deutsche Weise, sondern man sieht auch an ihren meist niedlichen Füßen, daß ihre Mütter oder Großmütter mit den Sansculotten auf einem guten Fuß standen. — Das deutsche Element, welches sich indessen keineswegs verwischt hat, giebt ihnen noch einen Reiz mehr, den die Französinnen entbehren; und was nun die körperliche Schönheit anbetrifft, so muß ich unsern blauäugigen, vollbusigen, weiß und rothen Landsmänninnen vollends die Palme zuerkennen.

Während jener Franzosenzeit muß es in Mainz bunt hergegangen sein und die chronique scandaleuse erzählt, daß selbst die vornehmsten Damen den Sansculottismus ganz buchstäblich verstanden. Die Tradition berichtet von einem stattgefundenen Ball in „Vernunftcostüm" und bezeichnete mehrere damals noch lebende — freilich schon sehr alte — Damen als hervorragende Theilnehmerinnen.

Die Zahl der schönen jungen Mädchen war besonders unter der mittleren und unteren Bürgerklasse groß und ich glaube, es gab keine Stadt, in welcher man auf der Straße so viele schöne und so wenig auch nur unangenehme Mädchengesichter sah als in Mainz. Unter den höheren Ständen gab es allerdings auch schöne Mädchen; allein sie waren nicht eben sehr zahlreich, obwohl ich mich keines einzigen häßlichen erinnere.

Was meine persönlichen Erfahrungen unter den Schönen in Mainz anbetrifft, so muß ich mich damit begnügen zu sagen, daß ich sehr freundlich von ihnen behandelt worden bin; aus der Schule zu schwatzen wäre schwarzer Undank und strafbarer als Hochverrath. Nur die Geschichte meiner ersten Liebe will ich erzählen.

Viertes Capitel.

Therese, oder erste Liebe.

Ich war erst kurze Zeit in Mainz, als ich eines Nachmittags nach der neuen Anlage hinaus gehen wollte. Indem ich eilig durch das Neuthor schritt, war ich genöthigt, vor der Zugbrücke stehen zu bleiben, weil mir ein Wagen entgegen kam. Kaum stand ich, als ich eine liebliche Mädchenstimme wie erschrocken rufen hörte: „Mutter, sieh den schönen Officier!" Ueberrascht sah ich auf und erblickte mir gegenüber an der andern Seite des Thors eine ältliche, bescheiden gekleidete Bürgersfrau, welche ein reizendes Mädchen neben sich stehen hatte. Das schöne Kind hatte die Händchen vor der Brust gefaltet und sah mit seinen großen schwarzblauen Augen, die wie ein Paar Sterne leuchteten, gerade zu mir herüber, und die frischen Lippen, aus denen jene Worte hervorgingen, waren wie in staunender Verwunderung getrennt geblieben.

Unterdessen war der Wagen vorübergefahren, und ich sah, daß dem schönen, wie versteinerten Mädchen das Taschentuch vor die Füße gefallen war. Ich sprang hinzu, hob es auf und reichte es ihr, allein sie blieb in ihrer Haltung stehen, ohne die Hand auszustrecken, und über ihr zartes Gesicht flog ein brennendes Roth. Die Frau nahm mir

das Tuch dankend ab, ich grüßte und ging eilig über die Brücke, denn ich war selbst in Verlegenheit gerathen.

Der leere Wagen, welcher mir auf der Brücke entgegen gekommen, war der der Fürstin; sie und Fräulein von W. waren also bereits in der Anlage. Wäre dies nicht gewesen, so würde ich sicher dem schönen Mädchen gefolgt sein; allein Fräulein von W. hatte mir ein wenig den Kopf verdreht. Dessenungeachtet beschäftigten sich auf dem Wege durch den Garten meine Gedanken fortwährend mit dem reizenden Bürgerskinde, über dessen Miene ich freilich unwillkürlich lächeln mußte, dessen schmeichelhafte, mit so süßtönender Stimme gesagte Worte aber mir fortwährend im Ohre klangen. Das „Mutter!“ hatte sie wie im Schreck gerufen und das, was folgte, stockend und wie ohne Selbstbewußtsein, fast wie im Traum gesprochen. Ich hoffte übrigens, sie würde ebenfalls in die Anlage kommen und ich sie dort näher betrachten können. Ich täuschte mich jedoch; wahrscheinlich schlugen die beiden Frauen den Weg nach dem Gauthor ein.

Abends im Bette ließ mir der Gedanke an mein kleines Abenteuer keine Ruhe, und meine geschäftige Phantasie bemühte sich, die Scene zurückzurufen und fortzusetzen. Ich machte mir Vorwürfe über meine Unbeholfenheit und vor allen Dingen darüber, daß ich den Faden nicht festgehalten hatte, an dem ich die interessante Bekanntschaft hätte fortspinnen können. Nun fehlte mir jeder Anknüpfungspunkt; wie sollte ich in einer großen, mir noch unbekannten Stadt, in der es so viele schöne Mädchen gab, ein einzelnes herausfinden, von dem ich nicht das Geringste wußte und welches ich nur flüchtig gesehen hatte?

Und doch, was hatte ich nicht alles in diesem Augenblicke gesehen, oder vielmehr, was bildete ich mir nicht ein,

alles gesehen zu haben! Es schien mir jetzt, als hätte ich noch nie ein reizenderes Wesen erblickt. Die Form ihres Gesichts erinnerte mich an V., allein ihre Farbe war blendender, ihr Mund lieblicher, ihre Augen größer und glänzender, ihre Figur vollkommener. Besonders entzückten mich die frischen, halbgeöffneten Lippen und die Art und Weise, wie sie ihre Händchen vor der Brust faltete, — kurz, ich war Feuer und Flamme, wozu ihr schmeichelhafter Ausruf gewiß nicht wenig beitrug. Ich schlief endlich mit dem festen Entschluß ein, meine schöne Unbekannte um jeden Preis aufzusuchen.

Am andern Tage zog ich Sch. zu Rathe, der indessen durch meine Beschreibung nicht auf die Spur gebracht wurde und nicht aufhörte, mich einmal über das andere wegen meiner Einfalt auszuschelten. Der einzige Rath, den er mir geben konnte, war der, die Augen aufzuthun. —

Hätte ich nur wenigstens gewußt, in welchem Stadttheil ich meine Forschungen beginnen sollte! — Aber ich wußte gar nichts, rannte wie närrisch durch alle Straßen, guckte nach allen Mädchen, an alle Fenster, — allein fand nicht, was ich suchte. Vergebens lauerte ich am Wege zur Anlage, stand lange am Neuthor und betrachtete den Fleck, wo sie gestanden, als könne derselbe mir ihre Wohnung verrathen.

Sch. lachte mich wegen meines Fiebers aus und meinte, das müsse ja nicht so schnell gehen, — „abwarten und Thee trinken! — Geh' in die Frühmesse, vielleicht findest Du sie da.“ — Ich besuchte also fleißig die Kirchen, sah eine Menge andächtiger und liebenswerther Kinder, — allein wieder nicht das, welches ich suchte. So trieb ich's acht Tage lang und wurde ganz elend vor Aufregung. — Endlich, als ich eines Morgens über den Markt schlenderte und überall um-

herspähte, schien es mir, als sähe ich in der Ferne die Mutter, die ich an ihrem etwas auffallenden Umschlagtuche erkannte. Ich wand mich durch das Gedränge, meine Beute so viel als möglich im Auge behaltend. Das war jedoch in dem Gewühl keine Kleinigkeit, und Körbe allerlei Art und mancherlei Ellenbogen setzten sich meiner Jagd in den Weg. Bald tauchte die Alte hier, bald dort auf und endlich verschwand sie in einer der kleinen vom Markt abführenden Gassen. Ich stürzte nach und konnte ihr, Dank dem auffallenden Tuche, mit den Augen lange Zeit folgen, bis sie endlich am Rhein plötzlich verschwand, als sei sie in die Erde gesunken. Da sie einen Handkorb trug, so vermuthete ich, daß sie Markteinkäufe gemacht habe und auf dem Wege nach Hause gewesen sei, also sicher am Rhein herum wohne.

Nun hatten meine Patrouillengänge ein bestimmtes Ziel, und schon am nächsten Tage hatte ich das Glück, das schöne Mädchen selbst zu sehen. Sie war im bloßen Kopf und kam aus einem kleinen Laden, mußte also ganz in der Nähe wohnen. Sie ging sehr schnell, ohne sich umzusehen, bog plötzlich um eine Ecke und war verschwunden, ohne daß ich auch nur eine Ahnung davon hatte, in welche Thür sie gegangen sein konnte. Mein Herz klopfte laut und es war ein Glück, daß in dem engen Gäßchen wenig Menschen waren; wer mich ansah, dem konnte meine Aufregung nicht entgehen. Ich lungerte bis zum Dunkelwerden in jener Gegend umher und recognoscirte ohne allen Erfolg die Fenster.

Mehrere Tage vergingen, während welchen ich meine Forschungen unterbrechen mußte, denn ich hatte grade viel Dienst und war auf Wache gewesen. Sch., dem ich meinen schwachen Erfolg mittheilte, sagte: „Sei froh, daß du so weit bist; allein mach' es nicht zu auffallend, sonst verdirbst du die ganze Geschichte." — Ich nahm mir also vor, vor-

sichtig zu sein, was jedoch nicht verhinderte, daß ich täglich mehrmals durch die Straße ging, das konnte ja gar nicht auffallen! Ich konnte ja in der Nähe wohnen und dies mein Weg nach der Kaserne sein.

An einem Nachmittag, als ich langsam durch die mir so interessante Gasse ging, kam ein heftiger Regenschauer, welcher alle Leute von der Straße trieb und sie zwang, für den Augenblick ein Obdach zu suchen. Ich sah keins in der Nähe und lief vorwärts, um irgend einen Schutz zu erreichen, als ich in einem Winkel, den die Straße machte, eine Thür fand, die man fast nicht eher gewahr wurde, als bis man davor stand und die in kein bewohntes Haus zu führen schien. Sie befand sich vertieft in einem Spitzbogen, welcher noch Spuren architektonischer Verzierungen trug und ein vortreffliches Dach gegen den immer stärker niederprasselnden Regen bildete.

Plötzlich sah ich einen aufgespannten Regenschirm um die Ecke auf die Thür zu kommen. Der Regenschirm wurde zusammengeklappt, und vor mir stand das schöne Mädchen, welches vor Ueberraschung einen kleinen Schrei ausstieß. Ich war eben so verwirrt wie sie, denn solche Gunst hatte ich vom Glücke nicht erwartet. Ich stammelte einige abgebrochene Worte, in denen ich sehr unzusammenhängend meine Freude darüber ausdrückte, daß der Zufall mich ihr abermals begegnen lasse. „Ich wohne hier," sagte sie mit leiser, bewegter Stimme, als wolle sie mich dadurch veranlassen, ihr Platz zu machen, damit sie in die Thür gehen könne. Obgleich der Gedanke sehr nahe lag, so hätte ich doch die Thür der sonderbaren Form wegen nie für eine gewöhnliche Hausthür halten können, und glaubte, sie suche nur ein momentanes Obdach gleich mir.

„Da hätte ich lange suchen können!“ fuhr mir unwillkürlich heraus. Sie sah mich überrascht an und versuchte es, den Schlüssel in das Schloß zu stecken, was ihr nur mit Mühe gelang, da ihre Hand zitterte. Als sie die Thür geöffnet hatte und in das Haus getreten war, zögerte sie einen Augenblick und machte eine halbe Verbeugung, als wolle sie gehen, dann aber sagte sie verlegen: „Es regnet so arg, wollen Sie nicht meinen Schirm nehmen?“ — „Ich danke herzlich,“ antwortete ich, „allein haben Sie schon je einen Officier mit einem Schirm gesehen?“ — „Aber, Sie können doch nicht“ — und sie stockte. — „Der Regen wird bald aufhören,“ versetzte ich, indem ich zu ihr in das Haus trat, „lassen Sie mich einen Augenblick hier hereintreten.“ — „Ach Gott,“ sagte sie, „ich bin ganz allein im Hause!“ — „Fürchten Sie sich vor mir?“ fragte ich, indem ich ihre Hand ergriff und ihr in die Augen sah. Sie lächelte, schüttelte ihr Köpfchen und ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie etwas sagen, was sie aber unterdrückte.

Ich ging mit ihr die Treppe hinauf; sie führte mich in ein düsteres, einfach möblirtes Zimmer, sagte, „ich komme gleich wieder,“ und ließ mich allein in einem Zustande von Aufregung, der sich schwer beschreiben läßt. — Nach einiger Zeit kam sie zurück; sie hatte Hut und Tuch abgelegt, und wie ich bemerkte, Strümpfe und Schuhe gewechselt. Sie hatte ein braunes, hoch heraufgehendes Kleid an, dessen Leibchen ganz glatt war, so daß man die schönen Formen des Körpers erkennen konnte. Sie trug glücklicher Weise nicht die abscheulichen Gigotärmel, die damals Mode waren; die ihrigen, obwohl ebenfalls weit, fielen in natürlichen Falten bis zum Ellenbogen herab, wo sie sich verengten. Der Rock war jedoch nach der Mode, das heißt sehr kurz, und ließ die feinen Knöchel und das reizende Füßchen sehen,

welches ein klein wenig über den Schuhrand quoll, woraus sich schließen ließ, daß es voll Grübchen sein müsse, wie die reizende kleine Hand. Diese Hand war wirklich ein kleines Wunder, und keine Herzogin, der alle Schönheitsmittel zu Gebot stehen, hätte sie schöner und weißer haben können. Der einzige Mangel, den man daran sah, waren die Spuren der Nähnadel an dem Zeigefinger.

Ich finde nichts schwieriger und undankbarer, als die Schönheit eines schönen Mädchens zu beschreiben; hat man eine solche Schilderung gelesen — es existiren zu derselben etwa fünf bis sechs Schablonen — so ist man gewöhnlich so klug wie zuvor, und weiß eben, daß das Mädchen hübsch ist, oder höchstens, welche Farbe ihre Augen und Haare haben. Wenn ich mich dennoch an eine Beschreibung wage, so geschieht es nicht, weil ich mir einbilde, es besser zu machen als Andere, sondern nur, um mir die Freude zu gönnen, mich an jeden ihrer Reize einzeln zu erinnern.

Therese, so hieß sie, war noch nicht siebzehn Jahre alt, obwohl man sie ihrer Figur nach für etwas älter hätte halten können, denn ihr Körper war völlig ausgebildet. Alles erschien an ihr rund und vollkommen. Sie war von mittlerer Größe, doch konnte man sie eher groß als klein nennen. Ihre biegsame Taille, die durch kein Corset eingezwängt wurde, war dessenungeachtet sehr schlank und schien es um so mehr, als die Hüften voll und rund waren. Hände und Füße waren reizend, die Knöchel außerordentlich fein; der runde, volle und köstlich geformte Arm war fast zu weiß. Ueberall, wo die Natur Grübchen anzubringen pflegt, waren sie bei ihr zu finden, nur auf dem Kinn nicht, und die auf den Wangen zeigten sich nur ein wenig im Lächeln. Ihr Gesicht war ein schönes Oval, die nur wenig gewölbte Stirne war eben wie ein Spiegel und vom reinsten Weiß,

wie denn überhaupt ihre Haut wie Atlas und weich wie Sammet war. Ihre Gesichtsfarbe war äußerst zart, und über ihre Wangen war gleichsam nur ein rosiger Hauch ausgegossen. Schön gebogene scharze Augenbrauen überwölbten das schönste Augenpaar, welches ich je gesehen habe. Das Weiß derselben war bläulich, welche Schattirung nach dem Augapfel zu am sichtbarsten wurde, so daß es hier fast durchsichtig wie feines Porzellan erschien. Der Augapfel selbst schien vom tiefsten Schwarz; allein in mancher Beleuchtung sah man, daß es ein sehr dunkles Blau war, welches in der Freude wie Edelstein glänzte. Obwohl das Auge sehr groß und wunderschön geschnitten war, sah man es doch selten in seiner ganzen Größe; gewöhnlich war es zum Theil durch die ein wenig schwer erscheinenden Augenlider bedeckt und außerdem noch durch die langen und dichten Wimpern verschleiert, was dem Auge einen eigenthümlich reizenden, träumerischen Ausdruck gab.

Die Nase, welche mit der Stirn einen fast unmerklichen Winkel bildete, war ganz grade und von schönen Verhältnissen; ihre Verbindung mit der schmalen Oberlippe war eigenthümlich reizend und delikat, aber eben nicht zu beschreiben. Der Mund war klein und äußerst lieblich, die Lippen so frisch wie nur möglich, ohne zu sehr gefärbt zu sein, und die kleinen glänzenden Zähne von dem schönsten Weiß. — Die Schatten an den Schläfen schienen bläulich, wie denn überhaupt die ganze Haut gewissermaßen durchsichtig war. Ihr Haar war braun, fast schwarz, und so üppig, das sie einer ganz eigenthümlichen Frisur bedurfte, um diesen Reichthum unterzubringen, obgleich es sich wegen seiner außerordentlichen Feinheit auf einen merkwürdig kleinen Raum zusammendrücken und flechten ließ. — Sie lachte sehr selten, lächelte aber häufig, besonders wenn sie glücklich war. Schlug

sie dabei mit einer nur ihr eigenthümlichen Grazie die kleinen Händchen zusammen und entschleierte die dann von einer Thräne funkelnden Augen, dann glich sie dem Ideal eines glücklichen Kindes. — Sie war immer so sanft und ihre Stimme hatte einen so eigenthümlichen Zauber, daß sie bis in das Innerste drang. Sie war in einer beständigen inneren Aufregung und ihre Farbe wechselte häufig, obwohl ich sie nur einmal hoch erröthen sah und das, als ich ihr zuerst begegnete.

Doch wie gesagt, wie ist es möglich, das Unbeschreibliche zu beschreiben? Wie ist es möglich, den kindlich jungfräulichen Liebreiz zur Anschauung zu bringen, der über die ganze rührend schöne Gestalt ausgegossen war? Wie soll ich vollends die poetische Einfalt ihres unschuldigen Herzens, oder ihre reizende Unwissenheit schildern? — Sie paßte wirklich nicht für diese Welt, sondern schien dem Reich der Engel und Märchen entrückt, mit dem ihre Phantasie fortwährend beschäftigt war. Sie war nur für ein kurzes Blumenleben; als sie durch die Liebe ihre höchste Blüthe erreicht hatte, mußte der Tod sie pflücken. Mitten im Glück nahm er sie, — und das war barmherziger, als wenn er sie unter den Täuschungen des Lebens hätte verwelken lassen, — Täuschungen, die ja selbst gröbere Naturen zu Boden drücken.

Doch zurück in das kahle, unfreundliche Zimmer. — Therese blieb verlegen vor mir stehen, indem sie auf ihre Fingerchen niedersah, die sie unruhig durcheinander flocht. Als ich ihr ins Gesicht blickte, entdeckte ich zu meiner Ueberraschung, daß ihre Augen feucht waren und am Rand der langen Wimpern eine Thräne zitterte. Ich war noch mehr erschrocken und schmerzlich bewegt als überrascht, und sagte mit ungewisser Stimme: „Sie weinen?“ — Sie lächelte und die Thräne lief die Wange hinab, ohne daß sie dieselbe

abtrocknete. — „Hat Sie meine Dreistigkeit — meine Zudringlichkeit beleidigt?“ fuhr ich fort und griff nach meiner Mütze; „das wollte ich nicht — gewiß nicht — ich will gehen.“ — Sie schüttelte aber mit dem Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle sie mich zurückhalten. Ich nahm nun diese Hand, die sie mir ließ, und fragte: „Und warum weinen Sie?“ — Sie sah mich freundlich an und antwortete leise: „Ich weiß es nicht.“ — „Fürchten Sie, daß die Mutter kommt und böse wird, wenn sie mich hier findet?“ fragte ich weiter. — „Die Mutter und der Vater kommen vor Abend nicht.“ —

Nun wußte ich nicht mehr, was ich denken und wie ich mir ihre Thränen erklären sollte. Ich war ja fast noch eben solch ein Kind wie sie — ich war grade achtzehn Jahre — und hatte nicht übel Lust mit ihr zu weinen. In meiner Verlegenheit wußte ich nichts Besseres zu thun, als auch ihre andere Hand zu nehmen und zu fragen — ob sie böse auf mich sei? — Sie sah mich durch ihre Thränen lächelnd an, und ein zitternder Seufzer stahl sich aus der Brust herauf. Nun bedeckte ich ihre Händchen, die sie ganz sanft los machen wollte, mit Küssen und sagte, daß seit ich sie am Neuthor gesehen, ich nur einzig an sie gedacht, alle Tage ihr Haus gesucht und immer nicht gefunden habe; wie ich endlich ihre Mutter, dann vor einigen Tagen sie selbst gesehen, aber nimmer das Haus entdeckt haben würde, ohne den glücklichen Regen und den noch glücklicheren Zufall.

Ich erfuhr dann von ihr, daß sie noch nicht lange in Mainz wäre und nur wenige Bekannte hätte, daß sie sehr selten ausginge, höchstens, daß sie einmal Sonntags die Mutter auf die Gaugasse begleite, wo dieselbe eine Freundin habe, oder nach dem Schloß, wo die Mutter fast immer des

Nachmittags beschäftigt sei. Wenn das Wetter schön wäre, gingen sie auch manchmal des Abends auf der Brücke spazieren. Junge Mädchen kenne sie hier gar nicht und sei fast immer zu Hause und allein; denn auch der Vater, der eine Anstellung beim Zollwesen habe, gehe des Morgens fort und komme oft nicht einmal zum Mittagessen, sondern meistens erst spät Abends, wenn sie schon im Bette sei. — Ich beklagte sie und meinte, immer so allein und in diesem düstern Zimmer müsse sie ja vertrauern und Langeweile haben, allein sie sagte mir, ihre Stube sei freundlich und gehe auf den Rhein, da hätte sie immer etwas zu sehen und nie Langeweile, auch arbeite sie fleißig.

Während sie mir das erzählte, stand ich vor ihr und hielt immer ihr Händchen fest, das nur manchmal zuckte, wie ein gefangenes Vögelchen. Endlich fragte ich, ob sie mich denn gleich wieder erkannt und ob sie auch ein wenig an mich gedacht habe? — Sie nickte mit dem Kopf, indem ein flüchtiges Roth über ihre Wangen zog und mich aus ihren halbverschleierten Augen ein so inniger, süßer Blick traf, daß ich mich nicht länger halten konnte, sanft ihre Taille umfaßte und ihr einen langen Kuß auf den schönen Mund drückte. Sie wehrte mich nicht ab, aber ich fühlte, wie ein Zittern ihren ganzen Körper durchflog. Ich küßte sie abermals und dann auf die Augen, und gerieth so außer mir, daß ich vor ihr niederfiel, ihr Kniee umfaßte und ihre Kleider küßte. Dann sprang ich wieder auf, zog sie an meine Brust und fragte, ob sie mich lieb habe? — Sie antwortete nicht, aber schmiegte sich fester an mich und verbarg ihr Gesicht an meinem Halse. — „Ach, wenn das nur kein Traum ist!“ seufzte sie endlich, und als ich ihr in die Augen sah, deckte sie die meinigen mit ihren Händen zu und sagte, meine Augen blitzten wie im Traume.

Die Nacht, nachdem sie mich gesehen, habe sie geträumt, ein Engel stände neben ihrem Bette und beuge sich über sie, und als sie ihn angesehen, habe sie mein Gesicht erkannt. Ich fragte scherzend, ob der Engel auch Epaulets gehabt habe? — Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „nein, große blaue Flügel; und als er mich so dicht ansah und ich ihn, da kamen Flammen aus seinen Augen, daß ich die meinigen zumachen mußte; dann küßte er mich und hüllte mich in seine großen Flügel und ich fühlte, daß ich todt war." — Ich küßte sie und meinte, das sei ein Engel gewesen, aber von meinem Kuß sterbe sie nicht. — „Wer weiß," antwortete sie nachdenklich, „doch — und wenn auch!"

Sie erzählte dann, es sei ihr, als habe sie mich schon seit ihrer Kindheit gekannt, aber wie und wo wisse sie nicht, und darum sei sie so erschrocken gewesen, als sie mich am Neuthor gesehen. — Nach einer langen Pause sagte sie, gleichsam für sich: „Also, das ist der Himmel!" — Auf meine Frage erfuhr ich, ihr Großonkel, ein sanfter, alter, geistlicher Herr, bei dem sie lange gewesen und der sie gewissermaßen erzogen, hatte einst gesagt, als sie ihn allerlei über Himmel und Hölle fragte: „Sich lieb haben, das sei der Himmel, und nichts lieben und nicht geliebt zu werden, das sei die Hölle," was sie so eigentlich nie verstanden habe.

Ihre Befangenheit war nun ganz verschwunden, ihr Gesicht erhielt einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, der mich förmlich mit einer Art von Ehrfurcht erfüllte. Ein zitternder Seufzer hob hin und wider ihre Brust, die Wangen wurden bleich, aber die Lippen verloren ihre Farbe nicht und zitterten leicht, während ihre Augen in ihrer ganzen Größe geöffnet waren und von ihnen förmliche Strahlenbüschel ausgingen. So sah sie mich eine Weile an, als wolle sie meine Seele in die ihrige hinüberziehen, wobei ihre Hände

auf meinen Schultern lagen; dann schloß sie die Augen, schüttelte lächelnd ihre Locken und drückte ihr Gesicht an meine Brust. — So blieb sie lange. Endlich richtete sie sich auf, und ihre Mienen hatten wieder den frühern, sanften Ausdruck. Sie stand auf, faßte meine Hand und sagte: „Komm," — sie stockte — „ich weiß noch nicht einmal Deinen Namen und Du nicht den meinigen. Ich heiße Therese und Du?" — „Otto." — „Komm, Otto — Otto, Otto" — und sie drückte die Hände gegen ihr Gesicht — „komm Otto, nun will ich Dir mein Zimmer zeigen."

Ich folgte ihr über einen Gang eine Treppe hinauf und kam in einen kleinen Corridor oder schmalen Vorsaal, der auf der rechten Seite durch eine Wand begrenzt wurde, in welcher sich ein wie eine Schießscharte geformtes Fenster befand; links führte der Gang auf eine schmale steinerne Treppe. Einige Schritte von derselben war eine Thür in einer dicken Mauer von Quadersteinen angebracht, sie führte in Theresens Zimmer. Dieses Zimmer schien aus der Hälfte des innern Raums eines viereckigen Thurmes gebildet zu sein, den man durch eine Scheidewand getheilt hatte. Der Thür gegenüber befand sich ein hohes Fenster, oder eigentlich nur die Hälfte eines solchen, denn die neu errichtete Scheidewand stieß gerade auf die steinerne Säule, welche es theilte. Der obere Theil des Fensters bestand aus den ursprünglichen kleinen runden in Blei gefaßten Scheiben, während der untere Theil ein moderneres Fenster mit größeren viereckigen Gläsern bildete. Von Außen schloß das ganze Fenster ein weit abstehendes eisernes Gitter, welches sich über die Grenze des Zimmers hinaus erstreckte. Da die Mauer ganz außerordentlich dick war, so entstand dadurch eine Nische, in welche man einen hölzernen Tritt von zwei Stufen eingepaßt hatte, auf dem ein Stuhl und Theresens Arbeitstischchen standen.

An der linken Wand hatte sich ebenfalls ein Fenster befunden. Es war zugemauert und die so entstandene Nische hatte man durch eine Art Rahmen von geschnitztem Eichenholz eingefaßt und vergrößert. Diese Nische war durch einen verblichenen Vorhang von grünem, großblumigen Damast geschlossen und empfing Licht und Luft durch ein kleines, schießschartenartiges Fenster; in ihr stand Theresens Bett. Der Nische gegenüber standen ein Sopha und rechts und links davon altmodisch ausgeschweifte und mit Messing verzierte nußbaumene Kommoden; über ihnen befanden sich schmale Spiegel in alten, unscheinbar gewordenen Goldrahmen. Ueber dem Sopha hing im dunkeln Rahmen ein gut gemaltes Oelgemälde mit vielen Figuren, dessen Bedeutung ich nie ergründen konnte. — Auf den alten Kommoden waren weiß und roth gewürfelte Servietten ausgebreitet, auf denen verschiedene Kleinigkeiten, und unter Glasglocken eine wunderbar geputzte Jungfrau Maria mit dem Kinde und eine heilige Therese von Wachs, nebst Leuchtern und Tassen standen.

Links von der dunklen Thür standen ein großer, geschnitzter Nußbaumschrank, in der Ecke rechts ein massiver eiserner Ofen, in der Mitte des Zimmers ein schwerer Tisch mit gewundenen Säulenfüßen, links vom Fenster ein Klavier von hellem Holz, künstlich mit Perlmutter eingelegt, daneben in der Ecke ein Eckschrank, und zwischen ihm und der Bettnische eine Art Toilettetisch.

Der Platz am Fenster war reizend. Vor ihm befand sich ein förmlicher kleiner Blumengarten, in welchem bei schönem Wetter der Käfig eines Kanarienvogels seinen Platz hatte. Dem Stuhl gegenüber hing ein Spiegel, in welchem man bis auf die Rheinbrücke sehen konnte, während man vom Stuhle aus den Strom aufwärts sah. Der Tritt war mit einem Teppich belegt, auf dem ein gesticktes Fußbänkchen

stand. Die ganze Fensternische konnte durch einen an Ringen laufenden Vorhang von demselben grünen verschossenen Damast, der vor der andern Nische hing, geschlossen werden. Die Dielen waren von Eichenholz und die Wände mit einer grauen Farbe gemalt, während die Decke weiß und mit Stuckaturen verziert war. —

Das Zimmer war grad noch einmal so lang als breit; allein das große Fenster gab ihm Licht genug, so daß es trotz der düsteren Farbe und den dunkeln Möbeln einen sehr behaglichen Eindruck machte, der noch durch den Geruch von Blumen erhöht wurde, die in einer altmodischen, blau und weißen, urnenartigen Vase auf dem Tische standen.

Wozu der Thurm ehemals gedient haben mochte, war nicht leicht zu errathen; jedenfalls machte er ursprünglich nur einen Theil eines ansehnlichen Gebäudes aus, dessen Mauern wahrscheinlich vom Rhein bespült wurden. Das ließ sich aus den Kellerresten erkennen, die sich unter der Straße hindurch bis dorthin erstreckten. Das nach der Stadt zu gelegene Haus war neueren Ursprungs, gleichsam an den Thurm angeflickt, und das beschriebene Zimmer hatte sich wahrscheinlich ein Eigenthümer, dem die Aussicht nach dem Rhein behagte, vor Zeiten einrichten lassen. Die andern Räume des Thurmes waren zu Magazinen eingerichtet, die aber damals leer standen, und im mittleren Stock befand sich eine Küche. Der Thurm war mit einem Ziegeldach versehen und äußerlich mit Kalk abgeputzt worden, so daß er sich von andern dort stehenden Gebäuden nicht wesentlich unterschied. Die kleine steinerne Treppe endlich, die ich erwähnte, führte bis auf den Boden, und wenn man durch den untern Raum des Thurmes schritt, welcher mit leeren Fässern und Kisten angefüllt war, gelangte man in einen kleinen, wüsten Hof, der durch eine Mauer umschlossen war.

„Des Vormittags," sagte Therese, „wenn die Sonne herein scheint, ist es hier weit freundlicher, aber auch Abends in der Dämmerung ist es mir behaglich, denn dann überläuft mich ein angenehmes Grauen. Es knittert und knattert überall; ich kauere mich auf dem Sopha zusammen und sehe recht starr in die dunkeln Ecken, dann erblicke ich dort allerlei abenteuerliche Gestalten, — kurz, ganze Märchen. Als wir von W. hierher kamen, wollten die Herren, die über das damals ganz unbewohnte Haus zu verfügen hatten, dem Vater nur die Zimmer vorn überlassen; allein sie hatten auch nichts dagegen, daß ich dieses einnahm, welches ebenfalls leer stand und vielleicht seit hundert Jahren nicht bewohnt gewesen war. Es sah hier wunderlich aus. Das Fenster war zerschlagen, der Fußboden fingerdick mit Staub und Schmutz bedeckt und ebenso der alte Tisch, der Schrank und die Kommoden. Auf dem Rahmen über dem Bett hatten Vögel ihre Nester gehabt und die Wände waren mit Spinnengeweben überzogen. Die Mutter schalt über meine Narrheit, wie sie es nannte, in diesem wüsten Stalle wohnen zu wollen; allein das Plätzchen am Fenster und die Aussicht gefielen mir gar zu gut. — Die Herren, welche mit hier oben waren, meinten, die alten Mauern würden viel erzählen können, wenn sie wollten, und wer weiß, was schon Gräßliches in diesem Zimmer geschehen sei. Die Mutter hielt sich die Ohren zu; mich überlief's zwar, aber nun blieb ich hier noch lieber. — Auch die alten Vorhänge fand ich vor; aber sie waren schmutzig und zerrissen, und als ich mich zum erstenmal in die große Bettstelle schlafen legte, habe ich noch einmal so lange wie sonst gebetet und dann ein Kruzifix darüber aufgehängt; nun thun mir die Geister nichts, die hier, wie die Mutter sagt, hausen. — Denke nur, die Mutter fürchtet sich hierher zu kom-

men, wenn's dunkel wird, und behauptet, allerlei Verdächtiges gesehen und gehört zu haben.“

„Aber keine kleine Arbeit haben wir gehabt, alles in Stand zu bringen, wie es jetzt ist. — Sieh nur, der alte schwere Tisch hat sich's auch nicht träumen lassen, daß er noch einmal in der Stube umherspazieren würde; allein ich habe unten Rollen anschrauben lassen und kann ihn nun hinfahren, wohin ich will. — Die beiden alten Stühle fand ich auch vor; der eine hat noch seinen alten Ueberzug, aber den andern habe ich neu überzogen, denn er hatte einen großen dunkeln Fleck, und die Mutter meinte, es sei Blut! — Langweilt Dich mein Geplauder? — Nicht? — Sieh, ich habe lange, lange nicht so viel gesprochen, — und mit wem auch? — Aber heute ist mir so leicht und doch so schwer, so — ich weiß nicht zu sagen wie; aber mir ist, als müsse ich Dir alles erzählen. — Herr Gott! und ich spreche heute zum erstenmal mit Dir! Aber ich kann mir nicht helfen, es ist mir, als kennte ich Dich schon seit vielen, vielen Jahren.“

Ich stand vor ihr, hielt ihre Hände, horchte mit unbeschreiblichem Entzücken auf ihr Geplauder, und sah ich ihr dabei in die großen freundlichen Augen und auf die frischen, süßen Lippen, dann faßte mich eine so seltsame Rührung, daß mir die Thränen in die Augen traten und ich nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen. — Mir war alles wie ein Traum, wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Ich konnte nichts thun, als sie an meine Brust drücken und den lieben Mund und die zarten Wangen küssen, die sich während ihres Plauderns höher gefärbt hatten. — Ich mußte mich auf ihren Platz am Fenster setzen und die Aussicht bewundern und dann ihre Blumen und ihren Kanarien-

vogel und die künstlichen Blumen, die sie wahrhaft reizend arbeitete.

„Mein Vögelchen muß heute aber auch eine Extrafreude haben,“ sprach sie; „ach, ich bin gar zu froh! — Ich muß immer weinen, wenn ich recht froh bin, ist das nicht kurios? Und wenn mir etwas recht gefällt, zum Beispiel eine schöne Blume oder der blaue Himmel oder der grüne Rhein, dann kommen mir immer gleich die Thränen in die Augen. — Gelt, du kleiner Dieb, das wird dir schmecken! Sei froh, daß ich's schon heut Morgen zurecht gemacht habe, denn jetzt könnt ich's nicht.“

Sie hatte Hanfsamen geschält, den sie nun mit feinem Zucker mischte und dem Vogel in den Käfig setzte, der ihr schäkernd in die Finger pickte. Doch ich müßte noch manche Seite schreiben, wollte ich all ihr liebes Geplauder wiedererzählen, das fremde, kalte Menschen wohl schon jetzt gelangweilt hat. Ich war wie betäubt, Therese und ich hatten die Rollen getauscht. Zuerst war sie schweigsam und ich redete, jetzt plauderte sie und ich verstummte in staunender Bewunderung ihrer Lieblichkeit und meines überschwänglichen Glückes.

Es war sechs; ich war drei Stunden bei ihr gewesen und dachte, es sei Zeit zum Gehen, damit mich die Mutter nicht fände. „Nun, was schadet es, wenn Dich auch die Mutter sieht?“ sagte sie. „Doch Du hast Recht, sie mag die Officiere nicht besonders leiden und sagt, sie wären so dreist und guckten allen Mädchen so frech ins Gesicht. Deshalb will sie auch nie mit mir zur Musik in die Anlage gehen, und ich höre so gern Musik. Die Mutter kommt erst um acht aus dem Schloß, aber um sieben kommt die Frau, welche uns aushilft. — Wie lang wird mir die Zeit werden, bis ich Dich wiedersehe!“ —

Wir kamen überein, daß ich am andern Nachmittag wiederkommen wollte; sie sollte an die Hausthür, gerad über dem Schloß, ein Kreuz mit Kreide machen, wenn sie allein zu Hause sei, und ich wollte von der Rheinseite kommen, von wo ein schmaler Durchgang bis an die Hausthür führte, so daß mich Niemand beobachten konnte. — Wir nahmen Abschied, als wollte ich nach Australien reisen, und ehe ich ging, schnitt sie mir eine Locke ab, „damit sie doch etwas von mir bei sich habe," — und ich that dasselbe mit ihr. Endlich riß ich mich los, und ging durch den Durchgang nach dem Rhein zu.

Ich kann eigentlich nicht sagen, ich ging, denn ich taumelte wie ein Betrunkener fast unbewußt vorwärts und kam so auf die große Bleiche. Plötzlich fühlte ich mich von hinten gefaßt, es war Sch., der schrie: „Bist Du bekneipt oder taub? Ich schreie mir die Lunge aus, aber Du hörst nicht. Wo gehst Du hin?" — „Ich weiß nicht." — „Komm mit, F. ist auf Wache; ich will eben hin." — „Nein, jetzt um keinen Preis!" — „Ho, wo brennt's? — Was? — Hast du sie gesehen?" — „Sch., ich werde wahrhaftig verrückt vor Glück!" — „Wie, was?" Er schob seinen Arm unter den meinigen — „wahrhaftig? — Nun, Du Stock, so erzähl' doch!" — „Hier nicht, komm mit mir nach Hause." — „Bon, Vertrautenrolle, Freundschaftsnothzucht! — Hast Du 'ne gute Tasse Thee oder Punsch, eine Pfeife, die Luft hat, und ein weiches Kopfkissen, dann komm, ich stürze mich wie Curtius in den Abgrund einer langen, rührenden Geschichte von Ach und Oh." — „Ich war drei Stunden bei ihr." Sch. machte einen Satz vor Verwunderung. „Wa—s? — Natürlich 'n Engel, 'ne Sie, bei der man sich selbst vergessen kann, — 'n Dortchen Lackenreißer mit Tugendfolie." — Aergerlich riß ich meinen Arm los und sagte, daß ich

ihm nichts erzählen wolle. „Na, alter Junge," sprach er begütigend, „sei nicht rappelköpfisch, ich glaube Dir, was Du willst — na, sei nicht böse, ich spaße ja nur." —

Sch. war in Bezug auf Frauen ein großer Skeptiker. „Ja," sagte er, „sie beten alle Tage: „führe mich nicht in Versuchung", und setzen in Gedanken hinzu: „denn siehst Du, lieber Gott, wenn Du's thust, dann kann ich nicht dafür!" und die Frömmsten, das sind die Aergsten; Frömmigkeit ist blos Verliebtheit, die 'nen verkehrten Weg eingeschlagen hat. Die am schnellsten ihren Rosenkranz betet, küßt auch am schnellsten. Ich sage Dir, es sind alle verwetterte Hexen, und wenn eine treu ist, so ist's bloße Caprice. Hast Du 'nen Schatz, dann sperr' ihn ein, kurz, trau keiner Einzigen." Er mochte wohl schon Erfahrungen gemacht haben; allein im Grunde meinte er es so böse nicht, wenn er auch Vorsicht niemals für überflüssig hielt.

Als ich in meine Wohnung kam, fiel ich ihm um den Hals, und er war ganz erschrocken, als er sah, daß ich helle Thränen weinte. „Sch., ich sage Dir, ich werde närrisch!" — „Es scheint, du bist's schon. Doch das hindert nicht, daß wir's uns bequem machen. Bis neun opfere ich Dir, dann aber hab' ich Dienst. — Friedrich, bring' mir Deines Herrn Schlafrock, die beste Pfeife und mach' heiß Wasser. — Donnerwetter, wo ist's Feuerzeug? — So, nun brennt's. — Nun schieß los, — noch nicht! — Friedrich, bring' mir einmal das Kopfkissen her. So — nun fahr' zu." —

Da ich seine Art kannte, so ließ ich mich durch seine eingestreuten sarkastischen Bemerkungen nicht stören und erzählte ihm Alles. Die Pfeife ging ihm mehrmals aus, was ihm sonst nicht leicht passirte. „Bist Du nicht ein glücklicher Hund, daß Du mir nichts dir nichts so 'n Mädel findest, gleich wie Du herkommst, und daß Du 'n Freund hast, der

Dir so geduldig zuhört?“ — Uebrigens merkte ich wohl, die Sache schien ihm nicht ganz richtig. Er war zwar für Schnelligkeit, allein diese Geschichte ging ihm zu fabelhaft rasch, und er dachte, meine Unerfahrenheit und Aufgeregtheit spiegle mir Alles in einem schöneren Lichte vor, mein schönes Mädchen sei am Ende eine erfahrene Kokette.

„Aus W. ist sie?“ fragte er endlich. „Fremd muß sie wohl sein, denn wär's ein Mainzer Mädel, so hätt' sie doch zuerst geschrieen: „Höre Sie doch uf zu ruhe, Sie Ekel, Sie!“ — Soll mich aber doch wundern, ob ich sie nicht kenne. Der W. hat 'nen Schatz im Schloß und diese kennt mein — das heißt — ja so — ihren Namen weißt Du nicht? — Also Therese X X vorläufig. Ich kenn' 'ne Menge Theresen, aber Ther—esel ist mir unbekannt. Aus Deiner Beschreibung werde übrigens der Teufel klug! Der erste Schatz ist immer 'n Engel! — Zeig' mir doch mal die Locke. — Na, ich will sie ja nicht fressen! — Wenn sie recht viel davon auf'm Kopf hat, muß es schön sein. — Morgen gehst Du wieder hin? — Na, verhimmle nur nicht bis dahin. — Wenn Du mir die Geschichte noch 'nmal erzählen willst, dann genir' Dich nicht, die Pfeife brennt. — Stoß an, sie soll leben!“ — So plauderte er fort, bis er um Dreiviertel auf Neun vom Sopha aufsprang und sich anzog, denn er hatte, wie gesagt, „Dienst,“ das heißt bei seiner Geliebten, die ihn erwartete. „Uebrigens scher' Dich nicht um mein Geschwätz,“ sagte er, „und träum' von ihr. Gute Nacht!“ —

Als ich allein war, küßte ich ihr Haar tausendmal und durchlebte den Nachmittag in Gedanken noch einmal.

Um mich in der Folge nicht unterbrechen zu müssen, will ich hier von Theresens Leben erzählen, was ich nach und nach von ihr davon erfuhr.

Therese war die Tochter eines Weinhändlers, welcher in der Pfalz und am Rhein die Weine von den kleinen Weinbergsbesitzern aufkaufte, um sie dann zu sortiren und an größere Weinhändler in den Städten abzugeben. Sein Geschäft brachte es mit sich, daß er viel auf Reisen und in verschiedenen Orten gleichsam zugleich zu Hause war, obwohl er eigentlich in S. wohnte. Seine Frau war die Tochter eines dortigen, ziemlich wohlhabenden Kaufmanns. Sie starb, als Therese kaum drei Jahre alt war. Das Kind wurde von ihrem Vater sehr geliebt, und als er zum zweitenmal heirathete, hatte der Umstand, daß er ihr eine zweite Mutter geben wollte, keinen geringen Einfluß auf seinen Entschluß. Diese zweite Frau war bereits Wittwe und ein tüchtiges wirthschaftliches Frauenzimmer, welches die kleine Therese freundlich, wenn auch nicht gerade mit Zärtlichkeit behandelte.

Theresens rechte Mutter hatte einen Onkel, der seit Jahren in W. lebte, wo er eine geistliche Pfründe hatte, die ihm ein sehr behagliches Auskommen sicherte. Die kleine Großnichte hatte ihm bei einem Besuche sehr gefallen, und als die Stiefmutter selbst einen Sohn bekam, fürchtete er, sie möchte zurückgesetzt werden, und suchte ihren Vater zu bereden, sie ihm anzuvertrauen. Dazu wollte sich derselbe nicht entschließen. Als er jedoch starb und Therese acht Jahre alt war, nahm sie der alte geistliche Herr zu sich, der ein sehr freundlicher, gescheidter Mann war und in einem hübschen Hause und Garten mit seiner alten gutmüthigen Haushälterin ein sehr behagliches und zufriedenes Leben führte.

Therese war bald der Liebling sowohl des alten jovialen Mannes, wie auch seiner Haushälterin. Letztere war weit frommer als ihr geistlicher Herr, und ihr Kopf war mit Legenden und Heiligengeschichten angefüllt. Sie ging regelmäßig in die Kirche und hatte manchen Zwist mit ihrem

Herrn, der ihr für einen geistlichen Menschen gar nicht fromm genug schien und dessen Liebhaberei darin bestand, allerlei „heidnische und weltliche“ Sagen und Märchen, wo er sie nur auftreiben konnte, zusammen zu suchen. — Das Köpfchen des schönen Kindes wurde auf diese Weise mit heiligem und weltlichem Märchenkram angefüllt. Die alte Crescenz gab das Christliche und hielt strenge auf Kirchenbesuch und Rosenkranz; allein der heitere Unterricht des geistlichen Herrn diente als Gegengewicht, so daß Thereseus Frömmigkeit nicht in Bigotterie ausartete. Seinen Erläuterungen und Lehren verdankte sie es, daß sie über religiöse Gegenstände bei weitem aufgeklärter dachte, als die alte Crescenz gut heißen wollte. — Therese besuchte zwar die Schule, allein mehr noch als hier lernte sie aus dem Unterrichte ihres Großonkels, obwohl die Kenntnisse, die sie auf diese Weise sammelte, ziemlich einseitig waren und mit der Liebhaberei des Lehrers in genauem Zusammenhange standen. Da sie Neigung zur Musik zeigte, so ließ er ihr Unterricht auf dem Klavier geben und hatte seine Freude daran, wenn sie mit ihrer kindlichen Stimme geistliche Gesänge sang, die er sehr liebte.

Außer einigen alten Freunden, die ihn ab und zu besuchten und seine Küche vortrefflich fanden, hatte der Großonkel wenig Umgang, und da er es nicht gern sah, wenn Therese die Familien ihrer Schulkameraden besuchte, so war diese meistens auf Haus und Garten beschränkt. Die Haushälterin, der übrigens noch ein jüngerer dienstbarer Geist zur Seite stand, hatte große Fertigkeit in allerlei Klosterarbeiten und verstand es, sehr schöne künstliche Blumen zu machen, in welcher Kunst sie Therese unterrichtete. Da diese darin große Geschicklichkeit und weit mehr Geschmack als ihre Lehrerin zeigte, so interessirte sich auch der Großonkel dafür, munterte sie durch seinen Beifall auf, mehr die Natur nach-

zuahmen als Crescenz, die häufig unmögliche Himmelsblumen fabricirte, und ließ ihr alles Nöthige sogar aus Paris kommen.

Theresens Stiefmutter zog ebenfalls nach W. Sie kam hin und wieder zu dem geistlichen Herrn, der ihr, wie es scheint, einige Unterstützung angedeihen ließ, denn Theresens Vater hinterließ sie in ziemlich dürftigen Umständen. Ein kleines Capital von 6000 Gulden, welches sich von Theresens Mutter herschrieb, fiel dieser zu und wurde für sie verwaltet. Die noch frische Stiefmutter lernte in W. einen Zollbeamten kennen, den sie heirathete.

Therese wuchs zu einem wunderschönen Mädchen auf, während der alte Großonkel immer mehr von allerlei Uebeln geplagt wurde, wie sie ein gutes, bequemes Leben und alter Rheinwein zu erzeugen pflegen. Ein rauher Winter brachte ihn sehr herunter und er starb im Beginn des Frühjahrs, als Therese noch nicht sechszehn Jahre alt war. Vermögen hinterließ er nicht, und was sich im Hause vorfand, hatte er der alten Haushälterin vermacht, mit Ausnahme von einem Klavier, einigen Büchern und andern Kleinigkeiten, die Therese bekam. Für die Zukunft derselben hatte er jedoch in der Weise gesorgt, daß er ausmachte, die Stiefmutter solle von den Zinsen des sicher angelegten kleinen Vermögens bis zu Theresens Verheirathung oder Volljährigkeit den größten Theil erhalten, wenn sie dieselbe zu sich nehmen würde; der Rest des Geldes sollte jedoch dieser zur freien Verfügung bleiben. Ein alter Freund des Verstorbenen, ein Geistlicher, sollte Therese im Auge behalten und war ermächtigt, ein anderes Arrangement zu treffen, wenn Therese sich etwa bei ihrer Stiefmutter nicht gefallen würde. Dieser Geistliche war es auch, welcher mit Advocaten und Gerichten zu verhandeln hatte, die ihr kleines Vermögen verwalteten.

Etwa ein halbes Jahr nach des Großonkels Tode wurde der Mann von Theresens Stiefmutter nach Mainz versetzt. Therese ging gern mit ihr, denn diese that ihr viel zu Gefallen, theils aus Zuneigung, theils wohl wegen des Geldzuschusses, den sie erhielt und der ihr keine kleine Hülfe war. Der Gehalt ihres Mannes war wahrscheinlich nur unbedeutend und scheint von diesem so ziemlich allein verbraucht worden zu sein. Er war ein stiller, finster blickender, aber eben nicht unfreundlicher Mann, der Therese als eine Fremde betrachtete und sich um ihr Thun und Lassen nicht bekümmerte. — Ihr kleiner Stiefbruder war bei einem Kaufmann in W. in der Lehre. Für ihn hatte seine Mutter eine große Zärtlichkeit, und um für ihn etwas zurückzulegen, suchte sie nebenher zu verdienen und hatte eine Beschäftigung im Schlosse gefunden; ich hab' vergessen welche. Zugleich hatte sie Therese veranlaßt, im Blumenmachen fortzufahren, und ihre Arbeiten, die theils nach der Natur, theils nach Pariser Mustern gefertigt waren, fanden in Mainz außerordentlichen Beifall und wurden von der Mutter zu guten Preisen an die Modisten verkauft. Obwohl Therese nie nach einer Rechnung fragte, legte ihr die Mutter dieselbe doch sehr gewissenhaft ab und wollte kaum etwas von dem verdienten Gelde für sich annehmen; den größten Theil that sie für Therese in die Sparkasse.

Das ist es, was ich durch Theresens Geplauder, durch Fragen und Zufall über ihre Verhältnisse erfuhr. —

Am anderen Vormittag exercierten wir zum Glück im Bataillon und die Zeit verging schneller, als wenn ich sie zu Hause zugebracht und mich mit Warten beschäftigt hätte. — Daß ich bei Tisch nichts essen konnte, setzte meine Nachbarn in angenehmes Erstaunen. Sch. fühlte mir den Puls, lächelte, schenkte mir ein Glas Wasser ein und trank meinen Wein aus.

Endlich konnte ich mich auf den Weg machen. Ich fand ein kleines Kreidekreuz an der Thür und diese offen. Ich schlüpfte schnell die Treppe hinauf, Therese öffnete das dort befindliche Gitter, sie hatte mich in dem Spiegel am Fenster kommen sehen. Vor Herzklopfen konnte ich fast nicht reden; sie schwieg ebenfalls, und wir waren Beide befangen; allein das Halbdunkel auf der Treppe verbarg uns gegenseitig unser Erröthen und machte mir Muth. Ich drückte sie an meine Brust, und unsere Befangenheit war verschwunden.

Wir gingen in Theresens Zimmer und sprachen und trieben viel Liebeswahnsinn. Mit wahrem Entsetzen hörten wir die Scheidestunde schlagen, denn am anderen Tage war Sonntag, und wir konnten uns nicht sehen, da die Eltern zu Hause waren. „Ich möchte die Zeit bis Montag verschlafen," sagte sie; „den ganzen Vormittag hab ich Nichts thun können, und sah ich am Rhein einen Rothkragen, so meinte ich, Du kämest." Es wurde ausgemacht, daß ich am andern Morgen von der Brücke herkommen solle, damit wir uns wenigstens von Weitem sehen könnten, und daß ich am Abend ein Briefchen an einem bestimmten Platz in dem Hausthürbogen verstecken solle, um es gegen eins von ihr auszutauschen, welches sie bei anbrechender Dunkelheit dorthin legen wolle.

Die Tage der folgenden Woche waren eine ununterbrochene Folge von Seligkeit; allein die Aufregung, in welcher ich mich fortwährend befand, verursachte mir ein förmliches Fieber, und mit Angst bemerkte Therese, daß meine Wangen blässer wurden. — Schon am Montag fürchteten wir uns vor dem nächsten Sonntag, und man kann sich daher meinen Jubel vorstellen, als am Sonnabend Therese mir sagte, daß Vater und Mutter am anderen Tage nach W. fahren und bis Montag ausbleiben wollten. Sie hatte mitfahren sollen,

allein es unter einem Vorwande abgelehnt, da sie überdies nichts mehr nach W. zog. Die alte Crescenz war nicht mehr dort, und ihren Bruder hatte sie erst kürzlich gesehen.

Nun wurden Plane für den Sonntag gemacht. Ich sollte durchaus bei ihr zu Mittag essen. Ich sollte eine Hühnersuppe haben, und sie wollte Markklößchen hinein thun, die mir schon schmecken sollten, und dann sollte ich ein Hühnerfricassé haben, wie es ihr Großonkel gern aß, mit Champignons und sonst allerlei. Da war denn natürlich nicht zu widerstehen und ich machte nur die Bedingung, daß ich auch etwas mitbringen dürfe. Wir Kinder freuten uns eben wie Kinder auf morgen, und Therese meinte, das würde ganz sein, wie in einem Märchen der Tausend und Einen Nacht.

Als ich ging, nahm ich einen ihrer kleinen, allerliebsten Pantöffelchen mit, die sie selbst gestickt hatte. Ich that dies, um damit Sch. niederzuschmettern, der den Abend bei mir zubringen wollte, da er keinen „Dienst“ hatte. Er fand nämlich ein boshaftes Vergnügen darin, an Theresens Schönheit zu zweifeln, und als ich von ihren kleinen Füßchen redete, behauptete er, sie habe gewiß einen rheinländischen Fuß. Dafür hatte ich aber die Genugthuung, daß er beim Anblick des allerliebsten Pantöffelchens ganz verblüfft war und eingestand, er kenne keine Dame, die ihn würde anziehen können. „Aber gewiß hat sie dicke, rothe Hände, so rechte Küchendragonerhände, die nach Petersilie und Sellerie riechen,“ setzte er hinzu, um sich an meinem Eifer zu amüsiren, der mich endlich verleitete, ihm zu versprechen, daß er sie sehen und mit mir besuchen solle. Das war es, was er eben wollte, denn er brannte vor Neugierde. Die Erkundigungen, die er auf „diplomatischem Wege“ eingezogen hatte, lauteten so übertrieben, daß er sie gar nicht glauben konnte.

Am andern Tage mußte mein Friedrich aus dem Casino eine Flasche Champagner und dann wo anders her ein Fläschchen feinen Muskatwein holen; dazu packte ich köstliche Trauben, Blutpfirsiche und anderes feines Obst, welches Frauen aus Gonzenheim mir zum Schaden meines Geldbeutels viel zu häufig brachten; ferner allerlei Süßigkeiten vom Conditor. „Mit dem Körbchen, Friedrich, folgst Du mir von Weitem, wohin ich gehe, aber so, daß es Niemand merkt," instruirte ich den Burschen. — Er war ein wahres Muster, keineswegs schön, im Gegentheil durch Pockennarben verunstaltet, und wenn er zu erblassen Ursache hatte, so ergrünte er, wie Immermanns Münchhausen; allein er hatte unschätzbare Tugenden. Er war verschwiegen wie das Grab, sprach überhaupt nur im äußersten Nothfall und zog es vor — wie Grimaud in den drei Musketieren — durch Zeichen zu reden, womit er jedoch auch äußerst sparsam war. Seine höchste Verwunderung pflegte er selten anders als dadurch zu äußern, daß er seine Hand einen Fuß breit von seinem Bein entfernte und wieder an die Hosennaht fallen ließ; ich glaube, er hätte sich nicht auf andere Weise verwundert, wenn man ihm einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte.

Man urtheile also, wie schön Therese sein mußte, da er bei ihrem Anblick die Bewegung der Hand mit einem „Oh!" und einem blitzartigen Schmunzeln begleitete.

Therese hatte mich bereits erwartet; ihr Essen war fertig und sie in großer Sorge gewesen, ich möchte zu spät kommen und sie mit ihrer Kochkunst keine Ehre einlegen. Sie hatte den Tisch auf das Zierlichste gedeckt und in der Mitte desselben prangte ein großer, frischer Blumenstrauß von späten Herbstblumen.

Trotz unserer Verliebtheit fehlte es uns nicht an Appetit und Therese war ganz stolz darauf, daß ich ihre Kochkunst

mit Wort und That lobte. Wir saßen lange beim Dessert, denn es gab so viele Pausen. Keines wollte trinken, wenn nicht das Andere vorher am Glase genippt und Keines eine Frucht essen, die das Andere nicht angebissen hatte. Der ungewohnte Champagner that bald seine Wirkung, und Therese ward so muthwillig, wie ich sie noch nicht gesehen. Ihre Wangen waren höher gefärbt; ihre Augen glitzerten und ihr allerliebstes Mäulchen plauderte fortwährend, wenn es nicht grad anders beschäftigt war. Ihr Großonkel, erzählte sie mir, hatte eine ziemlich rothe Nase, und als sie ihn einst, noch als Kind, gefragt, wovon denn seine Nase so roth sei? hatte er lachend geantwortet, das käme vom vielen Milchtrinken. Das hatte sie nicht wenig erschreckt, da sie Milch so gern trank. Als sie aber eines Nachmittags zu ihrem Großonkel ins Zimmer kam, fand sie diesen mit dem Kaplan bei der Flasche. Sie buchstabirte das Etiket und las: „Liebfrauenmilch" — „Ach, Großonkel", rief sie, „nun weiß ich, von welcher Milch deine Nase so roth ist!" worüber die beiden alten Herren sich hätten halb todt lachen wollen. Therese wollte durchaus keinen Tropfen mehr trinken und bestand darauf, den Champagner zuzupfropfen, obwohl ich erklärte, das sei durchaus nicht gebräuchlich; ein Gläschen Muscat ließ sie sich aber noch aufschwatzen. Endlich standen wir vom Tische auf, Beide gleich sehr von Wein als von Liebe berauscht. Sie setzte sich an das offene Fenster, um ihr Gesicht von der frischen Herbstluft kühlen zu lassen, und ich setzte mich auf den Tritt zu ihren Füßen. So saßen wir lange plaudernd und scherzend und glückselig. —

Nachdem sie den Tisch abgedeckt und alles so bei Seite gestellt hatte, daß die Aufwartefrau, wenn sie kam, nicht Besonderes gewahr werden konnte, tranken wir ganz vernünftig Kaffee, den sie auf einer Maschine machte. Es fing

an dämmerig zu werden, ehe wir es uns versahen, und wir Beide wurden stiller, weil der Abschied nahe war. Endlich sagte ich, daß ich noch den Abend bleiben und mich irgendwo verbergen wolle, bis die Aufwärterin fortgegangen sei. Therese stimmte jubelnd mit ein, und es ward ausgemacht, daß ich mich, wenn die Frau käme, in dem großen Schrank verbergen und darin bleiben solle, bis sie wieder fortgegangen sei. So geschah es. Die lästige Frau blieb aber ungewöhnlich lange, denn sie wollte durchaus Feuer in den Ofen machen, da es so kühl sei. Während sie einheizte, erzählte sie nach Art solcher Leute vom Hundertsten ins Tausendste und schien nie fertig werden zu wollen.

Endlich ging sie aber doch und ich wurde aus meinem Schrank erlöst, wo es mir bereits anfing sehr enge zu werden. Ich faßte Therese um die Taille und tanzte mit ihr um den Tisch, bis sie um Gnade bat und wir lachend und athemlos zur Ruhe kamen. — Sie spielte sehr hübsch Clavier und hatte eine köstliche, glockenreine Stimme. Ich bat sie, sich an ihr Instrument zu setzen, und wenn sie wieder Athem genug habe, zu singen. Sie wählte zuerst einige alte, sehr schöne Kirchengesänge und sang sie in einer Weise, daß sich meine Haare anfingen zu sträuben; eine eigenthümliche Empfindung, die ich jedesmal habe, wenn ich etwas höre oder sehe, das mich ganz besonders ergreift. Hauptsächlich wird es durch die menschliche Stimme, weniger durch andere Musik hervorgebracht. Als ich Mademoiselle Rachel einst die Marseillaise singen hörte — es war eigentlich nicht singen, es war mehr ein musikalisches Sprechen, aber von tausend Posaunen Gewalt — geschah mir ganz dasselbe; ein sehr guter Redner brachte wohl auch die ähnliche Wirkung hervor; ich möchte wissen, ob Andere in derselben Weise erregt werden?

Nun wollte Therese trotz alles Wehrens durchaus meine Stimme hören, und da sie es gerade aufschlug, sang ich; „O sanctissima, o piissima, dulcis virgo — Theresa! — Sie machte das Buch zu, sagte, ich sei eben solch ein Heide, wie ihr Großonkel, und sang eine Arie aus Tancred, bis ich es nicht länger anhören konnte und ihr den Mund mit Küssen schloß.

Dann brachte sie Bücher mit alten Kupfern herbei, die wir betrachteten und worin wir Stellen lasen; allein bald warfen wir sie auch wieder weg, um Süßeres in unseren Augen zu lesen.

Man klagt oft, daß das Leben so wenig Momente wahrhaften Glückes biete; allein man bringt nicht in Anschlag, wie schnell vergangene, selbst jahrelange Leiden vergessen werden, und wie eine einzige glückliche Stunde oft das ganze Leben mit einem Rosenschimmer überhaucht, wie sie in der Erinnerung häufig fast mit derselben Süßigkeit wiederkehrt und schwere Leiden tragen hilft. Wer einmal wahrhaft glücklich gewesen ist, kann nie ganz unglücklich sein. —

Es folgte nun eine Zeit so ungetrübten, berauschenden Glückes, daß es fast Wahnsinn war. Weit entfernt, daß der Besitz der Geliebten meine Leidenschaft abgekühlt hätte, nahm sie vielmehr von Tag zu Tag an Stärke zu. Ebenso war es mit Theresen. Nicht ein vorwurfsvoller Gedanke kam in ihre Seele, oder gar ein solches Wort über ihre Lippen; die Thränen, welche sie weinte, waren nur Thränen der Freude und Liebe. Der einzige Streit, den wir hatten, war stets der, wer von uns Beiden glücklicher sei.

Aus dem Hofe führte eine kleine Thür auf den Durchgang vom Rheine her; sie war sehr massiv von starkem Eichenholz, mit Eisen beschlagen und mit mehreren starken,

sehr verrosteten Riegeln versehen. Eines Nachmittags gelang es mir mit großer Mühe, diese Riegel in Bewegung zu setzen und unter einem Haufen alter Schlüssel einen für das Schloß passenden zu finden. Unser Jubel war groß, denn nun konnte ich, so oft ich wollte, und zu jeder Zeit zu ihr kommen.

Mein Versprechen gegen Sch. hatte ich gehalten und ihn eines Nachmittags mit zu Theresen genommen, die begierig war, meinen Freund kennen zu lernen. Wer die Geliebte schön und liebenswürdig findet, schmeichelt der Eitelkeit mehr, als wenn er uns selbst bewundert. Ich feierte einen großen Triumph. Sch., der auf eine hübsche Grisette vorbereitet war, schien ganz verblüfft und behandelte Theresen mit einer Aufmerksamkeit und Höflichkeit, als sei sie eine Prinzessin. Noch mehr als durch ihr äußeres Benehmen und ihre Sprache entzückte sie ihn durch ihre Herzensgüte und die unbegrenzte Hingebung und Liebe zu mir. Wer sie nur sah, wurde gewissermaßen ihr Sclave, und mein Bursche, dem sie einmal die Hand gegeben mit einem „guter Friedrich", wäre für sie durch's Feuer gelaufen.

Das dauerte mehrere Wochen, als Therese anfing, über leichtes Unwohlsein zu klagen. Sie war in einem beständigen Fieber; ihre Augen glühten oft wie Flammen, so sanft sie auch dabei waren, und ihre Reden nahmen einen so phantastischen Schwung, daß sie wie Raserei klangen. Ich war in einem ähnlichen Zustande, aber in dem Theresens war — ohne daß wir beide eine Ahnung hatten, — mehr Gefahr, da sie fast beständig allein war, während ich andere Menschen sah und Zerstreuung hatte. Keines von uns Beiden dachte daran, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, denn wenn man von Glück krank ist, glaubt man wenig an seine Krankheit. Auch fiel es uns ebenso wenig ein, unsere Zusammenkünfte zu be-

schränken; konnten wir uns einen Tag nicht sehen, dann war sie noch unglücklicher als ich.

Wach- und Rondedienst und Exercieren hatten mich verhindert, so daß ich Therese beinahe zwei Tage nicht gesehen hatte, obwohl ich von ihr ein Briefchen erhielt, welches sie an einem bestimmten Platz außerhalb der Thür hingelegt hatte. — Als ich von Wache kam war ich sehr beunruhigt, da mir Friedrich sagte, er habe am Vormittag kein neues Zettelchen gefunden. Gleich nach Tisch ging ich selbst hin und fand weder an der Thür das verabredete Zeichen, noch einen Brief; ebenso wenig erschien am Abend an dem kleinen Fenster über Theresens Bette, wie sonst wohl, ein Licht. Ich konnte während der Nacht kein Auge zuthun und sandte Friedrich am Morgen auf Kundschaft. Er brachte nichts zurück und hatte nichts erfahren. Nun schien es mir gewiß, daß Therese krank und zwar gefährlich krank sei. Als ich am Nachmittag mit Friedrich in die Nähe des Hauses kam, sah ich die Aufwartefrau eilig aus der Thür kommen. Friedrich mußte sie anreden und auf seine Frage, ob Jemand im Hause krank sei? — erfuhr er, daß Therese das Nervenfieber habe und „sehr schlecht“ sei.

Nun hielt mich nichts mehr; ich benutzte meinen Schlüssel zu der kleinen Thür und trat in Theresens Zimmer, ohne die Fragen der erstaunten Mutter zu beantworten, welche indessen den Zusammenhang ahnen mochte. Therese kannte mich nicht. — Es giebt nichts Entsetzlicheres als das Wesen, welches man über alles liebt, leiden zu sehen und nicht einmal erkannt zu werden, während man weiß, daß das bloße Bewußtsein der Anwesenheit mehr wirken würde als alle Arznei. — In ihren Phantasieen redete Therese fortwährend mit mir, und es brach mir fast das Herz sie zu hören. Der

Arzt, der schon mehrmals da gewesen war, machte ein sehr bedenkliches Gesicht und versprach am Abend wieder zu kommen.

Theresens Zustand besserte sich nicht, und der Doctor rieth mir dringend davon ab, die Nacht bei ihr zu wachen; er fühlte meinen Puls und sagte, wenn ich nicht nach Hause ginge und mich zu Bette legte, würde ich am anderen Tage ebenso krank sein; ich könne Theresen doch nichts helfen. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, sie zu verlassen und blieb die Nacht an ihrem Bette, alles das thuend, was der Arzt für sie vorgeschrieben hatte.

Oftmals während der Nacht schien es, als käme sie zur Besinnung und erkenne mich; da aber ihre Phantasieen sich fortwährend mit mir beschäftigten, so konnte ich doch nie darüber klar werden. Eigenthümlich war es, daß sie ruhiger wurde, wenn ich ihr mit meinen Händen Kopf und Gesicht streichelte.

Gegen Morgen schlief sie ein, allein es war kein erquickender Schlaf, sondern fortwährend durch Phantasieen unterbrochen. Nach sieben Uhr Morgens richtete sie sich auf. Sie sah mich an und rief meinen Namen mit einem Accent, der mir durch die Seele schnitt; ihre Augen glänzten mehr als je, und ihr Gesicht nahm einen ganz unbeschreiblichen Ausdruck an. Plötzlich schlang sie ihre Arme fest um meinen Hals, rief mit lauter, fast freudiger Stimme: „Der Engel, der Engel!“ — und hauchte in meinem Kuß ihr Leben aus.

Es war mir, als sei das Haus über meinem Kopfe zusammengestürzt. Alles um mich wirbelte durch einander. Thränenlos, in unaussprechlichem Jammer sah ich in das schöne, erblaßte Gesicht, in die umflorten, sonst so glänzenden Augen. Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen. Ich wand mich aus ihrer Umarmung, legte sie auf das Kissen

und schloß mit zitternder Hand die lieben Augen, die mir niemals wieder lächeln sollten.

Der Ausdruck ihres Gesichtes wurde nun ein anderer; er ward förmlich ruhig und allmälig lächelnd. Sie sah aus wie ein schlafendes Kind. Hätte mich nicht die Kälte ihrer Lippen und Hände überzeugt, ich würde sie wirklich nur für schlafend gehalten haben. Als ich vom Bette aufstand und einige Schritte durch das Zimmer ging, trat ich unwillkürlich leise auf. Das laute Weinen und Jammern der Stiefmutter und der Aufwärterin ärgerte mich. Der Kopf wollte mir zerspringen; allein ich konnte keine Thränen finden. Es war mir, als habe ich einen entsetzlichen Traum, aus dem ich mich vergebens bestrebe, zu erwachen.

Als der Arzt kam, nahm er meine Hand, sah mir aufmerksam ins Gesicht und rieth mir dringend, für mich Sorge zu tragen. Ich versprach es, aber blieb bei Theresen. Ich kniete neben dem Bette nieder, ergriff die erkaltete Hand und legte meinen Kopf auf die Brust, in der sonst ein Herz nur für mich geschlagen hatte.

So blieb ich thränenlos wohl zwei Stunden. Niemand störte mich, oder hieß mich weggehen. Endlich kam Sch., der durch meinen Friedrich erfahren hatte, wo ich war, und den Besorgnisse um Therese wie um mich herbeiführten. Er, der sonst nie weinte, fand Thränen, allein mein Auge blieb trocken. Mein Aussehen erschreckte ihn. Ich sagte, ich wollte auch sterben. Dann versprach ich, mit ihm zu gehen und ließ mich bis an die Thür führen. Hier kehrte ich um und küßte wie rasend Theresens Hände und bleiche Lippen, deren Kälte mich um so mehr erschreckte, als ich glühte. Ich fing an irre zu reden und sprach von Blumen, die ich holen wolle zu einem Kranz für meine Geliebte zum Ball.

Ich ließ mich von Sch. mechanisch führen und weiß nicht, wie ich den weiten Weg nach meiner Wohnung zurücklegte. Hier angekommen, sagte ich zu Friedrich: „Sie ist todt!" — Der arme Mensch hob beide Arme in die Höhe, machte ein Gesicht als wolle er ersticken, und brach dann in ein entsetzliches Heulen und Weinen aus. Ich fing an unmäßig zu lachen und verlor das Bewußtsein.

Es dauerte lange, ehe meine kräftige Natur das in mir rasende Fieber überwand. Als ich wieder zur Besinnung kam, war Therese längst begraben. —

So endete meine erste Liebe. —

Fünftes Capitel.

Leichtes Leben. — Der confuse H. — Jagd. — Wildbieberei. — Ein naßkaltes Abenteuer. — Moritz L. der Corpsjude. — Ein Blitz aus heiterer Bläue. — Hauptmann Toll. — Exercier-Geheimnisse. — Parademarsch. — „Zurück die ganze Schweine-Bagage!“ — Die Muster-Compagnie. — Mir reißt die Geduld. — Mein neuer Major.

Aus all dem Erzählten läßt sich auf das Leben schließen, welches ich in Mainz als junger Officier führte. Mein guter Hauptmann plagte mich nicht sehr mit Dienst und die natürliche Folge davon war, daß ich die Sache etwas cavalièrement behandelte.

Die hübschen Mädchen beschäftigten mich meist nur Abends und ich war viel, besonders Vormittags zu Hause, wo ich mir gewöhnlich die Zeit mit Malen vertrieb. Nachmittags ging ich auf die Wache, wenn dieselbe ein näherer Bekannter hatte und später in die Anlage, oder ich besuchte Kameraden, oder ward von ihnen besucht.

Mein nächster Nachbar war eine zeitlang Lieutenant H—l. Er war auf der Ritteracademie in L. erzogen worden und ein närrischer Kauz, der nie Ruhe hatte, sondern in beständiger Bewegung war, weshalb man ihm schon auf der Divisionsschule einen sehr beleidigenden Spitznamen gegeben hatte, den er sich vergeblich verbat; er hatte sich sogar deshalb geschlagen und einen tüchtigen Säbelhieb über dem Knie

davongetragen, der ihn beinahe lähmte, — allein er behielt den Spitznamen zu seiner Narbe. Man war so gewohnt, ihn dabei zu nennen, daß dies sogar an öffentlichen Orten und auf Bällen geschah und ich dachte vor Lachen umzukommen, als eine Dame, die mit ihm tanzte, ihn Lieutenant Kurz nannte. Sie meinte, er heiße so und hatte sich dabei nur ein Wenig verhört.

Er war ein kleiner Kerl mit rundem Kopf und runden Augen, sehr langem Oberleib und kurzen Beinen, die er für sehr schön geformt hielt. Er interessirte sich für Alles, trieb Alles und wußte von Allem — ein Wenig; die Hauptsache fehlte gewöhnlich. Ich nannte ihn ein Conversations-Lexikon, in dem von jedem Artikel die letzte Hälfte ausgerissen sei. Einst brachte er mir einige neugeschlagene nassauische Kupferkreuzer. „Komm," sagte er, „wir wollen sie vergolden, das giebt hübsche Whistmarken." „Kannst Du denn vergolden?" fragte ich. — „Gewiß, wie werde ich denn das nicht können!" — Die Burschen mußten Holzkohlen herbeibringen und in einem Blumentopf wurde Feuer angemacht. Wir lagen auf der Erde und bliesen und husteten nach Herzenslust. H—l beklebte die Kreuzer mit Blattgold und brachte sie ins Feuer. Das Gold wollte aber nicht haften. Endlich, als alle Versuche fehlschlugen „im Feuer zu vergolden," kratzte er sich hinter den Ohren und sagte: „Das Verfahren ist ganz richtig, allein — es fehlt nur das Bindemittel."

Erzählte H—l eine Anecdote, so hatte er gewöhnlich die Pointe vergessen, oder wußte er sie, so gerieth er gleich Anfangs ins Lachen, seine Stimme wurde immer feiner und ging ihm gänzlich aus, wenn eben die lächerliche Pointe kommen sollte. Uebrigens war gut mit ihm auskommen; er war sehr verträglich, und gefällig bis zur Aufopferung. Er versetzte einst seinen Mantel, — weil ich Geld brauchte.

Anfang 1831 wurde meine Compagnie in das Weissenauer Lager verlegt und ich mußte eine Dienstwohnung im Weissenauer Kloster beziehen, welches an der dicht am Rhein hinführenden Landstraße liegt und nahe bei der neuen Anlage ist. In letzterer schlug ich nun für gewöhnlich mein Hauptquartier auf und aß auch hier zu Mittag.

Die Jagd hatte immer viel Reiz für mich gehabt; ich hatte sie ja schon von Kindheit an getrieben, oder war doch wenigstens sehr häufig dabei gewesen und hatte beständig davon erzählen hören. Die Gelegenheit zum Jagen fehlte in Mainz nicht und man wußte sie zu finden. Die Jagd im Festungsrayon gehörte der Commandantur und der General von Müffling hatte nicht viel dagegen, wenn wir darin umherstöberten. Zu Treibjagden, welche er und General Schütz gaben, wurden die Jäger unter den Officieren stets eingeladen.

Nicht selten erstreckten wir aber auch unsere wilddiebischen Excursionen über das Gebiet der Festung hinaus und besonders war die Mainspitze, welche zur Rüsselsheimer Jagd gehörte, unseren Raubzügen ausgesetzt. Der Jagdpächter trachtete natürlich eifrig danach, uns dies Handwerk zu verleiden. Dem Lieutenant v. Z. hatten die Jagdaufseher einst den Rückzug abgeschnitten und trieben ihn in die Ecke zwischen Main und Rhein. Sie meinten ihn schon sicher zu haben, als er ruhig sein Gewehr überhing, in den Rhein sprang und an's andere Ufer schwamm.

Ich hatte bei einer solchen Jagdpartie nach der Mainspitze ebenfalls ein nasses Abenteuer. Das Weissenauer Kloster lag jener Spitze gerade gegenüber und es gab dort eine große Menge von Enten. Mein Bursche, der ein Schiffer von der Elbe war, mußte mich häufig vor Tag über den Rhein fahren, wozu ich mir in Weissenau einen kleinen

Nachen lieh, den sie „Seelenverkäufer“ nannten, wahrscheinlich der Kleinheit und Unsicherheit wegen.

Eines Morgens im März sollte abermals eine solche Excursion unternommen werden. Die Fischer, die schon auf waren, widerriethen die Fahrt sehr, denn der Rhein war nicht allein angeschwollen, sondern es war auch stürmisches Wetter. Sie meinten, wir würden nicht hinüber kommen; da aber mein Bursche anderer Ansicht war, so blieb es bei dem Vorhaben. Ich war ziemlich warm gekleidet und hatte große, juchtenlederne Wasserstiefeln an.

Mein Friedrich arbeitete aus Leibeskräften; allein bald sah ich ein, daß seine Kräfte bei dem heftigen Strom und Wind nicht ausreichten. Als eine Welle in den Nachen schlug, hing ich mein Gewehr auf den Rücken, und fragte meinen Friedrich, ob er schwimmen könne. Zu meinem Schrecken verneinte er es; ich hatte es bisher gar nicht für möglich gehalten, daß ein Schiffer nicht schwimmen könne. Ich rieth ihm also, wenn wir umkippen sollten, sich nur fest an den Kahn zu klammern, ich wolle ihm schon helfen. Kaum hatte ich meine Rede geendet, so schlugen wir um und lagen beide im Rhein. Als ich auftauchte, sah ich bei der anbrechenden Dämmerung Friedrich's grünes, ängstliches Gesicht. Der arme Kerl, der sich in heftigen Schweiß gearbeitet hatte, klammerte sich verzweifelt an den Nachen. Es gelang mir, ihn dadurch zu sichern, daß ich die Kette um ihn schlang, durch welche der Nachen gewöhnlich am Ufer befestigt war; zugleich wies ich ihn an, seinen Halt um keinen Preis aufzugeben und so heftig als möglich mit den Füßen zu arbeiten. Ich schwamm an das Vordertheil des Kahns, und nachdem ich vergeblich versucht hatte, mich meiner Stiefeln zu entledigen, die inwendig unter dem Knie mit dünnen Riemen festgebunden waren, überließ ich mich dem Strom, indem ich mit

einer Hand die Spitze des Nachens dirigirte und mich zugleich dadurch etwas stützte.

Als wir in die Nähe von Mainz kamen, brüllte ich aus Leibeskräften um Beistand, denn ich fürchtete, wir möchten unbemerkt durch die Brücke und auf die Rheinmühlen getrieben werden, wo wenigstens mein Friedrich verloren war. Glücklicher Weise wurden wir bemerkt, denn es war bereits hell geworden, und wurden an der Brücke festgehalten. Mein armer Bursche war halbtodt vor Kälte und fast ebenso grün wie der Rhein. Ich lief gleich mit ihm in den Gasthof zum Bären, gab ihm ein großes Glas heißen Grog, ließ ihn Kleider von dem Burschen eines im Bären wohnenden Officiers anziehen und befahl ihm, so schnell als möglich nach dem Weissenauer Kloster zu laufen und mir trockene Kleider zu bringen. Ich erwärmte mich ebenfalls durch einen guten Trunk und legte mich zu Bette. Als mein Bursche nach gar nicht langer Zeit zurück kam, war er naß von Schweiß; der heiße Grog und der rasche Lauf hatten ihm gut gethan und wir Beide spürten nicht die mindesten nachtheiligen Folgen von unserer Schwimmpartie in so früher Jahreszeit.

Sparsamkeit war eine Tugend, die ich nicht kannte, und da ich tausend Gelegenheiten hatte, mein Geld los zu werden und das Glück in Wiesbaden mir beständig ungünstig war, so gerieth ich sehr frühzeitig mit meinen Finanzen auf das Trockene und mußte zu Herrn Moritz L. meine Zuflucht nehmen.

Es war das der Corpsjude und unser Factotum, ein kleiner Kerl mit nicht besonders pfiffigem Gesicht, der eine Sardellenatmosphäre um sich hatte und stets ängstlich über die Straße hinkte, als leide er an Hühneraugen. Er schacherte mit Allem, was nur in der Welt existirte und gab, so lange

es sich um Waaren handelte, fast unbegrenzten Credit. Seine Preise waren freilich ungeheuer und wenn er nur das Dreifache des wahren Werthes auf Rechnung schrieb, so konnte man von Glück sagen. Er war einer der ersten Besucher, die ich nach meiner Ankunft in Mainz empfing und bot mir eine Menge unnützer Dinge an, von denen ich mehrere nahm und zu seiner Ueberraschung sogleich baar bezahlte. Es machte dies einen tiefen Eindruck und er beschloß, mich für einen solchen Leichtsinn exemplarisch zu strafen. —

In den ersten Tagen jedes Monats machte L. die Runde bei seinen Kunden, das heißt Schuldnern, in der Universitätsstraße. Er ging zu Jedem, wenn er auch wußte, daß er keine Bezahlung zu hoffen hatte; allein darum war es auch nicht zu thun; sein Geld lief ihm selten fort, wenn er auch jahrelang darauf warten mußte; allein er erhielt von Jedem einen Thaler, oder doch acht Groschen, welche nicht auf Rechnung kamen. Da er nun schon an seinen Waaren einen Gewinn von mehreren Hunderten pr. Hundert anrechnete und es so einzurichten wußte, daß das ursprünglich angelegte Capital auf die genannte Weise mit baarem Gelde verzinst wurde, so kam er nie zu kurz. Verschwand auch einmal ein Officier, ohne ihn zu bezahlen, so hielt er die Anderen für solidarisch verpflichtet und wußte stillschweigend den Verlust zu repartiren.

Ich will nur ein Beispiel aus meiner eigensten Erfahrung anführen, um zu zeigen, wie L. Geschäfte machte. Freilich hatte er mit mir leichtes Spiel, denn ich kannte den Werth der Sachen nicht, war leichtsinnig über alle Begriffe und gab was er wollte, wenn ich etwas gerade nöthig hatte und nicht baar zu bezahlen brauchte.

Ich wollte Civilkleidung haben und L. war sogleich bereit, mir einen Ueberrock und Beinkleider zu besorgen. Er

versprach sie auf den Freitag, denn Sonntag Nachmittag wollte ich damit nach Wiesbaden. Der Freitag und Sonnabend gingen vorüber und L. kam nicht; es wurde Sonntag Mittag und er war noch nicht da, obwohl ich gewiß zehn Mal zu ihm geschickt hatte. Endlich, als es die allerhöchste Zeit war, kam L. ganz athemlos mit den Kleidern an. Sie kosteten — Rock und Hosen — sechsunddreißig Thaler. Ich hörte gar nicht auf den Preis, sondern zog mich eilig an, da der Wagen wahrscheinlich schon in Castel auf mich wartete. Die Kleider schienen mir schlecht zu sitzen und gefielen mir auch sonst nicht, allein ich hatte keine Zeit, sie näher anzusehen und fuhr damit nach Wiesbaden.

Darauf hatte der schlaue Jude gerechnet; nun konnte ich ihm die Kleider nicht wieder zurückgeben. Als ich sie am anderen Tage genau betrachtete, fand ich, daß sie nicht einmal neu, sondern nur aufgearbeitet waren; allein L. ließ sich bis gegen Ende des Monats nicht bei mir sehen und da ich die Kleider einmal hatte, so benutzte ich sie. Als der Jude wieder zu mir kam, schimpfte ich ihn aus, da ich aber Geld von ihm borgen wollte, so sprach ich weder von Zurückgabe, noch von Abzug. Ich wollte nur vier Thaler von ihm haben, allein er sagte, er habe keinen Pfennig, wenn ich ihm aber die Kleider, die mir doch nicht gefielen, wieder verkaufen wolle, so könne er mir vielleicht etwas verschaffen. Ich mußte über seine Unverschämtheit lachen, allein ich ließ ihm die Kleider für — acht Thaler baar, so daß ich für die sechs oder acht Mal, daß ich sie getragen, achtundzwanzig Thaler Miethe bezahlt hatte!

Bei dieser Art und Weise zu handeln war es denn kein Wunder, daß er kein gutes Gewissen und stets Angst hatte, man möchte einmal dem Zorn fühlbar Luft machen.

Als er einst gleich nach der Parade zu mir kam, nahm ich eine ernste Miene an, sagte kein Wort, schloß die Thür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. L. sah Alles was ich that mit sehr besorgter Miene an und fragte: „Herr Leichnam, was wolle se mache?“ — Ich gab keine Antwort, sondern nahm eine Pistole von der Wand und ließ den Ladestock hineinfallen, um mich zu überzeugen, daß sie nicht geladen sei. „Mache se keine Sache, Herr Leichnam!“ rief L. sehr ängstlich und retirirte nach dem offenen Fenster. Als ich den Hahn spannte und auf ihn zielte, sprang er in größter Eile hinaus — es war Parterre — und rannte, als ob ihm der Kopf brenne, die Straße hinunter, zum Gelächter der Officiere, die in den Fenstern lagen. Selbst mein Rufen und Lachen brachte ihn nicht zum Stehen und er ließ sich lange nicht bei mir sehen. —

Einst hatte ich ihm einen Extrathaler versprochen. Es war im Winter, und da ich L. kommen sah, so legte ich einen Thaler auf den heißen Ofen, wo er bald so glühend wurde, daß ich ihn fast nicht in den dicken wildledernen Handschuhen halten konnte, die ich zum Ausgehen eben anhatte. Als L. herein kam, rief ich, indem ich den Thaler aus einer Hand in die andere warf: „Da ist der Thaler, den ich Ihnen versprochen; haben Sie mich aber neulich betrogen, dann wünsche ich, daß er in Ihrer Hand zu Feuer werden möchte.“ Damit drückte ich ihm das Geldstück in die ausgestreckte, flache Hand. Das Gesicht, mit welchem er es an die Erde warf, war höchst komisch; es drückte Zweifel, Furcht und Schmerz zugleich aus. Ich hob den Thaler auf, substituirte dafür schnell einen anderen und fragte, was ihm sei? — Er schien ganz verstört, rieb seine Hand, in welcher der Thaler vollständig zu sehen war, und erstaunte sehr darüber, daß ich mich nicht verbrannte. Mit großem Mißtrauen nahm er

den Thaler abermals in die Hand und ging ohne weitere Bemerkung nachdenklich zur Thür hinaus. —

Als meine Compagnie wieder aus dem Weissenauer Lager in die Festung rückte, schien mein Oberst zu der Ueberzeugung zu kommen, daß mein höflicher und guter Hauptmann L. nicht der Mann sei, einen tüchtigen Dienstofficier aus mir zu machen. Eines Mittags auf der Parade kam Sch., der Adjutant geworden war, aus dem Parolekreis und sagte mir mit einiger Schadenfreude ins Ohr: „Du bist zur xten Compagnie versetzt!“ —

Ein vor mir niederschlagender Blitz würde mich kaum mehr erschreckt haben, als es diese Hiobspost that. Zur xten Compagnie! das war das Entsetzlichste, was einem Officier von meinen Neigungen begegnen konnte. Selten hielt es dort ein junger Officier länger als einige Monate aus; die meisten verklagten den Hauptmann schon in den ersten Tagen und standen bald auf solchem Fuß mit ihm, daß jeden Augenblick Excesse zu erwarten waren und so ein Zusammenleben bei einer Compapnie unmöglich wurde. Ich will diesen Oger von einem Hauptmann Toll nennen, da es wirklich oftmals schien, als sei er einem Narrenhause entsprungen.

Als ich mich nach dem Vorlesen der Parole bei ihm meldete, empfing er mich mit den auf ungezogene Weise ausgesprochenen Worten: „Ich weiß schon!“ Dazu schnitt er ein grimmiges Gesicht und drehte mir den Rücken! Ich war ganz starr vor Erstaunen, denn solche Behandlung war mir noch von Niemandem widerfahren; allein eben der Seltsamkeit wegen konnte ich zu keinem Aerger kommen, sondern brach in ein lautes Gelächter aus. Noch lachend trat ich in einen Kreis junger Officiere und sagte: „Wißt Ihr, wie mich Toll empfangen hat?“ — Und nun machte ich die Ge-

berden des Hauptmanns zum Ergötzen Aller nach. Als ich mich bei dem: „Ich weiß schon!“ umdrehte, stand ich glücklich vor dem Hauptmann selbst, der sagte: „Sie werden um vier Uhr zum Apell kommen.“ Das klang anders, wie L—s unterthänigste Bitte!

Die xte Compagnie lag mit einer anderen vom 35. Regiment und zwei österreichischen auf der Citadelle und dorthin begab ich mich um vier Uhr zum Apell. Da derselbe bei meiner früheren Compagnie gewöhnlich nur eine Viertelstunde dauerte, so hatte ich für fünf Uhr eine Verabredung getroffen; allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der eigentliche Apell dauerte bis fünf; nun wurde in einzelnen Abtheilungen exerciert und damit erst aufgehört, als der Mond am Himmel stand. Gott sei Dank! seufzte ich, denn nun dachte ich, sei die Erlösung gewiß. Weit gefehlt! Nun nahm der Hauptmann die Compagnie zusammen und fing an zu instruiren. Endlich als es sieben schlug, wurde ich erlöst.

So waren fast alle Apells bei dieser Compagnie; der Hauptmann war unverheirathet und wußte sich nicht besser die Zeit zu vertreiben. Anfangs meinte ich vor Wuth und Ungeduld vergehen zu müssen; allein allmälig fügte ich mich in das Unvermeidliche, und tröstete mich mit dem Gedanken, daß Alles einen Anfang und ein Ende habe.

Doch ich darf nicht versäumen, ein lebensgroßes Portrait des Hauptmanns zu entwerfen; die Race stirbt aus wie der Dodo und es wäre schade, wenn keine genaue Beschreibung davon übrig bliebe.

Er mochte damals ein Mann in der Schattenhälfte der Dreißiger sein, war 5 Fuß 10 Zoll groß und gut bei Leibe, ja mit einer Hinneigung zu einem Majorsbauche, der seiner kräftigen Gestalt nicht übel gelassen haben würde, wenn er

sich hätte entschließen können, seine Uniformstücke aus den Lieutenantsjahren seinem Burschen zu schenken, oder einem Juden zu verkaufen. Er war aber ein sparsamer Mann und trug Uniformen und Beinkleider bis auf den Faden. Da diese alten Kleidungsstücke von dem Hauptmannsgehalt nicht in dem Maaße weiter wurden, als ihr Herr an Körperfülle zunahm, so entstand daraus der Uebelstand, daß sie prall an seinem Leibe saßen, wie die Schale an der Blutwurst.

Die für Lieutenantstaille eingerichtete Hauptmannsuniform rutschte daher in die Höhe, um dem werdenden Majors-Bauch aus dem Wege zu gehen. Die kleinen messingenen, unvergoldeten Knöpfe und die flachmondigen Epauletts zeigten zur Genüge an, daß seit ihrer Geburt viele Jahre vergangen waren, wenn man dies auch nicht an ihrem fadenscheinigen Aussehen und den Flicken unter den Armen errathen hätte. Daß die Flicken hielten, war ein großes Wunder, denn die schwellenden Muskeln der kräftigen Arme füllten das Tuch so vollkommen aus, wie der Finger eines Mädchens den zierlichen Pariser Handschuh.

Die Hosen waren eben so vorsündfluthlich. Da bei ihrer Anschaffung kein Bauch vorhanden war, so mochten sie wohl ursprünglich lang genug gewesen sein; allein nun waren sie mehr als handbreit zu kurz und ohne die langen schmalen ledernen Stege würden sie sicher wie ein Paar Gummihosen bis zum Knie hinaufgerutscht sein.

Das Gesicht des Hauptmanns harmonirte mit dem Bauch. Es war nicht widerlich feist oder fett, sondern einem gesunden, kräftigen Manne angemessen und außer Dienst angenehm. Die Augen waren blau und würden hübsch gewesen sein, wenn der Hauptmann nicht die Gewohnheit gehabt hätte, im Nachdenken auf einen Fleck zu starren, wobei sich

die Pupille ganz zusammenzog und strahlenförmige Streifen bekam. Die Nase war kurz und abgerundet; der Mund im Zustande der Ruhe oder außerdienstlichen Gespräches von einnehmendem Ausdruck, der durch hübsche, gesunde Zähne erhöht wurde. Leider ward seine Oberlippe durch eine sehr starre, blonde, ordonnanzmäßige Zahnbürste verunstaltet.

Der mit schlichtem, hellbraunen Haar bedeckte Kopf des Hauptmanns war ziemlich dick und viel zu groß für den Czako, der genau nach der Vorschrift eingerichtet war, die er selbst dafür bei seiner Compagnie gegeben hatte. Er schien dies Möbel nicht als eine Kopfbedeckung zu betrachten, sondern als eine Maschine, die Soldaten im Balanciren zu üben. Der Czako mußte nämlich gerad auf dem Wirbel sitzen und durfte bei Leibe nicht so weit auf den Kopf gedrückt werden können, daß er von selbst festsaß. Das wäre ein großer Fehler gewesen, denn zum Festhalten dienten die metallenen Schuppen, deren Riemen sehr fest unter dem Halse zugeschnallt war, um das Schwanken des Marterhutes zu verhüten und den Soldaten das Blut ins Gesicht zu treiben, damit sie gesund und wohlgenährt aussahen.

Toll's Sprache war außer Dienst wohlklingend und von angenehmem Ausdruck. Ueberhaupt war er kein Barbar und that sich etwas darauf zu gut, die neueren Dichter zu kennen, das heißt bis Müllner, aus dessen „Schuld" er hin und wieder Stellen anführte.

Im Dienst war es aber, als sei der Satan in ihn gefahren und ich kann mir seine ganze Erscheinung nur durch Annahme partiellen Wahnsinns erklären. War er im Dienst nicht gerade wüthend, so redete er stets kurz abgestoßen und scharf accentuirt, ungefähr wie ein Ausrufer, der schreit: „Es wird hiermit bekannt gemacht u. s. w." Wenn er aber

die Compagnie selbst exercierte, so veränderte sich seine ganze Natur; der Kamaschenteufel schien ihn völlig in Besitz genommen zu haben; er schien in eine Art Delirium zu verfallen wie die Pythia auf dem Dreifuß, nur daß seine Orakelsprüche weder so poetisch, noch so dunkel, wenn auch oft wunderlicher waren. Es ist schade, daß ich den Monolog, den er gewöhnlich beim Exercieren zu halten pflegte, nicht mit musikalischen Noten begleiten kann, denn melodramisch behandelt würde sich ein solches Stück Kamaschenthum am Besten ausnehmen.

Vor Oberst von B. hatten wir einen anderen Commandeur gehabt, der ein sehr tüchtiger Exerciermeister war und von Hauptmann Toll sehr bewundert wurde; er hatte aber die Eigenthümlichkeit, stets in einem weinenden Tone zu reden und das gefiel meinem Hauptmanne so sehr, daß er sich diesen Ton ebenfalls aneignete. Man konnte ihn daher beim Exercieren stets wie einen Riesensäugling weinen hören, und ein unbefangener Zuschauer mußte glauben, dem armen Hauptmann wolle das Herz brechen über die schiefe Haltung des Nolte, oder das Wackeln des Daseke beim Parademarsch.

Ein guter Parademarsch schien dem Hauptmann die höchste Spitze militärischer Ausbildung, oder wenn er auch nicht einfältig genug war, diese Ansicht zu haben, so handelte er doch so, als ob er sie hätte, da viele Vorgesetzte wirklich dieser Meinung waren und die Vortrefflichkeit eines Regimentes nach seinem Parademarsch beurtheilten. Vielleicht sagte auch die Steifheit desselben, die vortrefflich mit dem Hosensitz des Hauptmanns harmonirte, ihm besonders zu, wogegen er den Felddienst mit sehr mißvergnügtem Blick betrachtete, da er die Leute „lotterig“ machte und zum Parademarsch verdarb.

Unser Tirailliren war daher stets ein Paradetirailliren und gemahnte mich an ein Kinderspielzeug, welches ich die Soldatenscheere nannte.

Da ein Bauernjunge, wenn er von seinem Dorfe kommt, weder gehen noch stehen kann, wie es sich für einen Soldaten ziemt, so war es denn die erste Sorge des Hauptmanns, seinen Pflegekindern das Gehen beizubringen; das heißt nicht das Marschiren in Reih und Glied, sondern das Gehen auf der Straße außer Dienst und das Grüßen. Der Soldat mußte daher den linken Arm vorschriftsmäßig „leger" bewegen, die Füße hübsch auswärts halten, die Spitzen hinunterdrücken und sich an einen „lebhaften Spazierschritt" gewöhnen, wie auch daran, daß er den zu grüßenden Officier gebührend ansah und die Hand lange genug an der Kopfbedeckung behielt. Vor dem Regiments- und Bataillons-Commandeur, wie vor den Officieren der Compagnie mußte Front gemacht werden, wie dies die Schuldigkeit sämmtlicher Officiere der Armee vor Königlich Preußischen Prinzen und Prinzessinnen war, wenn sie auch im Arm der Amme spazieren fuhren.

Man kann sich denken, welche Grazie die derben Bauernjungen bei dieser Uebung entwickelten und welche Schwierigkeiten zu überwinden waren; oder man kann sich's vielmehr *nicht* denken, wenn man's nicht selbst mit angesehen hat.

Die Schwierigkeit begann gleich mit dem Geradestehen. — Setzen wir den Fall, wir hätten einen Weber, Schuster oder anderen Handwerker vor uns, dessen Geschäft eine bestimmte Haltung bedingt, welche stets auf die gewöhnliche Einfluß hat. Man verlangt also von dem Rekruten, er solle sich ganz gerade hinstellen. Der arme Kerl thut sein Bestes und meint wie eine Kerze dazustehen; allein er irrt sich gewaltig; die eine Hüfte ragt weit über eine Seite hinaus, während der Kopf auf der Schulter hängt und die ganze

Gestalt einem lateinischen S ähnlich sieht. Jetzt stellt man den Mann gerade. Die natürliche Folge davon ist, daß er meint, krumm wie ein S zu stehen und sich höchst unbehaglich fühlt; allein wehe ihm, wenn er diese Haltung während seiner Militärzeit auch nur einen Augenblick vergißt! Hauptmann Toll wird ihm oft genug zurufen: „Halte Er den Saukopf gerade, nehme Er seine linke Schweinehüfte zurück!“

Da manche Bewegungen in kurzem Trabe ausgeführt werden mußten, so wurde dieser natürlich auch eingeübt; allein dabei waren beträchtliche Hindernisse zu überwinden. Erstlich hatte der Soldat stramm angezogene Hosen; ferner schlug ihm der an der Patrontasche fest angeknüpfte Säbel gegen die Waden und kam wohl auch zwischen die Beine; drittens drohte der Czako jeden Augenblick zu fallen. Um all diese Malheurs zu verhindern, hatte der Soldat aber nur eine Hand, die andere hielt das Gewehr, und diese eine Hand mußte die Patrontasche halten, damit sie mit ihrem Ehegemahl, dem Säbel, nicht auf dem Rücken tanzte, wodurch die Patronen zerscheuert, oder aufgegangen sein würden. Kurz, die Sache war nicht leicht und man sah die freie Hand je nach Bedürfniß und trotz aller Reglements beim Laufen beständig zwischen Kopf und Hintern unterwegs.

Damals existirte auch noch der Balancirschritt und der langsame Schritt, der eigentliche Paradeschritt. Ersterer war eine Vorübung zu letzterem und lehrte den Soldaten das „angezogene“ Gewehr in senkrechter Stellung behalten, wenn auch der Oberkörper vorn übergebeugt war. Der Tact zum langsamen Schritt war in den langsam und deutlich ausgesprochenen Worten: „Ein — und — zwanzig, zwei — und — zwanzig!“ ausgedrückt.

Wenn Hauptmann Toll den Parademarsch übte, war sein ganzer Körper und Geist davon in Anspruch genommen. Von vielem Schreien, Reden, Schimpfen, Fluchen und Heulen schäumte sein Mund und die Schaumflocken des Speichels bedeckten die Brust nebst Medaille und eisernem Kreuz. War es warm, dann drang der Schweiß durch die knappe Uniform und unter den sich stets heftig bewegenden Armen bildete sich nicht selten Schaum, wie zwischen den Hinterbacken eines dicken Pferdes.

Tönte das geheiligte Wort: „Parademarsch!“ aus seinem Munde, dann nahm sich jeder Soldat zusammen, als gehe es gegen eine Kartätschbatterie. Dann brüllte und heulte der Hauptmann: „Eins, zwei! Eins, zwei! — Ruh—ig! Ru—uh—ig! (weinend) Der Daseke das dämlige Luder wackelt wieder mit dem Kopf! — eins! eins! — ruuu—hig! (kurz und streng) Unterofficier Schnabel, schlägt Ihnen der dumme Junge wieder in den Nacken? — Eins, eins — ruhig — ru—uh — der Daseke wackelt (weinend) wackelt, wackelt, — wie'n wahnsinniger Hund! (crescendo) wie'n wahnsinniger Hund, — wie'n wahnsinniger Hund! (Aeußerster Grad des Schmerzes und der Verzweiflung. — Plötzliche Wuth:) Zurück die ganze Schweinebagage!“ — Die Schweinebagage war nämlich die ganze Compagnie sammt Officieren und Unterofficieren, welche auf den alten Standpunkt zurückgejagt wurde, um den mißlungenen Parademarsch in einzelnen Zuggliedern abermals zu versuchen. Ich habe es erlebt, daß die „ganze Schweinebagage“ siebenzehn Mal so zurückgejagt wurde!

Man kann sich vorstellen, wie ermüdend das war und wie mißmuthig das die Soldaten machte. Wehe dem, der aber ein äußeres Zeichen davon gab, daß er sich langweilte und wohl gar gähnte!

Als wir einst in der Compagnie exercierten, stand ich auf deren linkem Flügel. Ich war ziemlich müde, denn ich hatte die Nacht durchschwärmt und es war sehr früh am Morgen. Es war „Rührt Euch“ commandirt und ich glaubte mich vollkommen dazu berechtigt, zu gähnen. Man denke sich daher meine Ueberraschung, als ich den vor der Front stehenden Hauptmann plötzlich weinen hörte: „Was muß das für ein ganz gemeiner Schweinhund sein, der jetzt gähnen kann!“ Die Schmeichelei galt einem Mann in der Mitte der Compagnie, der ebenfalls gähnte, allein der neben mir stehende Flügelmann konnte sich nicht enthalten, zu lachen und mich anzustoßen, wobei er sich übrigens nichts Böses dachte, denn ich stand mit den Leuten auf sehr freundschaftlichem Fuß; ich lachte natürlich mit.

Als unser Regiment später nach Saarlouis versetzt wurde, genügten dem Hauptmann die Exercierplätze in den Festungswerken nicht und ebensowenig der Marktplatz, da er höchst ungern mit anderen Compagnieen gemeinschaftlich exercierte und es überhaupt nicht leiden konnte, wenn er Zuschauer hatte, eine Abneigung, die sicher aus einem gewissen Bewußtsein der Lächerlichkeit entsprang.

Eines schönen Morgens führte er uns daher vor die Stadt auf einen gepflügten Acker, den er sich zum Exercieren der Compagnie für sein Geld gepachtet hatte! In einigen Tagen war dieser Acker glatt exerciert wie eine Tenne, so daß die Kinder diesen herrlichen Platz zum Kreiselspiel und zum Spiel mit Klickern benutzten, zum großen Aerger des Hauptmanns, da die zu diesem Spiel gemachten Löcher den Parademarsch verdarben.

Die Genauigkeit, welche der Hauptmann beim Exercieren verlangte, ging wirklich sehr weit; allein die Folge davon war auch, daß es unserer Compagnie keine im Paradeexer-

cieren gleich that. Es war schwierig genug, den Zug zu seiner Zufriedenheit zu führen, denn man hatte auf gar zu Vielerlei zu sehen. Commandirte man Halt, oder eine Wendung nur um den zwanzigsten Theil einer Secunde zu früh oder zu spät, so mußte die „ganze Schweinebagage" wieder von vorn anfangen; ein Commandiren auf den falschen Fuß, würde den Hauptmann zur Verzweiflung gebracht haben. Mir war es denn allmälig gelungen, den Zug zu seiner Zufriedenheit zu führen, allein so ging es nicht Jedem, und am schlimmsten waren solche Officiere am Anfang daran, die von anderen, nicht so exacten Compagnieen zu der unserigen versetzt wurden. Er ließ sogar einen schon älteren Officier den Degen einstecken und eine Zeitlang zusehen, wie ich und der Feldwebel die Züge führten, indem er sagte: „Jede Compagnie hat so ihre besonderen Gewohnheiten, bitte sehen Sie sich unser Exercieren erst etwa vierzehn Tage mit an." Der Officier wußte indessen zu bewirken, daß er gleich wieder versetzt wurde.

Ich glaube wirklich nicht, daß es damals in der ganzen Armee eine Compagnie gab, welche besser exercierte, als die unserige. Es ging Alles wie am Schnürchen; allein Officiere und Soldaten wurden auf unerhörte Weise geschunden und Alles das, um die Eitelkeit und den Ehrgeiz des Hauptmanns zu befriedigen.

Unsere Kaserne war wie ein Putzkästchen; allein dafür getrauten sich die armen Kerle auch kaum auf einen Stuhl zu setzen. Die Dielen waren mit weißem Sand schneeweiß gescheuert, ja des Hauptmanns Narrheit ging so weit, daß er alte Eichenbohlen, die vielleicht schon mehrere Jahrhunderte lagen, weiß haben wollte. Der Platz um den Spucknapf war mit einer Lage feinem weißen Sand umgeben, der den Grund zu einem Gemälde bildete, welches mit rothem

und blauem Sand darin gezeichnet war. Nicht selten liefen solche Verzierungen rings um die ganze Stube. — Das Tischblatt des tannenen Eßtisches war schneeweiß, allein die Soldaten mußten es umkehren, wenn sie den Tisch irgend wie benutzen wollten. Kam ein Oelfleck, oder ein Thonfleck vom Anstrich des Lederzeuges auf die Dielen, dann war der Teufel los und der Corporalschaft wurde eine bestimmte Frist gesetzt, innerhalb welcher der Fleck verschwunden sein mußte, wo nicht — spazierte Einer nach dem Anderen in Arrest, bis der Flecken getilgt war.

Standen die Soldaten am Morgen auf, dann hatten sie große Mühe mit ihren Betten. Die Decken mußten aus den Ueberzügen herausgenommen und das Bett durch allerlei künstliche Manipulationen so gemacht werden, daß es eine scharfkantige Form erhielt, ungefähr wie ein Sarg.

Die Montirungsstücke und Waffen mußten natürlich in dem besten Stande gehalten werden und sämmtliche Gewehre wurden durch das häufige und übermäßige Putzen klapprig und mußten alle Augenblick zum Büchsenmacher. Das Klappern hatte man übrigens nicht ungern, da sich dadurch jedes Tempo der Handgriffe scharf markirte.

Zum Exercieren wurden alte, längst ausrangirte Hosen angezogen und der Hauptmann verlangte, daß selbst im leinenen Futter kein Riß sein solle. Zu diesem Ende kaufte er Futterleinwand — das heißt Sackleinwand — an, damit die Leute keine Entschuldigung hatten. Es wurde nun von den Soldaten selbst Flicken auf Flicken gereiht, so daß die armen, geplagten Leute meist wunde Beine bekamen. — Der Hauptmann kannte das Innere jeder Exercierhose wie die Landkarte von Deutschland und wahrscheinlich besser. Wöchentlich wenigstens einmal mußten die Leute, die umgekehrten Exercierhosen in der Hand, antreten. Es war ein

drolliger Anblick, sie so dastehen zu sehen, die Hosen alle mit ausgestreckten Armen in der Höhe der Nasen haltend, damit sie der Hauptmann oder einer der Officiere mit Ernst inspiciren könne. Ebenso wie jeden Fleck im Futter der Hosen, hatte der Hauptmann jede Schuhsohle der Compagnie im Kopf; ein Paar Nägel schienen für immer darin sitzen geblieben zu sein.

Auf körperliche Reinlichkeit sah er bei den Soldaten außerordentlich; allein er war dabei barbarisch und ungerecht. Schmutzige Nasenlöcher, Ohren oder Augenwinkel hatte er besonders auf dem Strich; aber das nicht allein, er verlangte auch glatte Hände und Hälse, ohne zu bedenken, daß bei der Feldarbeit der Teint schlecht conservirt wird und die Hände Knollen und Schwielen bekommen oder aufspringen. Solche arme Teufel, die ihre Hände oder Hälse trotz aller Mühe nicht zur Zufriedenheit des Tyrannen herstellen konnten, ließ er zu Zeiten unter die Pumpe schleppen und vermittelst eines Strohwisches mit Sand scheuern, bis sie bluteten!

Gerieth er in Wuth, was sehr häufig geschah, so setzte es Prügel und Ohrfeigen, oder er riß die Leute am Ohrläppchen. Riß solch Ohrläppchen ein, dann rief er ärgerlich: „Was die infamen Kerle für faules Fleisch haben!“ — Einmal kam es vor, daß er, als er durch die vorderen Glieder hindurch fuhr, um einen Mann im dritten Gliede zu prügeln, einem Anderen ein Bayonnet durch den Backen rannte.

Uns Allen war diese Schinderei ein Gräuel, ebenso dem Feldwebel, der ein sehr ordentlicher, tüchtiger Mann war, aber sehr häufig „verfluchter Schweinecorporal“ titulirt wurde. Als der Hauptmann einst wieder einem Mann eine Ohrfeige gegeben hatte, hetzte, wie ich glaube, der Feldwebel ein wenig und der Mann wollte klagen. Um dies zu verhindern, gab ihm der Hauptmann achtzig Thaler, zu Aller

Vergnügen, denn Jeder wußte es, obgleich die Geschichte geheim bleiben sollte.

War das Bataillon um fünf Uhr Morgens befohlen, dann bestellte unser Toll die Compagnie um vier Uhr und die Corporalschaftsführer ließen schon um drei Uhr oder noch früher antreten. Die natürliche Folge davon war, daß die Leute, von dringendem Bedürfniß getrieben, während des Exercierens austreten mußten, oder vor Erschöpfung in Ohnmacht fielen, wozu der Sitz der Czakos, die engen Kinnriemen, engen, steifen Kragen und angespannten Hosen nicht wenig beitrugen. Wem aber ein solches Unglück passirte, der kam ohne Gnade in Arrest.

Einst nach einem Bataillonsexercieren ließ der Hauptmann die Compagnie einen Kreis bilden und hielt ihr eine lange Strafrede. Ich bemerkte, daß ein Mann bald blaß und bald roth wurde und wollte eben fragen, was ihm fehle, als ich das Wasser unten zu den Hosen hinaus laufen sah. Der arme Kerl hatte lieber die Hosen genäßt, als sich dem Zorn des Hauptmanns ausgesetzt.

Bei all dem bildete sich dieser ein, die Leute hätten ihn lieb!! Sie haßten ihn aber grimmig und ich hörte nicht selten die halbunterdrückte Drohung, die ich nicht hören wollte, daß, ginge es ins Feld, die erste Kugel den Hauptmann treffen solle. — Mich wunderte es stets, daß nicht mehr Selbstmorde bei der Compagnie vorkamen, oder nicht irgend ein Verzweifelter dem Hauptmann das Bayonnet in den Leib stieß.

Ein Herr v. Z., welcher auf Avancement diente und den sein Unglücksstern zu unserer Compagnie geführt hatte, wurde durch den Hauptmann so maltraitirt, daß er nahe daran war, sich umzubringen und es vielleicht gethan haben würde, wenn ich und Andere ihm nicht freundlich zugeredet

hätten. — Nach jedem Exercieren hieß es: „Die maladretten Schweinhunde vor! — Z. — warum treten Sie nicht vor?“ —

Menschenkenntniß besaß der Hauptmann durchaus nicht, was sich hauptsächlich bei der Wahl der Unterofficiere zeigte. Diese waren meist die abgefeimtesten Augendiener und Schufte der ganzen Compagnie. Sie flogen wenn der Hauptmann nur winkte. Einst rief dieser oben im Kasernengange mit seiner klappenden Stimme: „Unterofficier Dumm, gehen Sie gleich in den Hof — so hören Sie doch, Sie wissen ja nicht, was Sie sollen!“ Letzteres mußte aus dem Fenster gerufen werden, denn Dumm war bereits in den Hof geflogen, oder gestürzt, denn gehen konnte man es nicht nennen.

Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, diesen Kamaschensatan zufrieden zu stellen und es gelang mir auch, obwohl ich häufig an die äußerste Grenze meiner Geduld getrieben wurde. Nur einmal verklagte ich ihn. Ich kam bei der Compagnie mit ihm zu gleicher Zeit an und folgte ihm, als er die Front derselben herunter ging. Da wir Officiere keine besonderen Abtheilungen hatten, so brauchten wir nicht früher zu erscheinen. Er hatte mich wohl bemerkt, allein er that, als sei das nicht der Fall und als er sich umwandte und ich ihn grüßte, rief er laut: „Lieutenant v. C., warum kommen Sie so spät? Was ist das für ein Beispiel für die Leute, wenn der Officier zu spät kommt!“ Erstlich war ich nicht zu spät gekommen und zweitens hatte er nicht das Recht, mir einen solchen Verweis vor den Leuten zu geben; ich nahm es daher übel und gab ihm keine Antwort. Während er von dem Feldwebel und einem Sergeanten die Bewegungen im Bataillonsexercieren commandiren ließ, um überzeugt zu sein, daß die Flügelleute wußten, was sie zu thun hatten, sah ich zu und hatte den Daumen der rechten Hand in die Uniform gesteckt, wozu ich vollkommen berechtigt war, da ich

nicht im Gliede stand. Diese Stellung verdroß den Hauptmann und er rief: „Lieutenant v. C., sein Sie aufmerksam und nehmen Sie die Hand aus der Uniform.“ — Ich hielt mich mit großer Mühe zurück, denn ich hatte die allergrößte Lust, ihn vor der ganzen Compagnie einen Narren zu nennen, beschloß aber lieber, ihn bei dem Major zu verklagen und um Versetzung zu einer anderen Compagnie zu bitten.

Nach dem Exercieren wollte der Hauptmann ein Gespräch mit mir beginnen, als sei nichts vorgefallen; ich gab ihm jedoch keine Antwort und führte meinen Entschluß aus. — Der Major ließ mich zu sich rufen; er war in der tödtlichsten Verlegenheit, denn dem Toll einen Officier zu nehmen, der schon drei Jahre bei der Compagnie stand und ohne seinen Willen, — das ging durchaus nicht. Er bat mich also, die Sache nicht so übel zu nehmen, der Hauptmann habe es nicht böse gemeint und ich wisse ja, daß er sehr hitzig sei. Ich möchte nicht auf Versetzung dringen, er bürge mir dafür, daß dergleichen nicht wieder geschehen solle; ich möge es wenigstens noch sechs bis acht Wochen versuchen, denn eine Versetzung gerade nach diesem Vorfalle, würde den Hauptmann zu sehr beleidigen.

Ich antwortete dem Major: er kenne mich ebenfalls und wisse, daß ich nicht nur ebenfalls sehr hitzig sei, sondern auch ausführe, was ich mir vornähme. Ich gäbe also hiermit mein Wort, daß ich, es möge daraus entstehen was da wolle, vor der Front öffentliche Genugthuung an dem Hauptmanne nehmen würde, wenn er sich noch einmal eine solche Ungezogenheit gegen mich erlaube, die ich nicht dulden könne, ohne mich in den Augen aller Kameraden herabzusetzen. — Seitdem nahm sich der Hauptmann zusammen; übrigens war er ein zu billig denkender Mann, um bei ruhiger Ueberlegung sein Unrecht nicht einzusehen, oder sich meiner Klage

wegen an mir zu rächen. Außer Dienst war er ein achtungswerther Mann, im Dienst aber Toll.

Oberst und Major fürchteten sich vor dem Hauptmann und es war höchst komisch mit anzusehen, wenn er mit einem von ihnen redete. Der Oberst, den der Hauptmann als Salonsoldaten verachtete, war in beständiger Verlegenheit und der kleine Major verschwand förmlich, was H—l Veranlassung zu einer hübschen Carricatur gab: „Wie Major von S. den Hauptmann Toll nas't." —

Mein neuer Major war ein kleiner Mann mit einer ziemlich großen Nase und einem sehr umfangreichen Czako; er reichte mit demselben meinem Hauptmann etwa bis unter das Kinn. Sein Geist war seinem Körper angemessen; allein er war ein herzensguter, rechtlicher und in jeder Beziehung ehrenwerther Mann, dem es indessen an einigen Lächerlichkeiten nicht fehlte.

Eins seiner Steckenpferde war die Richtung des Bataillons und bei jeder Gelegenheit commandirte er: „Points vor!" weshalb ihn viele Major Points nannten. Ein anderes Steckenpferd war die Sparsamkeit; nicht daß er für sich etwa geizig gewesen wäre, nein, er beschäftigte sich nur sehr gern mit den Finanzen seiner Officiere und hatte eine Tabelle für ihre Ausgaben aufgesetzt, nach der ein Secondelieutenant von seinem Gehalte noch Etwas ersparen konnte.

Er war gutmüthig und wohlwollend und würde dies gern im Umgang mit seinen Officieren mehr gezeigt haben, wenn er nicht stets gefürchtet hätte, seinem Ansehen etwas zu vergeben; kleine Leute sind in diesem Punkte meist ängstlicher als große. —

Wie er ängstlich darauf sah, daß man die ihm gebührenden Rücksichten beobachtete, so war er auch ebenso ängstlich darauf bedacht, Niemandem zu nahe zu treten, und dieses

doppelte Streben verwickelte ihn in Schwierigkeiten, in welchen er gewöhnlich stecken blieb.

Hatte er nämlich dem Officiercorps etwas zu sagen und begann seine Rede, so fürchtete er schon nach dem ersten Satze mißverstanden zu werden und hielt einen erläuternden Zwischensatz für nöthig; war derselbe beendigt, so kam ihm dasselbe Bedenken in Bezug auf den Zwischensatz und es ward eine fernere Parenthese beschlossen. So ging das eine Weile fort; natürlich hatte er die ersten Sätze vergessen und war genöthigt, seine Rede mit den Worten zu schließen: „Nun, meine Herren, Sie werden mich wohl verstanden haben.“

Ob das immer möglich, mag man aus folgender Rede beurtheilen, die er uns hielt: „Meine Herren, das heißt was ich zu sagen habe, bezieht sich wohl mehr auf die allerjüngsten, obwohl auch von diesen viele sind, die da gewiß alles Mögliche thun, um sich im Dienst zu vervollkommnen, obwohl ich bei verschiedenen Gelegenheiten, die da indessen zu den selteneren gehören und die da gewiß nur zu den Ausnahmen gerechnet werden dürfen, welche nur der jugendlichen Flüchtigkeit, die da übrigens bei jungen Officieren wohl einigermaßen zu entschuldigen ist, wenn es auch zu wünschen wäre, daß sie immer mehr verschwinden und dem dienstlichen Ernste Platz machen möchten, wie er bei reiflichem Nachdenken und dem guten Willen, den ich stets bei dem Officiercorps gefunden habe, zuzuschreiben sein möchte. Nun meine Herren, ich brauche nichts weiter hinzuzufügen, Sie werden mich verstanden haben und die betreffenden jüngeren Herren das in Zukunft abstellen.“ —

Der Major war ein Schlesier und hatte, wie ich das meist bei den Schlesiern gefunden habe, nicht allein eine große Vorliebe für seine Heimath, sondern auch große Anhänglichkeit an alle Landsleute, die er bei jeder Gelegenheit prote-

girte. — Die „Majaurin“ war ebenfalls eine Vollblutschlesierin und sagte: „Jeises“ (Jesus) und „Saule,“ weshalb sie von den Officieren die Saule genannt wurde. —

Sie war eine wirthschaftliche, gutmüthige Frau und als ein Beispiel von dieser Gutmüthigkeit erzählte man folgende Anecdote: Als sie einst in nicht eben elegantem Negligée in der Küche beschäftigt war und sich unter den Heerd gebückt hatte, um von dem dort befindlichen Holze hervorzulangen, rannte die Ordonnanz des Majors die Treppe hinauf, welche dicht neben der offenen Küchenthür vorüber führte. Als er eine weibliche Figur sah, welche ihr Hintertheil in die Luft und den Kopf unter den Heerd gesteckt hatte, hielt er dieselbe für seine Freundin, die Köchin, mit welcher er sich wohl einen handgreiflichen Scherz erlauben durfte. Man denke sich sein Entsetzen, als er plötzlich das zornige Gesicht der Majorin sah, die sich vor Ueberraschung derb an den Kopf gestoßen hatte. Der arme Kerl konnte zwar nicht wie jener französische Soldat in ähnlicher Lage sagen: „Si votre coeur est si dur comme votre cul, je suis perdu,“ allein sein bestürztes Gesicht nebst der gestammelten Entschuldigung, er habe gemeint, es sei die Marianne und bäte sehr, sie möge ihn nicht unglücklich machen, hatte dieselbe Wirkung. Die „Majaurin“ war glücklicherweise keine Prüde und fand einen solchen Scherz mit Marianne gar nicht so übel; auch dauerte sie der arme Mensch und sie sagte: „Na, es ist gut, ich will's meinem Manne nicht sagen, weil's — das erste Mal gewesen ist.“ —

Sechstes Capitel.

Politische Aufregung. — Polenfieber. — Besoffene Helden. — Das schwarz-roth-goldene Fieber. — Das Hambacher Fest. — Germain Metternich. — Meine politischen Ansichten. — Schuldennoth. — Schusters Rache. — Mein Stubengenoß. — Der Korb Champagner und seine Folgen. — Eine Orgie. — Bemerkungen über Tanzen. — Ein Maskenball uud seine Folgen. — Ein Pistolenduell.

In jener Zeit herrschte ziemlich große Aufregung in Mainz. Die Julirevolution hatte den ersten Anstoß gegeben; eine Menge junge Leute fanden einen Genuß darin, die französische Cocarde zu tragen und im Theater die Marseillaise zu singen, oder unmäßig zu applaudiren, wenn in der „Stumme von Portici" das Militär zurückgeschlagen oder im „Tell" Geßler erschossen wurde. Dieser Enthusiasmus fand für's Erste einen Ableiter in dem für die Polen. Alle Harfenmädchen sangen: „Polen ist noch nicht verloren," als es bereits verloren war und die emigrirten, unglücklichen Freiheitskämpfer wurden überall wie Sieger empfangen. Jung und Alt beeiferte sich um die Wette, ihnen Ehre anzuthun. Das war natürlich; was man selbst nicht hat, bewundert man am meisten an Andern, und der Heldenmuth der Polen fand daher bei allen deutschen Philistern den ungemessensten Beifall. Blumen- und Jungfernkränze wurden an die Freiheitshelden verschwenderisch ausgetheilt. Mancher Spitzbube zog polnische Uniform an und radebrechte das Deutsche, was ihm besser fort half als ein Ministerialpaß.

Auch wir Officiere ließen es nicht an Zeichen unserer Theilnahme und Bewunderung fehlen, und einige polnische Officiere fanden bei uns nicht allein freundliche Aufnahme, sondern auch ihre Wohnung; allein das hatte ein Ende, als von den höheren Vorgesetzten entdeckt oder ihnen eine Inspiration von Berlin gesandt wurde, daß die Polen doch eigentlich Hochverräther seien und uns zu verstehen gegeben wurde, daß Königlich Preußische Officiere sich mit solchen nicht einlassen dürften.

Es konnte jedoch nicht verhindert werden, daß sie auf Bällen und an öffentlichen Orten mit uns zusammentrafen; sie waren überall zu finden und meist betrunken. Die Mainzer Bürger machten es sich, wie es schien, zur Ehrensache, die polnischen Gäste nie nüchtern werden zu lassen. Man kann sich denken, welche Menge Rheinwein consumirt wurde, denn die Polen waren starken Ungarwein und Kartoffelschnaps gewohnt.

Ich liebe tapfere Männer außerordentlich; allein besoffene Helden verlieren bei mir sehr in der Achtung und besoffene Polen sind für mich ganz erschrecklich unliebenswürdig. Sie werden meist zärtlich, reden Alles mit „Bruder“ an und haben eine erstaunliche Neigung zum Küssen, was bei den beschlabberten Lippen durchaus nicht appetitlich ist.

Ein alter Major, den ich nie nüchtern sah, wurde ganz besonders verehrt und die Mädchen beeiferten sich um die Wette, ihm den Hof zu machen. Er dagegen suchte all sein Deutsch zusammen, die Artigkeiten zu erwiedern, wobei oft drolliges Zeug zum Vorschein kam.

Nach dem Polenenthusiasmus kam der schwarz-roth-goldene. Die Mainzer sangen häufiger als je im Theater die Marseillaise. Die deutsche Freiheit war noch in der Kindheit und nicht im Stande, mit Apoll ein Freiheitslied

zu zeugen. Conflicte zwischen Civilisten und Officieren waren häufig; einzelne Officiere wurden insultirt und die Spannung ward immer stärker. Wer ein Mann sein wollte, trug die deutschen Farben, und von Seiten der Militärbehörden wurde auf schwarz-roth-goldene Cocarden gefahndet. Damit die Soldaten sie kennen lernten und jeden so Geschmückten arretiren könnten, wurde in jedes Parole- und Wachtbuch eine Cocarde eingeheftet.

Auch auf einem Casinoballe kam es zu einem Conflict. Junge Mainzer Bürger, die mit preußischen Officieren an einem Tische saßen, sangen „liberale“ Lieder und brachten solche Gesundheiten aus. Die Officiere fanden es nicht für angemessen, Aufhebens davon zu machen, sondern stießen ruhig mit an, wenn Jemand sie mit dem Glase dazu aufforderte; allein als die Herren vom Civil sich darüber zu amüsiren und das wirklich vernünftige Benehmen der Officiere nicht zu würdigen schienen, stand Lieutenant von C. auf, brachte die Gesundheit des Königs von Preußen aus und reichte sein Glas einem der ärgsten Schreier zum Anstoßen. Dieser hatte nicht den Muth, die Gesundheit abzulehnen, wohl aber den, heimlich hinter dem Rücken des Officiers ein Schimpfwort auszusprechen, welches jedoch von einem österreichischen Officier gehört wurde. Diese Geschichte machte großes Aufsehen und hatte zur Folge, daß die Officiere eine Zeit lang aus dem Casino ausschieden. Der Frieden ward jedoch wenigstens äußerlich wieder hergestellt und der Beleidiger erhielt die Weisung, lieber einige Zeit auf Reisen zu gehen. —

Das abgeschmackte Arretiren der Leute mit deutschen Cocarden unterhielt die Aufregung, die man unterdrücken wollte. Die Arretirten wurden auf die Citadelle gebracht, wo ein Officier besonders dazu kommandirt wurde, sie in Empfang zu nehmen. Er hatte die Instruction, die Leute

auf die Polizei zu schicken, wenn dies ohne Gefahr geschehen könne. Da nun häufig ein Schwarm von Menschen den Arrestanten bis zur Citadelle folgte, so fand man es oft für angemessen, diese bis zum andern Morgen in die Wachtstube, oder wenn sie sich nicht ruhig verhielten, auch in einen Keller zu sperren, denn die Polizei entließ sie gewöhnlich gleich, ohne sie zu bestrafen, wie sie es nach unserer Meinung verdienten. Da die Arretirten häufig angetrunken waren und den Mund nicht halten wollten, sondern tobten und schimpften, so wurden sie von den Patrouillen oft unbarmherzig mit Kolbenstößen maltraitirt.

Eines Freitags erschien ich mit meinem kleinen Hündchen in der Anlage, welches gravitätisch eine schwarz-roth-goldene Cocarde an seinem Schwanzstummelchen hin und her schaukelte. Der Witz fand natürlich großen Beifall und besonders bei meinem Obersten, der mir aber rieth, auf mein Hündchen Acht zu geben, daß es nicht todt geschlagen würde. Ich versicherte aber, daß ich seine Schwanzspitze mit meinem Leben vertheidigen würde. Damals dachten weder der Oberst noch ich, daß wir beide, und selbst Preußens König, einst diese nun verspottete Cocarde tragen würden!

Als sich die Nachrichten von einer beabsichtigten liberalen Volksversammlung in Hambach verbreiteten, wußten die Behörden lange nicht, welche Haltung sie dabei annehmen und ob sie dieselbe mit bewaffneter Hand verhindern sollten. Man hielt es für klüger, dies nicht zu thun; allein das Militairgouvernement von Mainz war damit gar nicht einverstanden. Es hieß, daß an dem bestimmten Tage eine große Menge Mainzer auf vierspännigen Leiterwagen, mit Fahnen und Cocarden, nach Hambach ziehen würden.

Noch sehr spät am Abend erhielt die Garnison Befehl, vor Tag an bestimmte Plätze zu rücken. Meine Compagnie

blieb auf der Citadelle. Dort wurden die Kanonen geladen und auf das Neuthor gerichtet, durch welches die Hambachfahrer kommen mußten. Eine Compagnie stand mit geladenen Gewehren innerhalb dieses Thores, vor ihrer Front mein Major, den man vielleicht seines Rednertalents wegen ausgesucht hatte, nebst einer Anzahl anderer Officiere.

Als die Wagen an das Thor kamen, ritt der Major heran und forderte mit seiner gewöhnlichen Artigkeit und Klarheit der Rede die Hambachfahrer auf, die Fahnen und Cocarden innerhalb des Festungsrayons wegzuthun, da das zur-Schau-tragen derselben nicht gestattet werden könne.

Die Postillons waren die ersten, welche gehorchten und die Andern waren vernünftig genug zu folgen, denn man sah wohl, daß das Militair auf Krakehl ausging. Herr Germain Metternich, ein ehemaliger Hessen-Darmstädtischer Lieutenant, trat vor und sagte: „Herr Major, hinter Weissenau werden die Cocarden und Fahnen doch wieder aufgesteckt!" — „Das können Sie halten, wie Sie wollen," war die Antwort. — Den österreichischen Rittmeister von Coburg-Uhlanen, Herrn von Dobrowolski, verdroß indeß Metternichs Auftreten und er machte seinem Aerger in einigen Worten Luft, worauf Jener Etwas erwiderte, das den Rittmeister veranlaßte, seinem Trompeter einen Wink zu geben. Dieser sprengte vor und ritt Metternich um, ohne daß derselbe jedoch Schaden nahm.

Lärmend, aber ohne sonstige feindliche Demonstration, zog endlich der Zug weiter und ließ sich verleiten, die Fahnen und Cocarden wieder aufzustecken, ehe noch die Festungsgrenze überschritten war. Man schien dergleichen erwartet zu haben, denn hinter dem Weissenauer Kloster stand eine Abtheilung Uhlanen gleichsam im Hinterhalt. Sie stürzte nun hervor und wüthete gegen die Hambachfahrer, aber mit

den Lanzenenden. So wurde mir die Sache erzählt, denn ich war kein Augenzeuge, sondern auf meinem Posten in der Citadelle.

Es wurden nun eine Menge strenger Maaßregeln in der Festung ergriffen; die einpassirenden Fremden wurden genau examinirt und zu diesem Ende die Neuthor- und Raimundithorwachen mit Officieren besetzt. Auf die Cocarden wurde noch eifriger als früher gefahndet; eine Menge Leute wurden arretirt; die „Stumme von Portici" und „Wilhelm Tell" wurden verboten und die Soldaten empfingen scharfe Patronen.

Wenn ich mich auch durchaus nicht mit Politik beschäftigte und der specielle Grund der damaligen Aufregung mir wenig bekannt war, kurz das ganze Treiben der Liberalen mich nicht interessirte, so konnte mir doch bei einiger Geschichtskenntniß die allgemeine Tendenz der Zeitbestrebungen nicht fremd sein, ja ich sympathisirte damit wenigstens in so weit, daß ich dem Volke einen guten Erfolg wünschte. Es schien mir sehr begreiflich, daß dieses sich dagegen sträube, als eine Heerde betrachtet zu werden. Mir kam es jedoch nicht in den Sinn, mich zu diesem Volke zu rechnen und ich würde eine solche Zumuthung als eine große Beleidigung betrachtet haben. Unser Stand war nach meiner Meinung weit erhabener; wir hatten das Land gegen auswärtige Feinde im Falle eines Krieges zu schützen; wir repräsentirten den Staat und der Respect, den wir, die Armee, einflößten, erhielt diesem den Frieden, da er die feindlichen Gelüste auswärtiger Mächte in Zaum hielt. Die Sprache, deren sich die Liberalen gegen uns bedienten, schien mir daher sehr unverschämt und es ganz in der Ordnung, wenn sie dafür etwas gezüchtigt würden. Besonders hatten wir Zorn gegen die dreisten liberalen Schriftsteller und in Mainz

vorzüglich einen gewissen Hungari auf dem Strich, einen sehr talentvollen jungen Mann, der später katholischer Geistlicher in Rödelheim bei Frankfurt wurde. Wir konnten nicht begreifen, wie das Volk — ja selbst anständige Leute! — sich für Menschen wie Wirth und Siebenpfeiffer begeisterten, deren plebegische Namen schon ein spöttisches Lächeln auf unsere aristokratischen Lippen brachte. — Daß die Polizei diese Leute verfolgte, war ganz in der Ordnung; allein daß Officiere als Polizeispitze gegen die rebellische Heerde gebraucht wurden, schien mir eine Herabwürdigung des Standes, und uns zu zwingen, von unsern Waffen gegen Unbewaffnete Gebrauch zu machen, empörte mich; wir waren, so meinte ich, Krieger, allein nicht Häscher.

Es gab Viele unter uns, welche ähnlich dachten wie ich; allein der größere Theil der Officiere dachte gar nicht und sagte: „ich thue, was befohlen wird; dafür werde ich bezahlt."

Jetzt mag das Alles anders sein; Preußen ist nun ein constitutioneller Staat! Manche deutsche Truppen haben gezeigt, daß sie, die dem Volke entnommen sind, selbst unter der Uniform dieses Bewußtsein bewahrten; Gott gebe, daß es immer lebendiger werden möge; dann wird die Stellung der Regierten wie der Regierenden eine würdigere werden. —

Meine Finanznoth fing allmälig an schauderhaft zu werden. Große Schulden machte ich nicht, weil mir Niemand viel borgte; einige hundert Gulden würden die ganze Geschichte bezahlt haben, allein ich war sie an mehr als zwanzig Leute schuldig! Dadurch erntete ich den Ruf eines Schuldenmachers, ohne irgend welchen Nutzen davon zu haben. Du lieber Himmel, wie gern hätte ich bezahlt, wenn ich nur gekonnt hätte, denn mir ging die allererste Eigenschaft eines Schuldenmachers ab, Gleichgültigkeit gegen die

Mahnungen der Gläubiger. Ich sah ein, daß die Leute Recht hatten; es quälte mich, nicht bezahlen zu können, ich schämte mich; allein hatte nicht die Kraft, den Entschluß zu fassen, auf alle meine Vergnügungen zu verzichten, was nothwendig geschehen mußte, wenn ich meines Majors Finanz-Reformpläne befolgen wollte. Was haben mich die entsetzlichen Schuster gequält. Ich will lieber zwanzig Schneidern schuldig sein, als einem Jünger Crispins! Der Schneider bleibt wenigstens höflich, oder wird höchstens sticheln; mitunter wird er auch sentimental und man kann allenfalls mit ihm weinen, aber sich selten erzürnen; der Schuster jedoch klebt wie Pech an der Schwelle und prügelt Euch mit den Augen oder mit Worten, die hart und plump, wie Hammerschläge auf die Sohle, auf die minder zähe Seele des pumpenden Lieutenants fallen. Ein Schuster machte eine Ausnahme; allein er war auch ein „Schuh- und Stiefelfabrikant!" Er mahnte nicht, er verweigerte nicht Credit und war so artig, seine Rechnung stets durch ein schönes Mädchen zu schicken, die nichts von Pech an sich hatte als pechschwarze Augen; allein — er machte absichtlich alle Stiefel auf dem Spann so eng, daß ich beinahe verrückt wurde und nicht selten daran war, vor Schmerz in Ohnmacht zu fallen. Da half kein Drohen, kein Bitten — ließ ich nicht mehr bei ihm arbeiten, dann war es grade recht — er blieb unbeweglich wie das Schicksal. Oh Herr Stauder, Sie haben mir weher gethan, als irgend ein Mensch in Mainz. Mögen Sie nach dem Tode verdammt werden, Ihre eignen Stiefeln zu tragen!

Und meine Wäscherin! — Settchen, ein hübsches Mädchen, verklagte mich beim Major und dieser rieth ihr, sie solle mich nur mahnen. „Wer kann denn den mahnen, Herr Major," antwortete sie; „will ich Geld, dann schließt

er mir den Mund, faßt mich um die Taille — und — „„und was?““ — dann kann ich vor Lachen nichts sagen.“

Wollte ich in meine Kaserne oder zur Parade gehen, dann mußte ich stets eine halbe Stunde früher aufbrechen, weil ich so viele Straßen zu meiden hatte und daher entsetzliche Umwege machen mußte. Alles irgend Entbehrliche wanderte zum Juden und Mantel und Schärpe standen beständig Gevatter, so daß ich mir nicht selten letztere zum Dienst von einem kranken Kameraden borgen mußte.

Es war ein Glück, daß ich wenigstens ein gesichertes Mittagsessen hatte, denn sonst hätte ich leicht verhungern können. Von Nachtessen war niemals die Rede und wie oft mußte ich nüchtern zum Exercieren gehen! — Wein konnte man in unserm Casino auf Credit haben, allein die Schuld wurde vom Gehalte abgezogen und nach einem sehr durstigen Monat brachte mir der Feldwebel als Rest — 1 Sgr. 3 Pf. und noch dazu in preußischem Gelde!

Ich war schon nach einigen Wochen einrangirt worden und hatte bereits mehrere Hinterleute beim Regiment, so daß ich nicht mehr in einer Dienstwohnung zu wohnen brauchte, sondern Service erhielt. Da ich mit dem Zahlen der Miethe nicht sehr pünktlich war, so zog ich sehr häufig. Das Ziehen kostete wenigstens kein Geld, denn mein Bursche trug mit zwei Spaziergängen mein Hab und Gut in das Haus, dessen Eigenthümer ich durch meine Gegenwart beglücken wollte.

Als ich einst auf der Suche nach einer Wohnung war, fand ich eine noch ganz jungfräuliche; nie hatte noch ein Miether und am allerwenigsten ein Lieutenant in ihr gewohnt; der Wirth war noch arglos und unschuldig, wie ein neugebornes Kind und träumte von regelmäßiger Zahlung. Dieser unschuldige Mann war ein Seiler, welcher die obere Etage seines kleinen, netten Hauses auf das Eleganteste

möblirt und eingerichtet hatte; sie bestand aus zwei zweifenstrigen und einem einfenstrigen Zimmer nach vorn und zwei kleineren nach dem Hof nebst Küche und Bedientenzimmer.

Der Leichtsinnige war willig, die drei vorderen Zimmer nebst Bedientenstube und Küche für 12 Thaler monatlich zu vermiethen und ich fand einen Kameraden, der sie mit mir bezog. Es war das die stolzeste Lieutenantswohnung, die in Mainz zu finden war, und der Wirth, der sie einrichtete, der größte Narr. Das mittlere Zimmer war das eleganteste. Die Lamperieen, Thüren und Fensterläden waren hellgelb lackirt; die Vorhänge kosteten allein zehn Gulden aufzustecken; der Fußboden war mit einem schönen Teppich bedeckt und vor dem Sopha lag darüber ein anderer. Die Möbeln waren von gelbem Damast und Mahagoni; das Sopha trugen zwei große goldene Schwäne und das marmorne Spiegeltischchen zwei kleinere; darüber hing ein schöner Spiegel in reichem, vergoldetem Rahmen; die andern Möbeln correspondirten damit. An den Wänden hingen kostbare Kupferstiche — meist avant la lettre Abdrücke!! — Die andern Zimmer waren ebenso geschmackvoll, wenn auch nicht ganz so reich; die Betten von den feinsten Daunen und die Ueberzüge von Seide. Ja die Vorsorge des Wirthes ging so weit, daß er die Fensterbretter mit Blumen und seltenen Pflanzen geschmückt und sogar für kostbare Thee- und Kaffeeservice nebst Champagner- und andere Weingläser gesorgt hatte. Im Schlafzimmer hingen Scenen aus Attala, nebst schönen Kupferstichen, Petrarka's Sonetten angepaßt. Das Eingangszimmer schmückte eine Gallerie schöner Frauenportraits und eine schöne Gipsstatue — die Diana!

Mein Stubenkamerad war ein schöner, blonder junger Mann mit kleinem Schnurrbärtchen und hellblauen Augen,

deren Ränder leicht geröthet waren. Sein Gesicht war hübsch und seine Figur ebenfalls; allein die „Liebe“ hatte ihn bleich und mager gemacht wie das Gespenst eines Windhundes und seine schlanke Gestalt vorzeitig gebeugt. — Er war die Gutmüthigkeit selbst und stets guter Laune, selbst wenn er kein Geld hatte. Ich konnte mich förmlich darüber ärgern, wenn er mit aller Gemüthsruhe Butterbrod und Käse soupirte! Ich aß lieber nichts, als daß ich die schöne Wohnung durch so gemeine Kost profanirt hätte.

Gelernt hatte er eben nicht viel; allein er hatte Verstand genug das einzusehen und immer zuerst über seine Unwissenheit zu lachen. Trotzdem hatte er die Manie, stets fremde Worte zu gebrauchen, was oft zu drolligen Verwechselungen Anlaß gab.

Auf einem Casinoball sagte er nach einem Tanz zu seiner Dame: „Mein Fräulein, wollen wir uns nicht etwas compromittiren?“ Die Dame sah ihn ganz erstaunt an und antwortete lachend: „Ich glaube Herr v. F. — Sie haben es schon gethan.“ — „O, etwas, etwas“, antwortete er in aller Unschuld. Er hatte sagen wollen refraichiren und darin allerdings schon Einiges geleistet.

Er spielte gern den Angenehmen bei den Damen und es lag ihm sehr daran, sie während der Tänze nicht allein zu unterhalten, sondern sich auch einigermaßen witzig zu zeigen. Es gehört großes Talent dazu, angenehmen Ballunsinn zu schwatzen und F. war sich seines Mangels daran vollkommen bewußt, sann also darauf, denselben zu verbergen.

Als ich eines Tages mich an den Sekretair setzte, um einen Brief zu schreiben, fand ich ein Zettelchen, welches überschrieben war: „Dritter Walzer, Fräulein v. X.“ — Nun folgte ein Gespräch zwischen dem Herrn und der Tän-

zerin. Die Schrift war F's. und lachend fragte ich ihn, was denn dieser Zettel bedeute? — Er wurde ein wenig roth, weil ich ihn so ertappt hatte und gestand mir ein, daß er sich stets auf jeden Ball vorbereite. „Man weiß schon ungefähr, was die Dame sagen wird, und um keine dumme Antworten zu geben, überlege ich mir diese zu Hause und schreibe die Gespräche auf Zettelchen, die ich mir vor jedem Tanze durchlese.“ Zur Erklärung muß ich hier bemerken, daß man sich in Mainz meistens schon im Voraus für den nächsten Ball engagirte, ja oft für den ganzen Winter und daher schon immer wußte, mit welcher Dame man tanzen würde. —

Mein Major hatte an meine Tante v. A. geschrieben und meine Bitte um Geld zur Bezahlung meiner Schulden unterstützt; allein sie war der Meinung, daß es mich nur zu fernerem Schuldenmachen veranlassen hieße, wenn sie schon jetzt einschritte; aber ihre Gutmüthigkeit konnte es doch nicht dulden, daß ich so ganz leer ausgehen sollte und ihre Freundin schickte mir eine kleine Summe, als ob sie von ihr selbst käme. Ich überlegte, wie ich dies Geld anwenden solle. Bezahlte ich davon einen oder zwei meiner Gläubiger, so hieß das offenbar, mir das ganze Rudel derselben auf den Hals hetzen. Kaufte ich von dem Gelde — so schloß ich in meiner Weisheit — einen Korb Champagner und das wurde bekannt, wie ich nicht zweifelte, so stieg dadurch mein Credit, und Beruhigung senkte sich in die Herzen sämmtlicher Manichäer. Ich ging also zu Herrn Krätzer, und da ich bezahlen wollte, so fragte ich mit aller Sicherheit nach seiner Champagnerkarte. Er sagte mir jedoch sehr artig, daß er nur mit Rheinweinen handle und wies mich an seinen Freund, Herrn Joh. Adam, mit dessen hübscher Tochter ich häufig auf den Casinobällen getanzt hatte. Ich weiß

nicht, was ihn in meinem Aeußern bewog, mir Credit zu geben; genug, er schickte mir auf mein Verlangen fünf Flaschen zur Probe und nach getroffener Auswahl einen Korb, natürlich zollfrei eingeführt.

Ich fand im Theater einen Bekannten, einen Fähnrich St. Es war dies ein Frankfurter Kind, großer Russenfreund und Bewunderer von Diebitsch-Sabalkanski, weshalb ich ihn zu seinem Mißvergnügen St... „Frankfurtski“ getauft hatte. Er hatte einen Herrn von H. aus Frankfurt bei sich, der Attaché bei einer Gesandtschaft sein wollte, allein — wie ich lange nachher erfuhr — ein „Frankfurter Kaufmanns-schlippche“ war, welches in Mainz „Baronche“ spielte. Um dem Gast Ehre zu erweisen, lud ich sie Beide nach dem Theater zu mir ein. Ein Gastwirth war leichsinnig genug, mir auf ein Billet ein Abendessen zu schicken, und Champagner hatte ich ja im Hause.

Mein Stubenkamerad fand, daß einer Gesellschaft von vier jungen, ziemlich illuminirten jungen Männern das Salz fehle, er verschwand um „eine Freundin“ zu holen und kam bald mit einer hübschen Blondine zurück.

Der Champagner stieg der Dirne in den Kopf und sie zeigte sich zu meinem Erstaunen bald in aller Wildheit einer Bachantin. „Wenn ich einmal betrunken sein soll, so will ich es auch ordentlich sein,“ rief sie und trank alle fünf Gläser hinter einander aus. Da ich sie bei so gutem Appetit sah, so öffnete ich eine frische Flasche und gab sie ihr in die Hand; sie trank aus der Flasche selbst, so lange ihr Athem es erlaubte. Sie war jedoch eine Dirne von „vielen Graden, die manchen guten Schluck gethan“ und anstatt unter den Tisch zu fallen, ward sie nur noch ausgelassener; es schien, daß die sieben Teufel, welche die büßende Magdalene einst

bewohnt, nun von dieser nicht büßenden Besitz genommen hatten.

Der Lärm, den wir machten, brachte die ganze Straße in Alarm, denn es war bereits spät und überdies hatten wir, da es uns sehr warm war, alle Fenster geöffnet, ohne daran zu denken, daß die Gegenüberwohnenden neugierige Augen hatten und die wehenden Vorhänge nur dünn waren. — —

Lassen wir über den Rest einen dichtern Vorhang fallen als der war, welcher uns von den Nachbarn schied. Diese wurden Augen- und Ohrenzeugen der ganzen Orgie und am andern Tage beschwerte sich die nebenan wohnende Geliebte eines alten Premierlieutenants bei diesem. Er lief voller Entrüstung zum Obersten, während Frau von Gerücht die Kunde durch Mainz trug.

Weh! weh! die Stadt durch (Scham des Unheils röthet mich!)
Welch ein Geplauder von mir!

Von dem eigentlichen Sünder, meinem Stubenkameraden redete kein Mensch; ich war's gewesen, ich hatte „einen Ball in Naturcostüm" gegeben und man erzählte von höchst wunderbaren Cotillonfiguren, die ich erfunden haben sollte; die Ohren des neugeborenen Kindes waren eben zu Hasenohren gewachsen!

Mein Oberst ließ mich rufen und beschenkte mich mit einer langen Nase. Ich stellte mich auf die Hinterfüße, da er auf meine Unschuld keine Rücksicht nehmen wollte, und meinte, es gehe Niemand Etwas an, was ich in meinem Zimmer mache und es sei höchst indiscret von den Nachbarn, mir in die Fenster zu gucken. „Ich kann Ihnen nicht verbieten mit Mädchen zusammen zu kommen," sagte er, „allein wenn Sie öffentlichen Scandal machen, so muß ich Sie un-

fehlbar Sr. Majestät dem Könige melden.“ Dabei blieb es denn mit dem Obersten.

Als ich in die neue Anlage kam, sagte die Fürstin: „Ich habe wieder schöne Geschichten von Ihnen gehört!“ — „„Welche, Durchlaucht?““ — Fräulein von W. lachte. — „Weißt Du es denn auch Jenny?“ — Jenny sagte ihr Etwas ins Ohr. — „Von wem weißt Du es denn?“ — „„Von der Gräfin L—n““, war die Antwort. Himmel! dann wußten es deren schöne Enkelinnen auch, denen ich die Cour machte. Ich verwünschte F. und seine „Freundin“; da man aber lachte, so beschloß ich, mich nicht zu sehr zu grämen.

Es ist kurios, daß die Mädchen Taugenichtsen nicht böse sein können! Ich fürchtete, von allen jungen Damen mit Abscheu betrachtet zu werden, allein bewahre! sahen sie mich, so steckten sie zwar kichernd die Köpfe zusammen, waren aber freundlicher als je. Sorgsame Mamas, die ihre Töchter zuerst auf die Bälle brachten, stellten sie unter meine Protection, hauptsächlich damit sie ordentlich tanzen lernten. Ich hielt die schlanken, jungen Dinger im Arm wie in einem Schraubstock und duldete weder Tactlosigkeit noch Durchgehen. Eine dieser jungen Damen gestand es mir ganz naiv, daß der Abdruck meiner Finger noch am andern Tage auf ihrem Körper zu sehen gewesen sei.

Walzer und Galopaden sind sehr schöne Tänze, wenn sie gut getanzt werden; allein was kann es schauderhafteres geben, als einen walzenden Engländer, oder einen galopirenden Franzosen? Der Engländer macht ein Gesicht und Bewegungen, als arbeite er in der Tretmühle und der Franzose versteht das Galopiren meist buchstäblich und rast und stampft oft wie ein wilder Esel. Ausnahmen sind wirklich nicht zu häufig, wie überhaupt gute Walzertänzer selbst in Deutschland selten sind. Die meisten denken, sie haben alles

Mögliche gethan, wenn sie nur mit dem Beinen in Tact arbeiten; diese Bewegung absorbirt all ihre Gedanken und es bleibt keiner für die Haltung des Körpers übrig. Wie oft möchte ich Walzenden ähnlich zurufen wie jener gescheute Stallmeister: „Nun steigen's gleich mal ab, damit Sie selbst sehen, wie vertrakt Sie auf dem Pferde sitzen!“ —

Dieser streckt den Hintern in die Welt hinaus, als sei er im Begriff sich zu setzen; Jener vergißt stets den Kopf mitzunehmen, wenn er sich dreht und holt ihn dann mit einem Ruck nach, ein Dritter ragt mit seinem Gesicht über die Schulter der Tänzerin hinaus und von dem eines Vierten sieht diese während des ganzen Tanzes nur die untere Seite des Kinnes. Einer hält die Dame nur mit den Fingerspitzen fest und man fürchtet jeden Augenblick sie möge losglitschen und bis in die äußerste Ecke wirbeln; ein Anderer faßt mit der Rechten beinahe bis auf die Gürtelschnalle oder Schleife, drückt den linken Pariser Busen an seiner wattirten Brust platt und stößt sich an den spitzen Knieen blaue Flecke. Und gar die Arme! Dieser streckt den linken Arm so weit aus als möglich und bewegt ihn wie ein Pumpenschwengel; Jener drückt die Hand der Dame an sein Herz, oder an seine Hüfte; S., der übrigens sehr gut tanzte, vor die Mitte des Körpers! Die Beobachtung des Gesichtsausdruckes erregt nicht weniger Interesse. Im Allgemeinen kann man übrigens annehmen, daß es meistens nur Herren sind, welche solche lächerliche Figuren beim Walzen machen, obwohl es auch hin und wieder Damen giebt, die selbst den besten Tänzer zur Verzweiflung bringen.

Fräulein von W. mißbrauchte ihre Herrschaft über mich oft dazu, mir Tänzerinnen aufzuzwingen, welche sonst keinen Tänzer bekamen. Einst mußte ich mit einer taubstummen Gräfin tanzen, deren Bruder, die Hand am Degen

stets hinter mir stand. Sie war übrigens bildschön, tanzte sehr gut, trotzdem sie keinen Ton hörte und sah so rührend glücklich aus. Ein ander Mal preßte mich Fräulein v. W. für die Frau eines Feldpredigers, welche General von Schütz zum Ball eingeladen hatte. Sie war eine junge, wunderhübsche Frau; allein sie trug ihr weißatlasnes enges Brautkleid, dessen Taille beinahe unter den Armen saß, ferner einen dicken Kranz von weißen Rosen im Haar und tanzte, mit dem glücklichsten Gesichtchen, vorsündfluthlichen Unsinn. Ich kreis'te mit ihr beständig unter dem Kronenleuchter, wie eine Motte um das Licht und Fräulein von W. lachte, daß man ihre weißen Zähnchen sah. Ich hatte aber meine Revanche, als sie mit dem Baron von Dräs, dem Erfinder der Dräsine gemartert wurde, welcher tanzte, als säße er auf seiner Maschine.

Der Carneval von 1831—1832 war besonders brillant; ein Ball jagte den andern und ich war manchen Abend an zwei Orten zugleich eingeladen, was in einer so kleinen Stadt und in demselben Gesellschaftskreise schon etwas sagen will. Zu einem Maskenball, den die Fürstin geben wollte, wurden große Vorbereitungen gemacht. Man sprach von einer chinesischen Quadrille, von einer griechischen, von einer böhmischen Bauern-Quadrille u. s. w. von welchen mich sämmtlich meine Armuth ausschloß. Das kränkte mich um so mehr, als die schönsten Mädchen daran Theil nahmen.

Die Fürstin wollte mich bereden, auf dem Ball als Dame zu erscheinen, sie wollte mir alles Nöthige dazu geben; allein ich ließ mich nicht darauf ein und beschloß trotz Allem in einer hübschen Maske zu kommen und den Mangel an Reichthum durch Geschmack und das zu ersetzen, womit mich die Natur beschenkt hatte.

Ich wählte den Charakter des Don Juan und wußte mir mit geringen Kosten alles zu dem Costüm Gehörige zu verschaffen. Ich hatte nur drei Farben an mir; weiß, blau und Gold. Der Theaterschneider, der ein Enthusiast für seine Kunst war, lieferte ein Meisterstück. Das Wams, welches nebst den Spangen der Aermel und spanischen Beinkleider mit mehren hundert Ellen feiner Goldlitzen in geschmackvollen Arabesken besetzt war, saß wie angegossen und darüber fiel der blaue, goldbesetzte Mantel. Der Hut, den eine große weiße und eine blaue Straußenfeder schmückte, war weiß und blau ausgeschlagen; der Gürtel blau und Gold und die Schuh weiß und Gold. Weiß seidene Tricots verbargen keine Ader des Beines. Damit man mich nicht zu früh erkennen sollte, setzte ich eine dunkelblonde Perrücke auf.

Der Theaterschneider zog mich selbst an. Als er fertig war „fiel er nieder und betete an" vor lauter Kunstentzücken. H—l, der als Leporello erschien und sich viel auf seine krummen Beine einbildete, wurde von ihm mit gründlicher Verachtung behandelt. Ich bin nicht ganz sicher, ob der Schneider nicht vor Kunstrührung weinte.

Als es Zeit zum Balle war, hingen wir unsere Mäntel um und bestiegen unsere — Burschen. Ja, ein Lieutenant ist nicht reich genug, für jeden Ball einen Wagen zu miethen. Fiacre gab es noch nicht und im Ballstaat durch Schmutz und Schnee zu waten ist unmöglich. Man ließ sich also hin und wieder von seinem Burschen zum Balle tragen, was ich übrigens doch nur ein paar Mal bei Maskenbällen gethan habe, wo ein närrischer Aufzug auf der Straße nicht auffiel.

Die Säle waren bei unserer Ankunft bereits gefüllt und die Pracht war groß. Die reichen Mainzerinnen — oder vielmehr ihre Väter — hatten sich auf das Aeußerste

angestrengt. Die chinesische Quadrille prangte in den kostbarsten, echt chinesischen Seidenzeugen; ein Herr erschien als König Montezuma und war ganz mit Gold und Steinen bedeckt, allein die Natur hatte ihn für solch enganschließendes Costüm nicht günstig genug begabt. Mein Oberst erschien, glaub' ich, als Sultan und mein früherer Major A. als Blondel, weiß wie ich und über und über mit Unterofficiertressen besetzt, die der „gute Odé“ geliefert hatte und die man ebenso gut wieder für Unterofficierkragen gebrauchen konnte.

Ich hatte die Genugthuung, daß trotz all der Pracht meine Erscheinung Sensation erregte. Wegen der spanischen Tracht, in der ich viel größer erschien als gewöhnlich, und der gut gemachten Perrücke erkannte mich Niemand, ja wegen des prächtigen, schimmerden Anzuges rieth Niemand auf mich, da man wohl wußte, daß ich ziemlich ausgepumpt war und hatte. Man hielt mich für den Herzog von Nassau, der erwartet wurde. Die Fürstin stand auf und machte mir ein ceremoniöses Compliment, welches mich nicht wenig amüsirte. Sie als Wirthin war nicht maskirt, aber geschmückt wie ein indisches Götterbild mit Juwelen im Haar und dem großen Bande des Catharinenordens über der Brust.

Meine Eitelkeit feierte den vollständigsten Triumph, der ihr noch jemals zu Theil geworden war. Major A. bedauerte sehr, nicht mehr jung zu sein; allein er hatte auch seine Zeit gehabt und war nicht neidisch; nachdem ich mich demaskirt hatte, kam er zu mir und sagte, ich sei die schönste Maske auf dem Ball. Der Oberst schüttelte mit dem Kopf und runzelte seine Sultansstirn; er betrachtete es als eine Art Beleidigung, in solcher Maske zu erscheinen, wenn man fortwährend wegen Schulden verklagt wurde; allein seine Frau nahm mich unter ihren Schutz.

Meine Laune war natürlich so gut als nur möglich, und da meine Rolle mir Keckheit zur Pflicht machte und der Champagner auch das seinige that, so hatte ich viel Erfolg bei den Damen. Mein Hauptaugenmerk richtete ich auf eine wunderschöne Wittwe, die nicht maskirt, allein in einem köstlichen phantastischen Anzuge auf dem Balle war, wodurch ihre wirklich blendende Schönheit noch mehr hervorgehoben wurde. Viele hatten ihr den Hof gemacht, allein sie galt für kalt wie Eis und ein Verehrer nach dem andern hatte zum Rückzug geblasen. An jenem Abend fand ich zum Erstenmal die Courage mich ihr zu nähern und war erstaunt darüber, wie witzig und unverschämt ich zu sein im Stande war. Das Eis der Schönen thaute auf, und als eine alte Hofdame an uns vorüber kam, drohte sie ihr lächelnd mit dem Finger und sagte: „Ei, ei, Frau v. *** nehmen Sie sich vor dem Don Juan in Acht!“ —

Das Endresultat war, daß sie mich für den ersten Faschingsabend zu sich zum Thee einlud; allein ich mußte versprechen, in der Maske als Don Juan zu kommen, doch einen Domino darüber. Der Abend war nicht mehr fern, allein ich erwartete ihn mit großer Ungeduld und hütete mich wohl, irgend Jemand etwas von meinem Rendezvous zu sagen, um so mehr, da ich eine Mystification fürchtete.

Welche köstliche, tolle Nacht! Sie war nur so kurz, denn ich mußte bald fort, aber nicht ehe mir ein anderer Abend versprochen worden war für den letzten Faschingstag. — Als ich in dieser Nacht meine schöne Wittwe verließ, war ich noch viel zu aufgeregt, um an Schlaf zu denken und beschloß daher, auf den Maskenball ins Theater zu gehen. Die bestaubten und zerzausten Schönen verlockten mich wenig und ich setzte mich in eine Loge, in der Erinnerung an die letztvergangenen Stunden schwelgend.

Ich ward in meinen Träumereien durch einen Bekannten unterbrochen, der sich neben mich setzte. Es war dies ein junger Mainzer, E., der früher in preußischen Diensten auf Avancement gedient, aber seinen Abschied genommen hatte, weil er sich an die Subordination nicht gewöhnen konnte. Er war ein ganz angenehmer junger Mann, der häufig mit uns Officieren zusammen war und dessen hübsche Schwester auf den Casinobällen ausgezeichnet wurde.

An jenem Abende war er durch Wein etwas animirt und in ziemlich renommistischer Laune. Als er unten im Saal einen Officier in Uniform und mit der Schärpe bemerkte, fragte er, was derselbe dort zu thun habe? Ich sagte ihm, es sei der Officier, welcher die Aufsicht habe. „Ich würde mich doch von einem solchen Lieutenant nicht arretiren lassen!“ rief Herr E. Ich antwortete ganz ruhig, allein er entgegnete mir Allerlei, was ich nicht schicklicher Weise mit anhören konnte und erklärte mir unter Anderm, wie er mit dem Lieutenant umgehen wolle, wenn es diesem einfallen sollte, ihn zu arretiren.

Da ich sah, daß er ein Wenig zu viel getrunken hatte, so legte ich keinen besondern Werth auf seine Aeußerungen, stand aber auf, um zu gehen und sagte: „Ich kenne Sie ja, E.!“ — Er stand ebenfalls auf und rief: „„Nun, wie kennen Sie mich denn?““ — „Ich kenne Sie per Renommé,“ antwortete ich. „„Und ich,““ rief er, „„kenne Sie als, — als — einen Jungen.““ — „Sie werden von mir hören,“ erwiederte ich und verließ die Loge.

Im Saal traf ich einige Officiere, denen ich den Vorfall erzählte, und sie waren der Ansicht, daß ich Herrn E. fordern müsse. Das war allerdings mein Wille, obwohl ich mich nicht eben besonders beleidigt fühlte. Erstlich hatte er Recht, und ich war ein neunzehnjähriger Junge und kein

Mädchen, und außerdem war er im Rausch; allein es galt die „Standesehre" und ich mußte handeln, „wie es einem Officier zukam."

Hätte der Streit mit einem Officier stattgefunden, so würde ich ihn ohne Weiteres „auf krumme Säbel" gefordert haben; da die Sache aber einen Civilisten betraf, und erst kürzlich verschärfte Gesetze in Bezug auf Duelle gegeben waren, so beschloß ich, den vorgeschriebenen Weg einzuschlagen. Ich machte eine Eingabe an den ältesten Hauptmann, in der ich den Vorfall wortgetreu erzählte und bat mir zu sagen, wie ich mich zu verhalten habe.

Ueber die Antwort konnte ich in gar keinem Zweifel sein, allein durch meine Anfrage sicherte ich mir die Gesammthülfe des Officierscorps, was bei ungünstigem Ausgange des Duells für Duellanten wie Secundanten sehr wichtig war. Da aber über dies Alles zwei Tage hingingen und das Benehmen einiger meiner Kameraden mir eine Art Zweifel an meinem Muth auszudrücken schien, so bat ich S., mir als Secundant zu dienen und E. nicht wie S. wollte, auf krumme Säbel, sondern auf Pistolen zu fordern und zwar auf vier Kugeln.

S. theilte meinen Auftrag dem ältesten Hauptmann mit, und nach der Parade kam der Hauptmann von der Esch zu mir — der „Knubbel" war nicht da — und sagte: „Nun, Sie werden wohl wissen, was Sie zu thun haben." Das heißt, die Hauptleute waren mit meinem Benehmen einverstanden. Esch hatte unter Napoleon gedient, den Krieg in Spanien und in Rußland mitgemacht; was für ein Landsmann er war weiß ich nicht, allein er mußte in verschiedenen Ländern Stückchen seiner Grammatik hängen gelassen haben. Als er mich verließ, sagte er: „Schießen Sie mir der Kerl, daß er sich auf der A— setzt." Ich versprach natürlich,

seinem Rathe so gut als möglich zu folgen, um mich nicht selbst auf den A— zu setzen.

Herr E. nahm die Forderung an und wählte seinen Freund Germain Metternich zum Secundanten. Dieser verhandelte mit S. und das Duell wurde für den andern Nachmittag im Mombacher Walde festgesetzt. Metternich war darmstädtischer Officier gewesen und bestand auf einige, wie er sagte, in jenem Officiercorps gebräuchliche Bedingungen, die mir zwar nicht recht waren, die ich aber nicht gut ablehnen konnte, da ich ohnedies den Vortheil des ersten Schusses hatte. Die Bedingungen waren folgende: Fünfzehn gewöhnliche Schritte Entfernung, gezogene Scheibenpistolen mit Stecher; ich hatte den ersten Schuß; einer der Secundanten sollte langsam eins, zwei, drei zählen; während eins und zwei sollte gezielt, auf drei das Auge seitwärts gewandt und gefeuert werden; jede Verwundung sollte dem Duell ein Ende machen; jeder der Duellanten sollte zwei Schuß haben.

Einer meiner Freunde, Lieutenant Avenarius vom 35. Regiment, erbot sich, dem Duell als „unparteiischer Zeuge" beizuwohnen. Er wurde von den Gegnern angenommen und ihm das Laden der Pistolen wie das Zählen überlassen.

Am Abend vor dem Duell waren mehrere Freunde bei mir und ich kann nicht sagen, daß meine Stimmung eine ungewöhnliche war. Ich war mit mir im Reinen; es war keine Möglichkeit, mit Ehren anders zu handeln, und war die des Todes da, so konnte ich daran nicht das Allermindeste ändern; mit dieser Betrachtung war schon damals, wie bei andern Veranlassungen in meinem spätern Leben, alle Unruhe beseitigt. Ich schlief vortrefflich und schrieb für den Fall meines Todes einige Briefe. Um Fragen zu vermeiden, ging ich weder zur Parade noch zu Tisch und genoß nichts,

als einen halben Schoppen Burgunder und etwas Weißbrod. Dann ging ich zu meinem Hauptmann, der mich hatte bitten lassen, zu ihm zu kommen. Der im Dienst so unangenehme Mann schien ungewöhnlich bewegt, ja sein Auge glänzte; er wußte, wie lebenslustig ich war und daß ich alle mögliche Ursache hatte es zu sein, — mit Ausnahmen des Geldes — und es rührte ihn, daß ich mit neunzehn Jahren für ein bloßes Standesurtheil vielleicht ins Gras beißen sollte.

Um zwei Uhr holten mich S. und Avenarius ab. Ersterem war von Seiten des Regiments eine Summe eingehändigt worden, damit wir nöthigen Falles fliehen konnten. Wir zogen es vor, zu Fuß nach Mombach zu gehen. Als ich unterwegs eine Weile schwieg, mochte S. dieses Schweigen falsch auslegen und sagte leise zu mir: „Wenn Du Dich fürchtest, so nimm Dich zusammen, daß man es wenigstens nicht sieht.“ Ich versicherte ihm, daß ich bis jetzt nicht die geringste Furcht habe, aber nicht wissen könne, ob ich mich nicht im Augenblicke des Duells fürchten würde, da ich noch nie in solchem Falle gewesen; allein er möge versichert sein, daß man mir nichts ansehen solle.

E., Metternich und der Doctor kamen mit uns zugleich nach Mombach und wir gingen zusammen in den Wald, um einen geeigneten Platz zu suchen. Eine kleine Blöße ward für geeignet gehalten. Avenarius schritt fünfzehn Schritte ab und bezeichnete unsere Plätze durch zwei in die Erde gesteckte Säbel.

Mein Platz war sehr ungeschickt gewählt, denn erstlich schien mir die Sonne ins Gesicht und dann stand ich grade an einem Baume, der ein sehr bequemes Ziel darbot. E. hatte Tannengebüsch hinter sich und stand im Schatten. Es war ein sehr schöner Frühlingstag und die Sonne schien hell und warm.

Während der Vorbereitungen kramte der Doctor seine Instrumente aus und erklärte uns sehr wohlgefällig, wozu sie dienten. — Als Avenarius die Pistolen lud, bemerkte ich, daß er zu viel Pulver genommen hatte und bestand auf das beim Scheibenschießen gebräuchliche Maas, da sonst der Schuß unsicher würde. Die Pistolen wurden also abgeschossen und auf's Neue geladen.

Da ich den ersten Schuß hatte, so wollte ich wegen meiner schlechten Stellung keine Einwendungen machen, sondern knüpfte meine in der Sonne blitzenden Epaulets los und warf sie an die Erde, damit sie den Gegner nicht blenden sollten. Ich war im Uniformsfrack; E. trug einen blauen Ueberrock und rauchte eine kurze Pfeife, die er nur während des Feuerns aus dem Munde nahm.

Die Bedingung seitwärts zu sehen, genirte mich sehr. Die Furcht es zu versäumen, oder doch in den Verdacht zu kommen, es versäumt zu haben, war Ursache, daß ich es auffallender that als nöthig gewesen wäre; die Folge davon war, daß meine Kugel bei der Brust des Gegners vorüberging. Die Hand folgt seltsamerweise nicht der Bewegung des Kopfes, sondern weicht ein wenig in der entgegengesetzten Richtung ab, worauf man beim Zielen leicht Rücksicht nehmen kann, wenn man es beachtet.

Als der Schuß gefallen war und E. noch stand, wurde S. leichenblaß; er wußte, daß ich nicht schlecht schoß und hatte Anderes erwartet. Ich nickte ihm aber lächelnd Muth zu; ich wußte bestimmt, E. würde ebenfalls vorbeischießen. Ich sah scharf in die Mündung seiner Pistole, die bedenklich gut auf meinen Kopf gerichtet war; allein die Kugel ging etwa einen Zoll bei meiner Stirn vorüber und schlug in den Baum, an dem ich stand.

Bei dem ersten Schusse hatte ich absichtlich nicht auf den Kopf gezielt, weil es nicht meine Absicht war, den Gegner zu erschießen; da er jedoch nach meinem Kopf schoß, so zielte ich nun gleichfalls nach dem seinigen. Ohne das Abwenden des Blickes wäre E. todt gewesen; denn als ich drückte, zuckte er mit dem Kopfe und fuhr mit der Hand nach dem Gesicht: „Donnerwetter, die war nah!" rief er; die Kugel war ihm dicht bei der Nase vorbeigegangen.

Jetzt hatte ich keinen Schuß mehr und meinte sicher zu fallen. Mein letzter Blick sollte meinen Freund S. treffen, der für mich die Angst ausstand, während ich mehr gespannt auf die Empfindung war, welche das Einschlagen der Kugel in meinen Körper hervorbringen würde.

Plötzlich hörte ich den Knall, aber kein Pfeifen der Kugel und fühlte mich auch nicht getroffen. E. hatte in die Luft geschossen, kam auf mich zu, gab mir die Hand und bat mich um Verzeihung. Er sagte, daß er das früher gethan haben würde, aber nicht hätte für feige gehalten werden wollen. Da er den letzten Schuß gehabt, so hätte er ihn in die Luft geschossen, da doch am Ende mit der letzten Kugel „der Teufel sein Spiel haben könne." Uebrigens erklärte er sich bereit, mir nochmals Satisfaction zu geben, wenn ich oder das Officiercorps mit der gegebenen nicht zufrieden sein sollte.

E's. Benehmen bei dieser Veranlassung war so schön als es nur sein konnte. Ich erklärte mich für meine Person vollkommen zufrieden gestellt. Wir fuhren zusammen nach Zahlbach, um zu Mittag zu speisen. Der einzige schwer Blessirte bei diesem Duell war der gute Doctor, dem ein paar Flaschen Wein in den Kopf gefahren waren, so daß wir ihn nur mit Mühe in seine Wohnung schaffen konnten.

Am andern Tage versammelte sich das Officiercorps in unserm Casino und S. las eine detaillirte Relation des Duells vor, wovon er mir kein Wort vorher gesagt hatte. Man war mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden und erklärte die Satisfaction, wie nicht anders zu erwarten, für durchaus genügend.

So endete mein erstes Duell. Ich habe die Sache umständlich erzählt, um zu zeigen, wie es sonst bei solchen Gelegenheiten unter den Officieren gehalten wurde. — Auch der Oberst ließ mich in seine Wohnung kommen; officiell durfte er nichts von dem Duell wissen. „Ich habe," sagte er, „mit Ihnen mehr zu reden wie mit dem ganzen Officiercorps; Sie machen Schulden, veranlassen Scandal mit Mädchen und duelliren sich; wenn sich das nicht ändert, so muß ich Sie Sr. Majestät dem Könige melden." Da er früher Gouverneur eines Prinzen gewesen, so war das nur eine angewöhnte Schulmeisterweise; er war bei dieser Gelegenheit weder so unzufrieden mit mir, noch meinte er es so böse. —

Siebentes Capitel.

Ein wichtiger Brief. — Der Oberst von Schultze-Hofahrtsheim. — Seine Familie. — Rheinreise. — Bekanntschaft mit Jocko — Se. Majestät vom Rhein. — Der Oberst in meiner Wohnung. — Beschämende Entdeckung. — Erlösungsreise durch Mainz. — Die adamitischen Handschuh. — Einladung nach Hofahrtsheim. — Zwei merkwürdige Träume. — Ein Commando nach Berlin. — Noch ein Duell. — Nach Düsseldorf. — Der kleine Lehne. — Die Garderecruten. — Marsch. — Die Marketenderinnen. — Recrutenübermuth. — Lieutenantsübermuth. — Westfälische Gastfreundschaft. — Hameln. — Wolfenbüttel. — Potsdam. — Der grobe Schornsteinfeger.

Im Frühjahr hatte ich einen Brief von dem Obersten von Schultze-Hofahrtsheim erhalten, den ich in Berlin als braunschweigischen Minister-Resident hatte kennen lernen. Er erkundigte sich bei mir nach einer ehemaligen Hofdame, die in Mainz wohnte und zugleich wie es mir dort gehe u. s. w. Ich hatte ihm geantwortet, und da ihm mein Brief gefiel, so entspann sich eine Correspondenz, durch welche er allmählig mit meinen Verhältnissen und Aussichten bekannt wurde.

Die Fürstin kannte den Obersten, dessen Bruder Oberhofmarschall war; sie rieth mir, diese Bekanntschaft zu cultiviren, denn er sei ein reicher, freundlicher Mann, der mir zu meinem Fortkommen im Leben behüflich sein könne. Er schrieb mir im Spätsommer, daß er mit seiner Familie eine Rheinreise beabsichtige, zu welcher er mich einlud. Zugleich bat

er mich, an einem bestimmten Tage einige Zimmer im Weidenbusch in Frankfurt zu bestellen und ihn dort zu erwarten.

Obwohl die Vorstellung vor den kommandirenden General nahe war, so hielt mich mein Oberst für dies Mal nicht so unumgänglich nothwendig und bewilligte mir einen vierzehntägigen Urlaub. Ich war am bestimmten Tage im Weidenbusch; allein der Oberst ließ auf sich warten, da er mit eigenen Pferden reiste. Endlich kam der ziemlich altmodische, mit vier derben Rappen bespannte Reisewagen im Weidenbusch an.

Der Oberst hatte seine Frau und Tochter bei sich und eine Bonne aus Neufchatel, ein munteres, hübsches Mädchen, der man ansah, daß sie den Schalk im Nacken habe, ihn aber nicht herauslassen dürfe. Ihre Pflegebefohlene war nun zu einem schönen, zarten Kinde herangewachsen. Sie war sehr weiß, hatte schönes blondes Haar und mandelförmig geschnittene, sehr schöne, klare, braune Augen. Sie mochte zehn oder elf Jahre alt sein und war eine auffallend liebliche Erscheinung, natürlich der Augapfel ihrer Eltern, da sie das einzige Kind war.

Die Oberstin war aus einer gräflichen, nicht eben reichen Famlie und mochte in ihrer Jugend hübsch gewesen sein. Auf die ihr gebliebene Schönheit, ein sehr kleiner Fuß, war sie sehr eitel und die angenehmste Schmeichelei, die man ihr sagen konnte, war, wenn man sich wunderte, wie eine so große Dame auf so kleinen Füßen gehen könne. Auch klagte sie oft darüber, daß sie sich so in Acht nehmen müsse, um nicht zu fallen. Sie war, was man eine gescheute weltkluge Frau nennt, hatte aber auf dem sehr ökonomisch gehaltenen Schlosse ihrer Eltern äußerst wenig gelernt und war ganz ausgezeichnet unwissend, dabei aber klug genug, das ziemlich zu verbergen.

Mit wem sie es gut meinte, gegen den war sie angenehm, freundlich und wohlwollend; allein wer sich ihr Mißfallen zugezogen hatte, mußte sich vor ihr in Acht nehmen; sie konnte, wenn auch nicht grad in Worten, in Handlungen doch ganz außerordentlich grob sein. Vornehme Gesellschaften liebte sie über Alles; gebildete Menschen verachtete sie zwar keineswegs, vermied aus natürlichen Gründen jedoch zu nahe Berührung; ihre liebste Unterhaltung war triviales Geschwätz über Hofgeschichten und persönliche Angelegenheiten; für Naturschönheiten hatte sie keinen Sinn. Ihre kleine Tochter ließ sie keinen Augenblick aus den Augen, und wenn das schöne Kind nicht dreimal so viel Verstand und Herz als die Mutter gehabt hätte, so würde alles Edle in ihr durch diese beständige Gemeinschaft erstickt und sie zu einem bloß gefallsüchtigen, an Trivialem Gefallen findenden Mädchen aufgewachsen sein.

Der Oberst läßt sich nicht so kurz abfertigen und ich ziehe es vor, seinen Charakter sich allmählig entwickeln zu lassen, da er auf die ganze Richtung meines Lebens den entschiedensten Einfluß ausübte und in diesen Blättern noch häufig die Rede von ihm sein wird. Er mochte damals eben die Sechzig passirt haben und war ein langer, magerer Mann, der im Ganzen einen angenehmen Eindruck machte. Sein Haar war noch nicht grau, sondern dunkelblond; er trug zu Zeiten einen preußischen, sehr unansehnlichen Zahnbürstenbart über der Oberlippe; seine Augenbrauen waren dünn, die grauen Augen ziemlich matt und der Ausdruck des Mundes gewöhnlich angenehm, besonders wenn er lächelte und die hübschen, weißen Zähne zeigte, die indessen in dem Rachen eines Wallrosses gewachsen waren. Die falschen Gebisse waren so vortrefflich gefertigt, daß ich ihre Existenz erst nach mehrjähriger Bekanntschaft gewahrte, denn er fand es natürlich

nicht für nöthig, mich aufzuklären, wenn ich mich gelegentlich über seine schönen Zähne wunderte. Es ist abgeschmackt, sich über falsche Zähne lustig zu machen; ich bin der Meinung, daß jeder vernünftige Mensch es sich und Andern schuldig ist, die Mängel zu ersetzen; welche Krankheit oder Alter dem Körper zufügten. Nur Uebertreibung ist abgeschmackt. Die Zähne waren dem Obersten zum Kauen und Sprechen nothwendig; ohne dieselben konnte man ihn fast nicht verstehen. Er versuchte es auch einst seinen Bart etwas dunkler zu machen; allein das mißrieth kläglich; die eine Hälfte ward violett, die andere schwefelgelb und er lachte über das Unglück noch mehr wie ich.

Trotz seines militärischen Titels hatte er nicht viel vom Krieg gesehn; im Revolutionskrieg war er in Maestrich belagert und später nicht wieder im Felde gewesen. Als Hauptmann stand er bei der westphälischen Garde in Cassel, pachtete dann eine große Domaine, wozu ihm reiche Freunde mit Geld behüflich waren.

Der Oberst war nun ein reicher Mann; er besaß drei schöne Güter und das Patronat nebst dazu gehörigen Gefällen über andere, die er besessen, aber mit genannter Reservation wieder verkauft hatte.

Er hatte von dem herzoglich braunschweigschen Hause viel Gutes empfangen und hing mit großer Treue an demselben. Die jungen Prinzen hatten auch ihrerseits Ursache ihm dankbar zu sein. Auf das Testament des sehr reichen Herzogs August hatte er einigen Einfluß und besonders ist ihm Herzog Wilhelm Dank schuldig, da der Oberst diesem durch Vorstellungen mehr Vermögen verschaffte, als ihm zugedacht war, und was Herzog Carl als regierender Herzog eher entbehren konnte.

Herzog Carl machte ihn zum Minister-Residenten in Berlin. Dort wurde seine Stellung 1830 eine unangenehme, denn er als Gesandter mußte alle Aeußerungen des Mißfallens mit seinem Herzog in Empfang nehmen. Trotzdem, daß er die Beweggründe wußte, kränkte es ihn doch nicht wenig, wenn der König Friedrich Wilhelm III. bei öffentlichen Veranlassungen mit allen andern Gesandten redete und von ihm geflissentlich gar keine Notiz nahm.

Die unzufriedenen Edelleute in Braunschweig hüteten sich wohl, den Obersten in ihr Vertrauen zu ziehen. Er mißbilligte das Betragen des Militärs aufs Aeußerste und schrieb dem falschen Generallieutenant von Herzberg mit ziemlich deutlichen Worten: „Du bist ein Schurke." Da er es mit seiner Ehre nicht länger für verträglich hielt in Braunschweig zu dienen, so hatte er seinen Abschied genommen und sich auf seine Güter in Preußen zurückgezogen. Die Pension, welche dem Staat nichts anging, konnte ihm Niemand nehmen. Eine weitere erhielt er von Braunschweig nicht, wo man ihn mit Mißtrauen betrachtete. Es war dort nicht unbekannt, daß er mit Herzog Carl fortwährend in Verbindung stand und man vermuthete, daß er bei dessen Plänen zur Wiedererlangung seines Herzogthums die Hand im Spiele habe.

Der Oberst hatte es nicht vergessen, daß ihm in seiner Jugend gute Freunde im Leben vorwärts geholfen hatten und war bereit, dies Andern zu thun, wenn er Strebsamkeit an Personen sah, die ihm gefielen. Diese Güte hatte den Anschein vollkommener Uneigennützigkeit; allein das war nicht so ganz der Fall; er hielt sich für einen Diplomaten, war ein ziemlicher Menschenkenner und brauchte für seine mancherlei Pläne geeignete Werkzeuge. Diese Pläne waren oft weit aussehende und nicht immer hatte er grade bestimmte

Absichten, wenn er neue Verbindungen anknüpfte. Er überließ es der Zeit, was sich daraus entwickeln würde. Natürliches Wohlwollen und Diplomatie waren in ihm wunderlich gemischt, wie noch andere heterogenere Eigenschaften.

Er hatte mich in Berlin mehrmals gesehen und zuletzt als Officier bei der Generalin von Saldern, und ich hatte einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Meine Familie, mein gewandtes Benehmen und mein Aeußeres hatten ihm gefallen, und da er fortwährend Allerlei in seinem Kopfe umherwälzte, so war ich ihm später oftmals in's Gedächtniß gekommen. Es interessirte ihn zu wissen, was aus mir geworden sei; dies war ungefähr die erste Veranlassung seines Briefes, wenn auch vielleicht schon andere Ideenverbindungen dabei thätig waren.

Obwohl er selbst in seinem Leben niemals dumme Streiche gemacht hatte, so war er doch nachsichtig gegen die junger Leute, wenn diese Streiche keine schlechte waren. Auf gewandtes, höfliches Benehmen, vornehme Geburt und vornehme Bekanntschaften, ein hübsches Aeußere, legte er großen Werth, da er diese Dinge als Capitalien betrachtete, welche zum Fortkommen im Leben noch mehr nützten als Geld allein.

Mein Aufenthalt in Mainz hatte dazu beigetragen, mich in den Eigenschaften, die ihm angenehm waren, zu vervollkommnen und so kam es denn, daß ich sowohl ihm als seiner Frau mehr gefiel, als sie vielleicht erwartet haben mochten. — Da der Oberst bereits aus meinen Briefen Manches von meinen Verhältnissen wußte, so war es ihm leicht zu sehen, wo mich der Schuh drückte, und er kam mir auf eine so offene und freundliche Weise entgegen, wie sie ein neunzehnjähriger Lieutenant von einem alten Obersten ohne alle Empfindlichkeit ertragen konnte. — Ein alter Militär weiß mit

einem jungen immer besser umzugehen, als es der wohlmeinendste Civilist zu thun fähig ist. Er kennt genau die Verhältnisse, da er nur an seine eigene Jugend zu denken braucht, und Beide treffen in ihren Neigungen und Vorurtheilen so weit zusammen, als das bei so verschiedenem Alter möglich ist.

Ich ward zum Reisemarschall ernannt, und es wurde beschlossen, Mainz zum Mittelpunkt unserer Excursionen zu machen. Von dort wollten wir zuerst über Worms und Frankenthal nach Mannheim und Heidelberg gehen und dann über die Bergstraße und Darmstadt nach Mainz zurückkehren; ferner über Wiesbaden nach Rüdesheim fahren, dort die Umgebungen besuchen und endlich nach Coblenz gehen, von wo uns das Dampfschiff wieder nach Mainz zurückbringen sollte.

Unsere Reise ward durch das schönste Wetter begünstigt, und da wir sämmtlich die Gegenden, durch welche wir fuhren, noch nicht gesehen hatten und in der heitersten Laune waren, so war denn auch diese Reise eine sehr angenehme.

In Mannheim wurden wir vom Generallieutenant von Stockhorn mit großer Artigkeit aufgenommen. Wir brachten bei ihm einen höchst angenehmen Abend zu, besonders ich, denn außer den schönen Töchtern des Generals waren auch seine Nichten, die drei Fräulein von Berlichingen dort. Da ich diese schon sämmtlich von Mainz her kannte, so hatten wir nicht die erste Befangenheit einer neuen Bekanntschaft zu bestehen. Außer dem Sohn des Generals, der noch Cadet, war ich der einzige junge Mann in der Gesellschaft, und daher Hahn im Korbe. Wir ließen die alten Herrschaften beim Thee und tanzten nach Herzenslust in einem daneben liegenden schönen Saal nach dem Klavier. Der General hatte nämlich eine schöne Wohnung im Schloß. Ich ließ es mir damals nicht träumen, daß das Zimmer mit der roth-

seidenen Damasttapete, in welchem wir Thee tranken, einst mein Schlafzimmer und der Tanzsaal mein Empfangzimmer sein werde!

Da in einigen Tagen ein Ball auf dem Mühlauer Schlößchen stattfinden sollte, so war der General so freundlich, mich dazu einzuladen, und der Oberst versprach, mich zu demselben von Heidelberg hinüberfahren zu lassen. Eisenbahnen gab es ja noch nicht, welche tausend Schwierigkeiten erleichtern und durch welche das feste Land zu einem Fünftel seiner Größe zusammengeschrumpft ist.

Da die Tour, welche wir machten, heutzutage fast von Jedermann gemacht worden ist, so will ich mich bei irgend welchen Beschreibungen nicht aufhalten. — In dem Raum im Schloß, in welchem sich das große Faß in Heidelberg befindet, hing nahe am Eingang eine gewöhnliche Uhr. Mademoiselle A., die neufchateller Bonne, die schon in Heidelberg gewesen war, forderte mich auf, die Uhr schlagen zu lassen. Ich zog ganz arglos an der herabhängenden Schnur, als plötzlich das Zifferblatt in die Höhe ging und ein Fuchsschwanz aus der Uhr heraus mir ins Gesicht fuhr. Ich erschrak schauderhaft und ward unbarmherzig ausgelacht. — Am andern Morgen frühstückten wir auf dem Wolfsbrunnen und am Nachmittag fuhr ich mit des Obersten vier Rappen zum Ball nach Mannheim.

Der Ball war sehr hübsch und Ihre Excellenzen außerordentlich artig gegen mich. Ich machte Fräulein v. B. sehr stark die Cour, erklärte ihr zehn Mal meine Liebe, was sie lachend hinnahm, mußte dann die Generalin zur Tafel führen, schwatzte viel dummes Zeug — Bischof Heber sagt: „es sei ein sehr werthvolles Talent, manchmal Unsinn schwatzen zu können“ — trank ein wenig mehr als mir gut war, benahm mich überhaupt etwas abgeschmackt, was man hoffentlich

meiner Jugend zu gut hielt, und kam mit moralischem und physischem Katzenjammer die Nacht in Heidelberg an, war noch am Morgen verdrießlich und verdiente die freundlichen Vorwürfe, die man mir machte, da man sich mir zu Gefallen einen Tag länger in Heidelberg aufgehalten und für Naturschönheiten wenig Sinn hatte.

Die herrliche Fahrt durch die Bergstraße heiterte mich bald auf und ich war ausgelassen wie immer. Die Oberstin lachte, daß sie weinte, und wir Alle waren sehr vergnügt. — Die schön bebauten Felder, die schwerbeladenen Nuß- und Obstbäume, die ächten Kastanien im Freien, — Alles das erregte das landwirthschaftliche Interesse des Obersten. Wir sahen Alles, was zu sehen war, blieben eine Nacht in Zwingenberg, eine andere in Darmstadt und fuhren dann direct nach Wiesbaden.

Ich hatte so viel von den schönen Bällen dort geredet, daß man neugierig ward, einen gerade stattfindenden zu besuchen; allein ich blamirte mich schrecklich. Die Saison war ziemlich vorüber und man sah nur ein Dutzend Paare, meist Wiesbadener, im Kursaal. Ich verspielte auf Anrathen des Obersten ein paar Louisd'or; er wollte mir zeigen, wie man es machen müsse und verlor ebensoviel. Da uns Wiesbaden langweilte, so fuhren wir baldigst nach Rüdesheim, wo wir Herren am Abend die Weinkarte studirten. Am Morgen fuhren wir über nach Bingen, sahen Schloß Klopp, aßen in der Post in Bingen zu Mittag, besahen Rheinstein, setzten über den Rhein und uns am andern Ufer auf Esel. Der Oberst mußte die Knie in die Höhe ziehen, wenn er überhaupt reiten wollte, und mein Esel, der Amor hieß, wollte mit mir durchgehen, was ich als ein böses Omen betrachtete. Wir besuchten die Rossel, die Zauberhöhle, Schloß Bassenheim und

kehrten über Aßmannshausen sehr befriedigt und sehr müde nach Rüdesheim zurück.

Es ward beschlossen, den Wagen nach Mainz zu schicken, nur die nöthigsten Effecten zurückzubehalten und am andern Morgen in einer Gondel nach Coblenz zu fahren, wodurch wir die Freiheit behielten, an jedem schönen Punkt zu landen. Ich sorgte für einigen Proviant und vergaß nicht, ein paar Krüge Rüdesheimer 1831r, der von dem Obersten, weil er sich auf jungen Wein nicht verstand, anfänglich gründlich verachtet wurde, bis er auf den Geschmack kam. Fern vom Rhein hält man es gar nicht für möglich, jungen Wein zu trinken; wer Einem dort gar „Federweiß" vorsetzen wollte, würde für närrisch gehalten werden.

Das Wetter war schön und die Fahrt köstlich. An der alten Festung Rheinfels landeten wir und die weitläufige Burg wurde in allen Winkeln durchkrochen. Mademoiselle A. fiel in ein Erdloch und verwickelte sich sehr verfänglich in Brombeerranken. Ich befreite sie, was Zeit und Mühe kostete und Ursache wurde, daß wir die Anderen aus dem Gesichte verloren. Als wir endlich nachkamen, wurden wir geneckt, und ich hatte an der hübschen Neufchatellerin meine Revanche wegen ihrer Fuchsschwanzschelmerei.

In der Dämmerung kamen wir nach Coblenz. Die Damen waren müde und gingen zu Bette; aber der Oberst und ich studirten im Gastzimmer rheinländische Geographie, das heißt die Weinkarte. Er war übrigens sehr mäßig und nur ein mittelmäßiger Trinker.

Ein kleiner, sehr schwarz backenbärtiger Franzose unterhielt uns sehr gut. Als er aus den Hof ins Zimmer kam, flüsterte er mir ins Ohr, ob ich ein hübsches Mädchen zu Bette gehen sehen wolle? Natürlich war ich bereit. Er nahm ein Stück Fleisch mit, um einen Hund zu beschwichtigen,

und wir gingen in den Hof. Dort zeigte er mir ein erleuchtetes, von Weinlaub umranktes Giebelfenster; allein dasselbe befand sich jenseits einer hohen Mauer. Ehe ich es mich versah, saß aber der Franzose oben; ich meinte er sei hinaufgeflogen. Er beschwichtigte einen tobenden Köter und war mir behülflich, auf die Mauer zu kommen, was nach unendlichen Schwierigkeiten gelang. Er kletterte nun wie eine Katze an dem schwachen Weinspalier nach dem Fenster hinauf und machte höchst possierliche Geberden, die mir sein Entzücken verrathen sollten über das was er sah. Ich saß wie eine Krähe auf dem Blitzableiter oben auf meiner Mauer und sah von dem Mädchen auch nicht eine Fingerspitze. Plötzlich entstand Lärm und mit einem bewundernswürdigen Sprung war der Franzose neben mir auf der Mauer und mit einem andern an der Erde, während ich, um ebendahin zu gelangen, trotz all meiner Gewandtheit beinahe Hals und Beine brach.

Ich konnte nicht genug über die ganz merkwürdige Geschicklichkeit des kleinen Franzosen erstaunen. Einige Tage später hatte ich Ursache, diese noch mehr zu bewundern und zwar im Mainzer Theater, wo ich ihn als — Jocko sah. Es war der berühmte Groteskttänzer Carell.

Am anderen Morgen, als wir auf das Dampfschiff gehen wollten, sah die kleine Pauline aus, wie ein Schneeglöckchen. Ich verordnete meine Universalmedicin, ein Glas heißen Glühwein, mußte aber die Erfahrung machen, daß ein elfjähriges Mädchen einen anderen Magen hat als ein junger Lieutenant. Ein englischer Arzt auf dem Dampfschiff half einfacher mit etwas Eau de Cologne in Wasser.

Zu meinem Mißbehagen sah ich, daß wir Se. Majestät vom Rhein an Bord hatten. Unser Commandirender, General von Borstell, ging nach Mainz. Als er vor Tische

auf dem Verdeck stand und Truppen in Augenschein nahm, welche auf der Chaussee am Ufer marschirten, fing es an heftig zu regnen. Ich brachte ihm eiligst einen Regenschirm. „Ein alter Soldat," sagte er, „darf ein wenig Regen nicht scheuen." — „Excellenz," antwortete ich, „es ist ja kein Kugelregen," und hielt ihm nochmals den Schirm hin, den er nun mit graciösem Lächeln annahm.

Nach einer Weile suchte er mich in der Kajüte auf, um mir dankend den Schirm zurückzugeben, und als er mich mit den Damen und dem Obersten bei Tische sitzen sah, bat er um Erlaubniß, an unserer Gesellschaft Theil zu nehmen. Der General galt für außerordentlich stolz, allein dessen ungeachtet war er bei jener Gelegenheit sehr liebenswürdig, nahm auch keine Notiz davon, daß ich in Civil war, was er sonst an Officieren durchaus nicht leiden konnte und was damals uns Officieren in Mainz nur gestattet war, wenn wir nach Wiesbaden gingen.

Der Oberst beschloß, noch einige Tage in Mainz zu bleiben. Den Grafen Mensdorf und seine Gemalin kannte er schon früher und ich glaube, auch meinen Obersten, von dem die Familie sehr freundlich aufgenommen wurde; Pauline fand an den liebenswürdigen Töchtern angenehme Spielkameraden.

Meine große Popularität belustigte den Obersten und die Damen nicht wenig und sie stellten eine Menge neugieriger Fragen nach all den hübschen Mädchen von allen Sorten, denen ich zunickte; das geschah sehr häufig, denn es ist nicht meine Gewohnheit, meine Freunde oder Freundinnen zu verläugnen.

Der Oberst war neugierig, meine Wohnung zu sehen und ich mußte ihn zu mir zum Kaffee einladen. Leider wohnte ich nicht mehr in der früher beschriebenen, sondern

in einem Zimmer in der Nähe des Doms. Als der Oberst hinein trat, sah er sich erstaunt ringsum; dann öffnete er einen Schrank, — es war nichts darin; dasselbe war der Fall mit einer Commode und einem nichtswürdigen alten Schreibtisch mit hohem Aufsatz, der wenigstens — ja wie viel? — eine Million! Schubfächer hatte, die der Oberst alle aufzog und offen stehen ließ, um zu zeigen, daß sie alle leer waren. Nachdem er nirgends Etwas gefunden, fragte er: „Ei, wo sind denn Ihre Sachen?" — Halb lachend halb ärgerlich hatte ich den Obersten gewähren lassen und war nun beschämt, eingestehen zu müssen, daß ich Alles, was nicht in meinem kleinen Reisekoffer sei, der noch im Gasthof stand, — versetzt habe, um Geld zur Reise nach Frankfurt u. s. w. zu bekommen. Dem alten Manne that das so leid, daß ihm die Thränen in die Augen kamen. Ich seh' ihn noch in seinem langen, bis auf die Füße gehenden Ueberrock mitten in meinem Zimmer stehen und all die offenen und leeren Schubladen kopfschüttelnd betrachten.

Er nahm mich bei der Hand und nöthigte mich, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen. „Das kann so nicht fortgehen," sagte er, „ein solches Leben ist unerträglich und Sie müssen mir als Freund erlauben, da Ordnung zu machen." Nun erkundigte er sich nach meinen Schulden. „Das ist weniger, als ich dachte; allein Sie sind vielen Leuten schuldig und das ist das drückendste; es ist besser, Sie sind mir allein schuldig. Nachmittag um drei Uhr will ich zu Ihnen kommen."

Er hielt Wort. Als er kam, legte er eine Börse mit Gold auf den Tisch und zog einen Strumpf mit Kronenthalern aus der Tasche. Da letztere, die er in Frankfurt einkassirt, die Papierrollen durchscheuert hatten, so hatte er sie in Strümpfe gesteckt. Seine Cassette war ein gewöhn-

licher hölzerner Kasten ohne Schloß, den er eigenhändig aus- und inwendig mit blauem Papier beklebt hatte.

Da mich die Güte des Obersten beschämte, so redete er mir freundlich zu und wußte mir die Sache so darzustellen, als thue er eben nichts Besonderes, sondern nur was sich ganz von selbst verstände. Ich beschloß indessen, so wenig als möglich von seiner Generosität Gebrauch zu machen und hauptsächlich solche Gläubiger zu befriedigen, die mich noch nicht verklagt hatten. Wer das Gesetz angerufen, sollte auch auf gesetzmäßigem Wege befriedigt werden, das schien mir billig. Uebrigens beliefen sich doch meine Gesammtschulden um ein Paar Hundert Gulden mehr, als ich bei oberflächlicher Berechnung dachte; damals hatte ich es noch nicht heraus, daß es am Besten sei, jeder Gefahr oder Calamität gerade in das Gesicht zu sehen.

Der Oberst machte beim Bezahlen gar keine Glossen als ein einziges Mal. Ich bezahlte in einem Laden einige fünfzig Gulden. Erstaunt sah er sich rings um und konnte durchaus nicht herausbekommen, wofür ich dieses Geld schuldig geworden sei, denn er sah nichts als Hüte. Der Mann handelte aber auch mit Handschuhen, und die Schuld war dadurch entstanden, daß er mir für die Bälle des vergangenen Winters solche geliefert hatte. Mit waschledernen oder seidenen Handschuhen zu tanzen, war mir ein Greuel, und ich pflegte zu jedem Balle zwei Paar Glacéhandschuh zu gebrauchen, wenn ich sie nämlich gepumpt bekommen konnte. Es war mir unausstehlich, bei den letzten Contretänzen und beim Cotillon mit durchschwitzten oder schmutzigen Handschuhen zu tanzen. Meine frischen Handschuhe stachen dann desto vortheilhafter gegen die übrigen ab. Ueberall Eitelkeit, die Mutter des Uebels.

Bei dieser Erklärung zeigte mir der Oberst ein Paar ungeheuere, rothbraune Glacéhandschuhe, welche von Adams Handschuhmacher herzustammen schienen, so vorsündfluthlich sahen sie aus und sagte: „Sehen Sie, diese Handschuhe habe ich zwölf Jahre.“ Das mochte allerdings der Fall sein, allein erstlich zog er sie nie an und dann hatte er sich schwerlich bei Hofe mit diesen Handgehäusen präsentirt; er fügte indessen hinzu: „Jetzt mögen elegante Handschuh nöthiger sein, als zu meiner Zeit, da wusch man sich die Handschuh selber und ich habe es ganz gern, wenn junge Leute elegant sind; allein man kann da leicht übertreiben.“

Als es spät wurde und wir so ziemlich fertig waren, versprach er, am anderen Vormittage wiederzukommen und mir meinen Haushalt einzurichten. Er kam und kaufte alle Gegenstände, die zu einer ordentlichen Junggesellenwirthschaft nöthig sind, die ich bisher aber nur sehr unvollkommen oder gar nicht besessen hatte. Er vergaß nichts, und mein Bursche schleppte Teller, Tassen, Flaschen, Gläser, Lampe, Zuckerdose, Präsentirteller, Messer, Gabeln, silberne Theelöffel und dergleichen Dinge nach Hause, so daß mein kahles Zimmer anfing wohnlich zu werden. Auch einen Siegelring hielt er für nöthig; ich mußte ihm genau mein Wappen zeichnen und er versprach, es in Teplitz stechen zu lassen, wohin er von Mainz gehen wollte. Er hielt Wort und schickte mir zu meinem Geburtstage einen sehr schönen Goldtopas in einem massiven und wunderschön gearbeiteten Ringe.

Für meine weiblichen Bekanntschaften interessirte er sich sehr und war neugierig, meine gegenwärtige Favorite zu sehen. Der Zufall wollte, daß wir meinem jüngsten Schatz auf dem Markte begegneten und er war sehr zufrieden damit, daß ich ein so allerliebstes und anständig aussehendes Mädchen hatte.

Der Abschied von der Familie that mir recht leid, denn ich hatte sie recht lieb gewonnen, und auch Ursache dazu. Das Gefallen war übrigens gegenseitig und ich wurde eingeladen, Urlaub zu nehmen und einige Monate im Winter bei ihnen zuzubringen, den sie auf ihrem Gute bleiben wollten, anstatt wie früher nach Berlin oder Braunschweig zu gehen.

Einige Zeit vorher, ehe der Oberst von Schultze nach Mainz kam, hatte ich zwei Träume, welche ziemlich seltsam sind; der eine weil er buchstäblich eintraf und der andere weil ich mich in ihm in einem vorgeschrittenen Lebensalter und unter sehr eigenthümlichen Umständen sah. Es schien fast, als sollte das Eintreffen des ersten, unbedeutenden Traumes mir als Garantie für die besondere Bedeutung des wichtigeren dienen. Es giebt viele gescheute Leute, die über Dergleichen lachen; allein einige noch gescheutere, die einräumen, daß wir von den Fähigkeiten unseres Geistes und dem Zusammenhange geistiger Wechselwirkungen noch viel zu wenig wissen, um über die wunderbaren und eigenthümlichen Erscheinungen des Traumlebens ein absprechendes Urtheil fällen zu können. Ich habe in meinem Leben die Erfahrung von der vielfachen Bedeutsamkeit der Träume zu oft gemacht, um darüber in Zweifel sein zu können. Nehmen wir an, daß die Welt und insbesondere das Schicksal des Menschen nicht ein bloßes Spiel des Zufalls ist, so müssen dieselben auf irgend eine Weise regiert werden und es ist abgeschmackt, gewissermaßen unsere menschlichen Vorurtheile als Maßstab für die Mittel zu gebrauchen, welche diese uns so unbegreifliche Regierung anwendet.

Wir lachen über den Glauben an die Bedeutung des Vogelfluges, die Zeichen in den Eingeweiden eines Opferthieres und über andere wichtige Dinge einer zu Grunde ge-

gangenen Religion; wir lachen insofern mit Recht, als der Flug der Vögel u. s. w. für uns, die wir nicht daran glauben, gewiß von keiner Bedeutung ist. Wenn nun aber vielleicht von eben diesem Fluge der Vögel das Schicksal der halben Welt abhängt, wie das zu alten Zeiten leicht der Fall sein konnte? Ist es so absolut thöricht anzunehmen — da doch die Welt durch irgend welche Mittel regiert werden muß — daß die höchste Macht, um die Ereignisse zu lenken, zu einem so einfachen, die Naturgesetze durchaus ungefährdet lassenden Mittel greift? Ist diese Annahme nicht weit vernünftiger und weit mehr der Würde der Gottheit angemessen, als die eines Wunders, durch welches die Naturgesetze sistirt oder gänzlich aufgehoben werden, eines Wunders, durch dessen Annahme wir in gewisser Weise Gott der Unvollkommenheit beschuldigen und so, nach den heutigen religiösen Ansichten, eine Gotteslästerung begehen? Mancher wird sagen: „Du nimmst also an, daß Gott den Aberglauben fördert! Das ist selbst Gotteslästerung!“ — Der Aberglaube ist ebensowohl eins der unendlich vielen Agenzien, wodurch das Schicksal der Welt regiert wird; in der körperlichen wie geistigen Natur ist nichts unnütz und der Aberglaube nimmt eine wichtige Stelle ein.

Mir träumte, ich befände mich in einem großen Raum oder Saal, in welchem allerlei Kriegsgeräthschaften, besonders Geschütze, umherstanden und lagen. Ich war in voller Uniform mit decorirtem Czako und stand vor einer Reihe von Leuten, welche verschiedenartig, meistens aber in blaue Blousen gekleidet waren. Ich hielt einen Sack mit Geld in der Hand; mit diesem trat ich zu drei Officieren, die ich nicht kannte, die aber ebenfalls in voller Uniform waren, zeigte ihnen lachend den Geldbeutel und machte einen Scherz, über den sie ebenfalls lachten. —

Der zweite Traum war folgender: Ich trat in ein Schloß und vor mir lag eine breite Treppe. Während ich dieselbe hinaufging, sah ich in einem rechts liegenden Corridor zwei Männer, welche Blousen, breitkrämpige Hüte und hohe Stiefeln trugen und es war mir klar, daß sie reisefertig waren. Einer von diesen Männern fragte den anderen halblaut: „Ist es schon geschehen?" — „Noch nicht," antwortete der Andere, „aber ich glaube, gleich." —

Ich ging vollends die Treppe hinauf, öffnete die Flügelthür und gelangte in einen großen Saal. Ich blieb neben der Thür stehen, durch welche ich eingetreten war. Die mir gegenüberliegende Flügelthür stand offen und ich sah von einem Nebenzimmer die Decke, da der Eingang durch die Menge der anwesenden Personen verdeckt war. Viele derselben trugen Uniform; mehrere trugen Ordensbänder über der Brust. Man schien gespannt und unterhielt sich mit unterdrückter Stimme. Plötzlich hörte ich im offenstehenden Nebenzimmer das Klirren von Degen. Der dem Anschein nach stattfindende Kampf war sehr kurz und endete damit, daß ich einen Degen auf den Boden fallen hörte.

Gleich darauf bildeten die im Saale befindlichen Herren von jenem Zimmer bis zur Thür, an welcher ich stand, eine breite Gasse; sie sahen meistens etwas bestürzt aus und verharrten in einer halb verlegenen, halb achtungsvollen Verbeugung, während ich mich selbst aus jenem Zimmer heraustreten und nach der Thür zu gehen sah, an welcher ich, der Träumende, stand.

Obgleich mein zweites Ich ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu sein schien, Civilkleidung trug und in der Figur stärker war, als ich es selbst jetzt bin, so erkannte ich mich doch sogleich. Meine Kleidung war nachlässig elegant. Der Frack, den ich trug, war über der Brust an einem Knopf

oben zugeknöpft. Der Ausdruck des Gesichtes war stolz, der Kopf ziemlich erhoben und der Blick, den ich auf die sich verneigenden Herren warf, war etwas drohend und geringschätzig zugleich. Ich war bleich, doch nicht eben ungewöhnlich. Mein Gang war gemessen, weder auffallend langsam, noch übereilt, obwohl sich ein kleiner Zwang nicht verkennen ließ, und während mein älteres Ich bei mir vorüber zur Thür hinausging, dachte ich: „Du bist allerdings sehr zufrieden damit, den Saal zu verlassen und nur Stolz hält dich ab, schneller zu gehen."

Ich, der Träumende, blieb an meinem Platze stehen. Die Menge im Saal schien sehr bestürzt und bewegte sich redend und gesticulirend durch einander; allein meine Aufmerksamkeit wurde durch ein junges Mädchen erregt, welches ich im Hintergrunde des Saales erblickte. Sie mochte etwa sechszehn Jahre alt sein, war weiß gekleidet und trug einen schwarzen Shawl, als sei sie in Trauer. Sie rang die Hände, weinte und sank in einen Sessel.

Das Mädchen that mir leid; allein ich dachte: „Es ist darin nichts zu ändern; daß einem jungen Mädchen der Vater stirbt, kömmt ja alle Tage und in jedem Trauerspiel vor." — Damit war der Traum zu Ende. —

Im Herbst 1832 hatte unser Regiment einen Officier und mehrere Unterofficiere zu geben, um die für die Garde bestimmten Rekruten vom Rhein nach Berlin zu bringen. Ich wünschte sehr, dieses Commando zu erhalten, obwohl es ein beschwerliches und mit Kosten verknüpftes war; allein ich sehnte mich danach, Berlin wiederzusehen und eine Zeitlang von meines Hauptmanns Kamaschenfuchserei befreit zu sein.

Die rheinischen Rekruten für die Garde marschirten gewöhnlich von Düsseldorf Ende October oder Anfang No-

vember ab; der Marsch ging auf der Etappenstraße durch Westphalen, Hannover und Braunschweig und dauerte über vier Wochen, was während des Novembers und Decembers eben keine Vergnügungsreise zu nennen war. Die Marschzulage, welche der Officier erhielt, betrug nur acht Silbergroschen für den Tag. Innerhalb des preußischen Staates erhielt er unterwegs nur freies Quartier, während er das, was er verzehrte, bezahlen mußte. Kam man nun auch häufig in Quartiere, wo eine Bezahlung nicht angenommen wurde, oder wo man sie gar nicht anbieten konnte, so überstiegen die Trinkgelder, die man anständiger Weise geben mußte, doch wenigstens das Doppelte der Marschzulage. Im Auslande erhielt man Quartiere mit Verpflegung und die Regierungen rechneten gegen einander ab; allein man war deshalb nicht viel besser daran, da die Trinkgelder blieben.

Die Commandeurs der Regimenter sahen wohl ein, daß ein solches Commando für einen Officier eine große Last war und suchten sie durch Bewilligung eines Urlaubes nach dem Commando angenehmer zu machen. Traf nun das Commando einen Officier, der keine Verwandte in den alten Provinzen hatte, so suchte er einen Stellvertreter, zu welchem Tausch jedoch die Erlaubniß des Obersten nöthig war.

Der Officier, den von unserem Regiment die Reihe traf, war bereit, mit mir zu tauschen und es handelte sich nur darum, die Erlaubniß zu erhalten, die mir eben nicht allzu gewiß war, besonders da ich noch einen sechswöchentlichen Urlaub als Zugabe haben wollte. Ich beschloß daher, mich hinter die Frau des Obersten zu stecken. Als ich sie eines Nachmittags in der Anlage traf, nahm ich ein sehr sorgenvolles Gesicht an, welches sie bewog, mich lachend zu fragen, was mich denn so entsetzlich quäle? Ich sagte ihr also, daß ich gern die Garderekruten nach Berlin bringen

möchte, aber fürchte, der Oberst werde den Tausch nicht gestatten. „Ei, da hat er auch ganz Recht," sagte sie, „Sie würden die Leute wer weiß wohin führen! Doch bitten Sie ihn nur Morgen auf der Parade, vielleicht thut er es doch?" Nun wußte ich, daß mein Zweck erreicht war; allein ich einfältiger Mensch hatte auch nicht ein Wort von Urlaub gesagt!

„Willst Du wetten," sagte S. auf Parade, „daß der Oberst Dir nicht länger, als vierzehn Tage Urlaub giebt." — „Giebt er mir sechs Wochen," antwortete ich, „dann bin ich zufrieden; erhalte ich aber nur vierzehn Tage, so gebe ich Dir mein Wort darauf, daß ich wenigstens drei Monate ausbleibe."

Als ich mein Gesuch anbrachte, sagte der Oberst: „Ich weiß schon," gerieth aber in einige Verlegenheit, ward darüber ärgerlich und — schlug mir jeden Urlaub ab; besann sich aber eines Besseren und bewilligte vierzehn Tage!

Bald wäre aber ein Strich durch die ganze Rechnung gemacht worden. Seit Oberst von Schultze im englischen Hof logirt hatte, besuchte ich denselben häufiger, weil ich mich nun dort einigen Credits erfreute, der überhaupt durch das Gerücht von einem zahlenden „Onkel" gestiegen war. Ich fand mich natürlich nicht berufen, die mir angedichtete Verwandtschaft zu widerlegen. Im englischen Hofe fand ich einen jungen Franzosen, der sich auf unpassende Weise über preußisches Militär und Officiere äußerte; ich antwortete und fand mich endlich veranlaßt, ihn um seine Adresse zu bitten; er hieß Deville, oder Delville.

Am anderen Morgen schickte ich einen Freund zu ihm, — mein Leporello vom Maskenball — der den Franzosen auf krumme Säbel fordern mußte. Eines Bischens Säbelgeklimpers wegen hielt ich es nicht für nöthig, den ältesten Hauptmann zu incommodiren, auch fürchtete ich, daß das

Bekanntwerden der Sache mich hindern möchte, mein Commando anzutreten, woran mir viel lag. Daß ich einen Hieb erwischen könne, das fürchtete ich eben nicht sehr, sondern meinte, dem Julihelden — damals hatten alle reisenden Franzosen in den Straßen von Paris gekämpft — einen Circumflex über das Gesicht zu geben. Er ließ mir jedoch sehr artig sagen, daß er sich auf Führung des krummen Säbels durchaus nicht verstehe, allein für den Degen bereit sei. Auf den Stoß war die Sache ernsthafter und dergleichen Duelle fielen unter den Officieren niemals vor. Da die Franzosen, die überhaupt fechten können, mit dem Fleuret meist gut umzugehen wissen, so wuchsen meine Chancen für einen Commando-verhindernden Degenstich bedeutend; ich konnte nicht sagen, daß ich den Degen nicht zu führen verstehe, denn erstlich war es die Unwahrheit und zweitens wäre es gar zu lächerlich gewesen, da ich dann stets ein mir nutzloses Instrument an meiner linken Seite trug; aber zu Pistolen war mir die Geschichte nicht ernsthaft genug und ich nahm daher die Forderung auf den Stoß an. Uebrigens war ich ja einer von Beneke's besten Fechtern gewesen und hatte mich auch als Officier hin und wieder geübt.

Officiersdegen sind völlig unnütze Dinger; sie taugen weder zum Hieb noch zum Stich und die Klingen sind meistens wie von Blei; wenigstens war dies der Fall mit allen Degen, welche man bei den großen Lieferanten von Militäreffecten in Berlin kaufte. Zu dem beabsichtigten Duell wurden ein Paar ordentliche Stoßdegen von einem Schwertfeger verschafft.

Das Duell fand in einem Zimmer statt. Gleich in den ersten Augenblicken sah ich, daß ich dem Franzosen in Führung des Stoßdegens bedeutend überlegen war. Er blitzte zwar sehr mit den Augen, war äußerst beweglich, gab

eine schreckliche Menge Appells und hielt seine Klinge keine halbe Secunde still; allein es war viel Geschrei und wenig Wolle.

Die närrischen Geberden und Ausrufe meines Gegners, der übrigens ein sehr anständiger und hübscher junger Mann war, reizten mich zu unnützem Uebermuth und meine Ueberlegenheit veranlaßte mich, mit ihm zu spielen, was ihn immer hitziger machte. Ich deutete die Stiche nur an und parirte alle seine mit großem Aufwand gemachten Ausfälle mit Cavationen; eine Fechtart, die große Uebung erfordert, aber sehr elegant ist, da man dabei nur das Handgelenk allein bewegt. Als ich eine Quart über den Arm angedeutet hatte, stach er nach, allein ich wandte einen Kunstgriff an, mit welchem mich mein Fechtmeister oft zur Verzweiflung gebracht und der auch hier dasselbe Resultat hatte, daß nämlich dem Gegner der Degen aus der Hand um den Kopf flog und beinahe in einem Secundanten Platz genommen hätte. Ich sprang schnell zu, hob den Degen auf und reichte ihn Monsieur Delville, wie das die Artigkeit erforderte, obwohl ich das Recht hatte, meinen Vortheil zu verfolgen.

Er mochte mein Benehmen für Verachtung halten, obwohl es nichts war, als ein Bischen Renommisterei eines jungen Menschen; genug, er ward feuerroth, biß die Zähne aufeinander und nahm sich mehr zusammen. Er machte eine nicht ungeschickte Finte und fiel dann in eine Prime aus, die mich durch und durch stechen sollte. Ich kam auch wirklich mit meiner Parade ein wenig zu spät und fühlte die kalte Degenspitze in meinem linken Oberschenkel. Glücklicher Weise war der Stich nicht tief; allein er war mir eine Warnung und ich beschloß, dem übermüthigen Spiel augenblicklich ein Ende zu machen. Ich machte absichtlich eine sehr grobe Primfinte, auf welche der Gegner so begierig einging,

daß seine ganze rechte Seite entblößt wurde, wodurch ich Auswahl für meinen Stich erhielt. So ärgerlich mich auch die empfangene Wunde gemacht hatte, so machte sie mich doch nicht mordgierig; ich beschloß, den Franzosen flügellahm zu machen und stach eine Quart über den Arm mit solcher Vehemenz, daß meine Klinge sprang und die abgebrochene Spitze über eine Handbreit tief in der Schulter steckte. Der Schmerz muß bedeutend gewesen sein, denn der Franzose schrie laut auf und ließ seinen Degen fallen. Das Herausziehen der Degenspitze aus der Schulter war eine sehr schmerzliche Operation; allein Herr Delville benahm sich sehr hübsch und mit der anständigen Franzosen besonders eigenen Artigkeit.

Meinem Secundanten wie auch den Gegnern hatte ich das Ehrenwort abgenommen, das Duell geheim zu halten und ich hatte nicht einmal S. etwas davon gesagt, weil ich fürchtete, er möchte mir es übel nehmen, daß ich ihn nicht abermals als Secundanten gewählt hatte. Meinem Burschen machte ich weis, daß mein Genickfänger mir beim Spielen damit in den Schooß gefallen sei; denn er sah das Loch in den Beinkleidern und das Blut. Zwei Tage darauf reiste ich mit dem Dampfschiff ab.

Lieutenant von B. vom 35. Regiment und ich waren die einzigen Passagiere in der großen Kajüte; es regnete in Strömen und wir spielten den ganzen Tag Piquet. Wegen des niedrigen Wasserstandes oder der Finsterniß ging das Dampfschiff nur bis Cöln und die Passagiere, die sich auf den letzten Stationen vermehrt hatten, mußten mit dem Postwagen von Deutz nach Düsseldorf gebracht werden.

Unser Abendessen in Deütz war sehr heiter. Unter den Passagieren befand sich eine hübsche junge Frau, welche eine große Zuneigung zu einem kleinen altklugen Jungen gefaßt und diesen auf dem Schooß sitzen hatte. Plötzlich ward die

junge Frau verlegen und roth und schüttelte den Jungen in größtem Erstaunen von ihrem Schooß, während ihr kleiner Liebling und andere Anwesende wie die Kobolde lachten. Der kleine Junge war nämlich bereits dreißig Jahre alt und hatte einen ebenso kleinen, ausgewachsenen Bruder; sie hießen, glaub' ich, Lehne und waren beide Maler; der eine malte Blumen, der andere Stillleben. Warum aber die hübsche Frau den kleinen Maler so eilig vom Schooße schüttelte und wie dieser sein Alter ihr verrieth, habe ich nicht erfahren können; allein die Neckereien endeten erst bei unserer Ankunft in Düsseldorf.

Ich mußte hier länger als acht Tage bleiben, da die Mannschaften noch nicht beisammen waren; allein mir war das gar nicht leid, denn ich fand in Düsseldorf viele Freunde aus dem Cadettencorps. Am Tage nach meiner Ankunft war der Geburtstag eines jungen preußischen Prinzen, der in Düsseldorf wohnte, und es fand ihm zu Ehren ein Ball Statt, zu welchem ich eingeladen wurde. Der Ball war sehr hübsch und ich fand hier noch mehr hübsche Mädchen, wie auf unseren Bällen in Mainz. Der Gouverneur des Prinzen war ein Bruder meines Freundes Gustav v. P. in Berlin; er suchte mich auf und sagte mir, daß er einen Brief für mich habe. Zugleich lud er mich zu sich zum Thee ein und stellte mich dem kleinen Prinzen vor, der damals 14 Jahre alt sein mochte, Lieutenantsuniform trug und that, als sei er völlig ausgewachsen, was mich sehr amüsirte.

Das Commando war endlich marschfertig. Es bestand aus circa 600 Mann Garderekruten; meistens junge Leute aus Düsseldorf, Cöln, Iserlohn, Elberfeld und Umgegend. Führer des Commandos war ein Hauptmann E. und außer mir waren noch Lieutenant von B. aus Mainz und ein Officier aus Königsberg dabei. Letzterer hatte Kriegsreserve

aus Ostpreußen an den Rhein gebracht und gehofft, sich nach dem Marsch von circa 200 Meilen einige Tage erholen zu können; war aber zu seinem großen Mißvergnügen zu diesem neuen Commando befehligt worden. Ich als der zweitälteste Officier ward zum Quartiermachen bestimmt und hätte zu dem Ende dem Commando stets einen Marsch voraus sein müssen; allein der Hauptmann wollte unsere kleine Gesellschaft gern beisammen behalten und überdies waren auf der gewöhnlichen Etappenstraße keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden, weshalb beschlossen wurde, daß ich nur bei Extragelegenheiten mich vom Commando entfernen solle. Ueberdies wurde auch der Officier aus Ostpreußen krank und ich mußte neben meiner Charge als Quartiermacher noch die als Compagniechef übernehmen.

Da die Unterofficiere fast sämmtlich von meinem Bataillon, ja selbst von meiner Compagnie waren, so überließ mir der Hauptmann die Ernennungen zu Feldwebel und Fourier. Letzterer war ein Sergeant von meiner Compagnie, dem ich einschärfte, mich möglicher Weise immer in Häusern einzuquartieren, wo hübsche Mädchen wären, besonders für einen Ruhetag. Er versprach sein Möglichstes zu thun und hielt Wort. Der Hauptmann fand bald aus, daß ich stets das beste Quartier hatte und wußte es meist so zu arrangiren, daß wir zusammen logirten. Er war ein sehr anständiger, liebenswürdiger und heiterer Mann und Lieutenant von B. ein herzenslieber Junge, aus einer angesehenen nicht preußischen Familie, so daß wir alle ganz trefflich mit einander fertig wurden. Der Hauptmann, der gern gut lebte, hatte sich von Düsseldorf einen großen Korb Bordeauxwein mitgenommen, der uns unterwegs ganz trefflich mundete.

Jetzt werden all diese Transporte von Rekruten und Kriegsreserve per Eisenbahn gemacht und diese mehrere Wo-

chen ja Monate dauernden Märsche kommen nicht mehr vor. Das ist der Grund, weshalb ich etwas länger bei diesem Commando verweile.

Unsere Rekruten waren ein ziemlich munteres Corps, meistens Fabrikarbeiter, und besonders zeichneten sich die Cölner durch ihren Uebermuth aus. Da sie noch nicht eingekleidet waren, so trug Jeder, was ihm gefiel und Mancher nichts, als seine blaue Blouse, die ein schlechter Schutz gegen das November- und Decemberwetter war. Die Leute waren aber heiter und guter Dinge und sangen fortwährend. Ihre Lieder waren oft sehr merkwürdig und amüsirten mich nicht wenig. Wahrscheinlich hatten Manche von ihnen im Theater als Statisten gedient und dort Bruchstücke aus Opern aufgeschnappt, die sie ganz köstlich verstümmelten. Ich hörte sie unter Anderem einen Chor singen, der mir bekannt schien, ohne daß ich ausmachen konnte, wohin er gehörte. Aus den Worten konnte ich am allerwenigsten auf die Spur kommen, denn diese waren ein Gemisch des allerschauerlichsten Unsinns. Eine Strophe lautete: „Hast Roma gericht, hast Galgen im Gesicht.“ Dann kam Etwas vor von Kanonen und Sicinus. Die Leute fanden das Zeug selbst närrisch und endlich nach vielen Vermuthungen brachte ich heraus, daß es heißen müsse: „Hast Roma gerächt, hast Gallien besiegt.“ Die Kanonen sollten Cohorten bedeuten und Sicinius wahrscheinlich Licinius.

Auch eine Marketenderin war bei uns, welche mit der Kriegsreserve von Berlin gekommen war und die Gelegenheit benutzte, dorthin zurückzukehren. Sie war ein prächtiges, einäugiges altes Soldatenweib und das junge Stück permanenter Erbsünde, welches sie bei sich hatte, war nicht weniger interessant. Noch merkwürdiger als die beiden fahrenden Schönen war aber Michel, der sie fuhr. Michel saß jedoch

nicht auf dem Bock, sondern war vor den Wagen gespannt, denn er hatte die Prätension, ein Pferd sein zu wollen. Trat ich bei einem Halt an den Wagen, um mir einen Schnaps einschenken zu lassen, dann hing ich gewöhnlich meine Mütze an Michels Hüftknochen. Die Leute lachten und die Alte sagte: „Och, Herr Leitnant, duhn Se des doch nich!“

Das Wetter war schauderhaft; es war kalt und regnete dabei fast immer, so daß die Wege bodenlos waren, besonders die, welche nach den seitwärts von der Straße liegenden Ortschaften führten. Ich hatte zwar das Recht, ein Pferd für mich zu requiriren; allein man bekam schauerliche Bestien, und dann war es auch besser, bei dieser Kälte und Nässe zu Fuß zu gehen und ich zog es vor, mir anstatt des Pferdes das dafür gezahlte Geld geben zu lassen.

Die Kleider wurden gar nicht mehr trocken, da sie jeden Morgen naß eingepackt werden mußten. Dabei waren die Chausseen frisch mit den abscheulichen, scharfkantigen Steinen überschüttet, so daß die Stiefeln bald durchschnitten waren. Kurz, dieser Marsch war eine ordentliche Strapaze und besonders für die armen, leicht bekleideten Rekruten, welche das Marschiren nicht gewohnt waren. Manche Tagesmärsche betrugen zehn Stunden, und dauerte das Vertheilen der Quartierbillets etwas lange, so kam es vor, daß die Leute wie die Fliegen umfielen. Die armen Weiber auf dem offenen Marketenderwagen, die sehr sommermäßig gekleidet waren, klapperten mit den Zähnen vor Frost und das junge Stück Erbsünde nahm mein kleines Hündchen fortwährend auf den Schooß, theils aus Mitleid, theils um sich den Leib warm zu halten.

Trotzdem waren die Leute übermüthig. Als ich einst zu dem von mir bestellten Apell kam — es war ein Ruhe-

tag — fehlten etwa achtzig Mann vom rechten Flügel. Auf meine Frage hieß es, sie steckten im Wirthshause und die Unterofficiere könnten sie nicht herausbekommen. Ich entschloß mich also, sie selbst zu holen und erfuhr denn, daß es achtzig Düsseldorfer wären, welche sich nicht ins Freie wagten, da sie sich vor den Cölnern fürchteten, die doppelt so zahlreich wie sie waren und sie prügeln wollten. „Aber nun kommen Sie, Herr Lieutenant," hieß es, „nun wollen wir sie schon kriegen." Während ich mich, auf dem Apellplatz angekommen, nach der Ursache des Streites erkundigte, ging, ehe ich es mich versah, die Paukerei los. Da man auf meine Stimme nicht hörte, so zog ich blank und ließ es Hiebe mit der flachen Klinge regnen, während die Unterofficiere von ihren Gewehrkolben Gebrauch machten. Das half. Als die Front hergestellt war, hielt ich eine ausgezeichnet schöne Rede im altpreußischen Styl, ließ dann einen Kreis schließen und die unruhige Gesellschaft brevi manu auf die Kriegsartikel schwören. Man darf nämlich nicht vergessen, daß ich noch nicht eingekleidete, ganz rohe Rekruten hatte; mit Soldaten hätte dergleichen nicht vorkommen können, obwohl die Kriegsreserve es oft nicht besser machte. Die von meinem Regiment hatte sich sogar einst offen empört und einen Officier insultirt, der sie auf unerhörte Weise schimpfte und sonst maltraitirte. Es mußte ein Bataillon aus Coblenz abgeschickt werden, um die Kriegsreservisten zur Ruhe zu bringen, von denen viele auf Festung kamen; allein dem Officier, der durch sein unkluges Benehmen den Vorfall veranlaßt hatte, ging es ebenfalls schlecht.

Unser Marsch ging über Elberfeld durch Westphalen, Detmold, Hannover, Braunschweig, die Provinz Sachsen nach der Mark Brandenburg.

In Soest, einer westphälischen Stadt, sagte mir der Fourier, der Bürgermeister weigere sich, die Pferde zu liefern, die ich zum Transport leicht Erkrankter requirirt hatte. Solche Kühnheit schien mir ganz unerhört und ich lief in aller Wuth auf das Rathhaus. „Wo ist der Bürgermeister?" fragte ich mit einer Stimme, als sei ich der Eroberer von Soest. Der Rathsdiener machte vergebens Pst! und sagte mir, es sei Rathssitzung: „Ich kehre mich den Teufel an eure Rathssitzung; ich habe keine Zeit und muß den Bürgermeister sprechen!" Damit schob ich den entsetzten Rathsdiener bei Seite und drang in das Sitzungszimmer, wo ich die ob meines Ungestüms erstaunten Väter der Stadt Soest um einen grünen Tisch herumsitzen fand. „Welches ist der Herr Bürgermeister?" — fragte ich ohne weitere Complimente, und als ich ihn in dem Dicksten der Herren zu erkennen glaubte, fuhr ich ihn an: „Also Sie wollen uns keine Pferde liefern!" — Der verlegene Bürgermeister stammelte etwas von dem Herrn Stadtschreiber und dieser, der ihm gegenüber saß, fing eine Erklärung an. „Ich habe nichts mit dem Herrn Stadtschreiber zu thun, ich rede mit dem Herrn Bürgermeister. Ich verlange für den königlichen Dienst soviel Wagen und soviel Pferde, die Morgen früh um sechs Uhr bereit sein müssen. Sind dieselben nicht da, so werde ich auf Kosten der Stadt Postpferde nehmen und die Weigerung des Herrn Bürgermeisters nach Berlin melden." — Damit machte ich ein sehr trotziges Compliment und ging zur Thür hinaus. Daß ein Bürgermeister sich nicht vor Eifer zerriß, wenn ein Officier Etwas für den königlichen Dienst verlangte — worunter wir natürlich stets nur den Militärdienst verstanden — schien mir ein ganz enormes Verbrechen! Die Pferde waren übrigens am anderen Morgen an Ort und Stelle. —

In einem westphälischen Dorfe seitwärts von der Landstraße, wo wir Ruhetag halten sollten, ward ich bei einem reichen Schulzen einquartirt. Sein Haus war massiv und stattlich und mochte einst der Sitz eines kleinen Edelmannes gewesen sein. Der Schulze kam mir vor seiner Hausthür mit einem Teller voll Waffeln und einem Bierglase voll Wachholderbranntwein entgegen, welchen colossalen Schnaps ich trotz alles Sträubens leeren mußte, um den braven Mann nicht zu kränken, so daß ich den ganzen Tag nicht recht zur Besinnung kam.

Ich logirte in einem schönen, großen, sorgfältig durchwärmten Zimmer, in dem ein wenigstens zehnschläfriges Himmelbett mit einer ganzen Hölle von Federbetten stand. Ich legte mich an das äußerste Ende, der Breite nach hinein und deckte mich mit einem Kopfkissen zu, denn das zu diesem Zweck bestimmte Oberbett war gewiß vier Fuß dick und mußte mehr als einen Centner wiegen.

Der Tisch wurde mitten in meinem Zimmer für mich allein gedeckt, allein dermaßen mit Speisen beladen, daß eine große Gesellschaft sich hätte daran sattessen können. An Fleisch standen allein auf demselben ein Stück Rindfleisch von wenigstens 15 Pfund; ein ganzer Schinken; zwei gekochte, fette Hühner; verschiedene Sorten Wurst und ein ganzer, gebratener Hase.

Die gelbhaarige, blauäugige, weiß und rothe Westphälin, die mir in ihrem Sonntagsstaat aufwartete, war ein wahres Prachtexemplar des Stammes. Ihr Fleisch war so fest, daß man einen Floh darauf hätte knicken können. Man sagt, wer den Minnesold einer solchen Westphalin gewinnen wolle, müsse mit ihr darum ringen, wie Siegfried mit Brunhilde. Das nenne man da zu Lande schickliches, jüngferliches Sträuben, was aber gar nicht böse gemeint

sei; die derben Bauernmädchen ergeben sich aber nur einem Liebhaber, der sie im Ringkampf besiege und am liebsten dem, der sie hinwerfe, daß die Rippen knacken. In der Provinz Sachsen fand ich minder rauhe Sitten.

Als wir eines Sonntags in der Nähe eines Hannöverschen Dorfes marschirten, zur Zeit als die Leute aus der Kirche kamen, redete mich ein anständiger Landmann an und sagte: „Ihre Leute haben einen schlechten Charakter.“ Das ärgerte mich nicht wenig, noch dazu im „Auslande“; allein der Mann hatte gerechten Grund zur Klage. Meine Rekrutenschlingel hatten seine Frau und Tochter handgreiflich mitten auf der Straße insultirt. Ich ließ sogleich Halt machen und der Mann mußte mir die Uebelthäter bezeichnen. Es waren das ein halbes Dutzend der ruppigsten Bengel der ganzen Bande, die ich sogleich von der Compagnie absonderte und vierzehn Tage lang statt in das Quartier, in das Arrestlokal des Ortes bringen ließ.

In Coppenbrügge war ich trotz des ermüdenden Marsches noch mit dem Gewehr in der Umgegend umhergestrichen. Als ich Abends in mein Quartier zurück kam, fand ich eine sehr komische Scene. Hauptmann C., der mit mir zusammen logirte, saß zu Gericht. Die Arrestanten hatten im Arrestlokal Alles zerschlagen, hatten den Tisch ekelhaft verunreinigt und den Gefangenwärter geprügelt. Als Zeuge diente ein sehr magerer Schneider, der ebenfalls im Arrest war, weil er seine Ehehälfte mit der Elle gemessen hatte. Er gab seine Zeugenaussage mit großem Pathos ab und verweilte mit hungriger Rührung bei dem „delicaten Butterbrot“, welches die gute Frau des Gefangenwärters den arretirten Rekruten gegeben hätte. Sein Bericht hätte einem shakespearschen Clown in den Mund gelegt werden können und

er verlor nichts an Werth dadurch, daß er im zierlichsten hannöverschen Dialect abgefaßt war.

Der Hauptmann, der mit großem Eifer einen Meerschaumkopf anrauchte, den er in Lemgo gekauft hatte, machte verzweifelte Anstrengungen, seinen richterlichen Ernst zu behaupten. Sah er zufällig in mein lachendes Gesicht, so schnitt er in der Verzweiflung eine so entsetzlich grimmige Fratze, daß der Schneider zitterte; oder er nahm einen Ausdruck an, als wolle er eben in Thränen des bittersten Schmerzes ausbrechen.

Vor Hameln kamen uns trotz des Regens die dort garnisonirenden hannöverschen Officiere entgegen und luden uns gastfreundlich für den Abend zu einer Gesellschaft ein, die sie uns zu Ehren geladen hatten. Wir fanden hübsche, muntere Officiersdamen und wurden mit Grog und andern englischen Gräueln beinahe freundschaftlich umgebracht.

Dem Regen folgte bald Frost und Schneegestöber; allein das war erträglicher als die Nässe. — In Wolfenbüttel machten wir Bekanntschaft mit einer nur dort gebrauten Art von Bier, das Tuffstein genannt wird und welches seine eigenthümlichen Eigenschaften dem über Tuffstein dahin fließenden Wasser verdankt. Wir gingen hier in's Theater, welches in einer Vitriolfabrik aufgeschlagen war; mitten im Parterre stand eine Pumpe und die Schauspieler fegten mit ihrem Toupé den Theaterhimmel.

Da wir nicht weit von Halberstadt vorbei kamen, so erbat ich mir vom Hauptmann einige Tage Urlaub, um meine Eltern zu besuchen, die sehr überrascht und erfreut waren, mich zu sehen.

In der Nähe von Genthin stieß ich wieder zu meinem Commando. Ich fand den Hauptmann bei einem geizigen Amtmann einquartirt und hustend und fluchend über den

Rauch in dem kalten Zimmer und über das dürftige und schlechte Abendessen.

Der Marsch von Brandenburg nach Potsdam zwischen den Seen der Havel hindurch war bei dem scharfen Frost und feinen Schneegestöber keine kleine Strapaze und es war bereits dämmerig, als ich in mein Quartier kam. Es war dasselbe ein sehr hübsches Zimmer bei einem reichen Schornsteinfegermeister, der fünf Häuser in Potsdam besaß; allein das Zimmer war eiskalt, und als ich zu Mittag essen wollte, hieß es, es sei ein Gasthof in der Nähe. Da ich am andern Morgen ganz früh mit dem Postwagen nach Berlin mußte, um das Commando anzumelden, so wollte ich weiter keinen Lärm machen, sondern ging aus, meine Freunde aufzusuchen, deren ich in Potsdam genug hatte.

Als ich gegen elf Uhr zurück in mein Quartier kam, klagte mir mein armer Bursche, daß er auch nicht einen Bissen zu essen bekommen habe. Der Wirth, der sehr schlecht auf Soldaten zu sprechen schien, hatte durchaus verboten, uns irgend etwas anderes, als das bloße Quartier zu geben, obwohl er zur Verpflegung seiner Einquartierung verpflichtet war. Mir riß die Geduld. „Da soll doch ein Donnerwetter darein schlagen!“ rief ich und wollte mir eben den Hauswirth citiren, als dieser aus dem Nebenzimmer hereingekugelt kam. Er hatte augenscheinlich an der Thür gehorcht, um sich an meinem Aerger zu weiden und Krakehl mit mir zu suchen. Mein jugendliches Aussehen schien ihm doppelte Courage zu geben. Der Kerl war so dick als lang und von der allergröbsten Sorte. Er schien eine Art von Blaubart, denn hinter ihm sah ich durch die offene Thür mehrere sehr ängstliche Frauengestalten. Der Kerl schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie höhnend: „Na, nu lassen Sie doch einmal ein Donnerwetter darein schlagen!

Wir fürchten uns noch lange nicht vor einem solchen Lieutenant!" — Ich gehörte damals nicht zu den sanftmüthigsten Menschen. Die Galle lief mir über und ich packte meinen Degen, um ihn dem Talgklumpen um die Ohren zu schlagen; allein die Betrachtung der lächerlich dicken, aufgeblasenen Figur brachte mich auf bessere Gedanken. „Herr, packen Sie sich augenblicklich aus meinem Zimmer!" rief ich. „„Was!"" schrie er außer sich und höhnisch lachend, „„was, Sie wollen mich aus meinem eignen Zimmer hinausjagen? ha ha ha!"" — „Herr, das Zimmer ist jetzt mein. Packen Sie sich!" — Er würdigte mich keiner Antwort, sondern setzte sich breit auf einen Stuhl. —

Der Bursche, den ich mir ausgesucht hatte, war ein Eisenarbeiter aus Iserlohn, gewohnt große eiserne Zangen und Eisenstücke zu regieren, mit einer Brust und Armen wie ein Herkules. „Komm," rief ich ihm zu, „wirf mir den Kerl hinaus!" Ohne ein Wort zu reden, packte er den Dickwanst und schob ihn wie eine Kegelkugel durch die offene Thür in das andere Zimmer, so daß er an der gegenüber liegenden Wand landete. Die Weiber kreischten, allein heimlich sah ich sie lachen. Ich schloß die Thür und schob den Riegel vor; allein in derselben war ein ovales, mit einem Vorhang versehenes Fenster, welches alsbald geöffnet und durch das wüthende Gesicht des tollen Schornsteinfegermeisters ausgefüllt wurde, der schimpfte und fluchte.

Ich drohte ihm, die Wache zu holen und ging auch aus in das Quartier meines Hauptmanns, den ich bereits im Bette fand. Ich erzählte ihm den Vorfall und überließ es ihm, weitere Meldung zu machen, da ich vor Tag fort mußte. Er hat aber wahrscheinlich weiter keine Notiz davon genommen und es war auch eben so gut. — Als ich in mein Quartier zurück kam, war Alles ruhig und die Weiber

hatten dem Burschen zu essen gegeben. Wahrscheinlich fürchtete man, ich möchte den Hausherrn auf die Wache bringen lassen.

Am andern Morgen vor Tag fuhr ich nach Berlin und am Tage darauf versammelte ich zum letzten Mal meine Compagnie in einem großen Raum ebener Erde im Zeughaus, um ihr die Löhnung auszuzahlen. Als mir der Feldwebel den Sack mit Geld brachte, schüttelte ich ihn und zeigte ihn mit einem Scherz drei fremden Officieren, die gleichfalls in Geschäften dort waren. Da fiel mir plötzlich mein Traum ein; Alles traf ein bis auf die kleinsten Details, wie ich es in demselben gesehen hatte, was mir nicht wenig zu denken gab.